

kürbiskern

B 20094 F

LITERATUR, KRITIK, KLASSENKAMPF

Alfred Andersch, Franz Josef Degenhardt, Erich Fried, Elisabeth Alexander, Dieter Beck, Herbert Berger, Manfred Bosch, Ludwig Fels, Walter Gerlach, Frank Göhre, Siegfried Grundmann, Katrine v. Hutten, Peter Maiwald, Albert Maurer, Hanns Meilhammer, Rigo Ros, Christian Schaffernicht, Erasmus Schöfer, Rudolf Schlabach, Hannelies Taschau, Artur Troppmann, Uwe Wandrey, Rodja Weigand, Wicht, Klaus Peter Wolf

Wolfgang Bartels: Berufsnot – Notstand eines Systems

Gerd Nies: Anmerkungen zur Rechtslage – Berufsausbildung

Johanna Hund: Dequalifikation als Schicksal

Berichte, Bücher, Gespräche zur Lage der Jugend:

Thomas Hartwig, Joachim Hoßfeld, Ewald Dede, Ulrike Maercks-Franzen, Rudi Bergmann, Gloria Behrens

200 JAHRE USA: Friedrich Knilli, David Kunzle, Claus Biegert, Rosi Kraft

JUGEND UND ARBEITSLOSIGKEIT

KLEINE ARBEITERBIBLIOTHEK

- | | |
|--|--|
| 1 Otto Gotsche:
Sturmsirenen über Hamburg | 13 Eberhard Panitz:
Die unheilige Sophia |
| 2 Sowjetische Erzählungen
der 20er Jahre | 14 Ludwig Renn:
Adel im Untergang |
| 3 Karl Grünberg:
Brennende Ruhr | 15 Martin Andersen Nexö:
Bootsmann Blom |
| 4 Erik Neutsch:
Auf der Suche nach Gatt | 16 Berta Lask:
Stille und Sturm |
| 5 Kurt David:
Die Überlebende | 17 Warum wird so einer
Kommunist? |
| 6 Nikolai Bogdanow:
Das erste Mädel | 18 Olga Larionowa:
Der Leopard vom
Killimandscharo |
| 7 Ursula Püschel:
Die Kernbauer | 19 Karl-Heinz Jakobs:
Tanja, Taschka und so weiter |
| 8 Der erste Tag
Nachrichten aus unserm Land | 20 Willi Meinck:
Tödliche Stille |
| 9 Karl-Heinz Jakob:
Beschreibung eines Sommers | 21 Eduard Claudius:
Grüne Oliven und nackte Berge |
| 10 Harald Hauser:
Wo Deutschland lag | 22 Manfred Jendryschik:
Johanna oder die Wege des
Dr. Kanuga |
| 11 Rudolf Braune:
Das Mädchen an der
Orga Privat | 23 Besuglow / Klarow:
Der Intrigant
(erscheint im Herbst 76) |
| 12 Benito Wogatzki:
Zement und Karfunkel | 24 Artur Troppmann:
Die Leute aus dem 30er Haus |

Preis pro Band DM 6,80; im Abonnement DM 5,— + Porto.

Zu beziehen über den Buchhandel oder direkt bei Damnitz Verlag GmbH,
Hohenzollernstraße 144, 8000 München 40.

kürbiskern

Literatur, Kritik, Klassenkampf

Herausgegeben von
Friedrich Hitzer, Oskar Neumann,
Conrad Schuhler, Hannes Stütz

Damnitz Verlag München

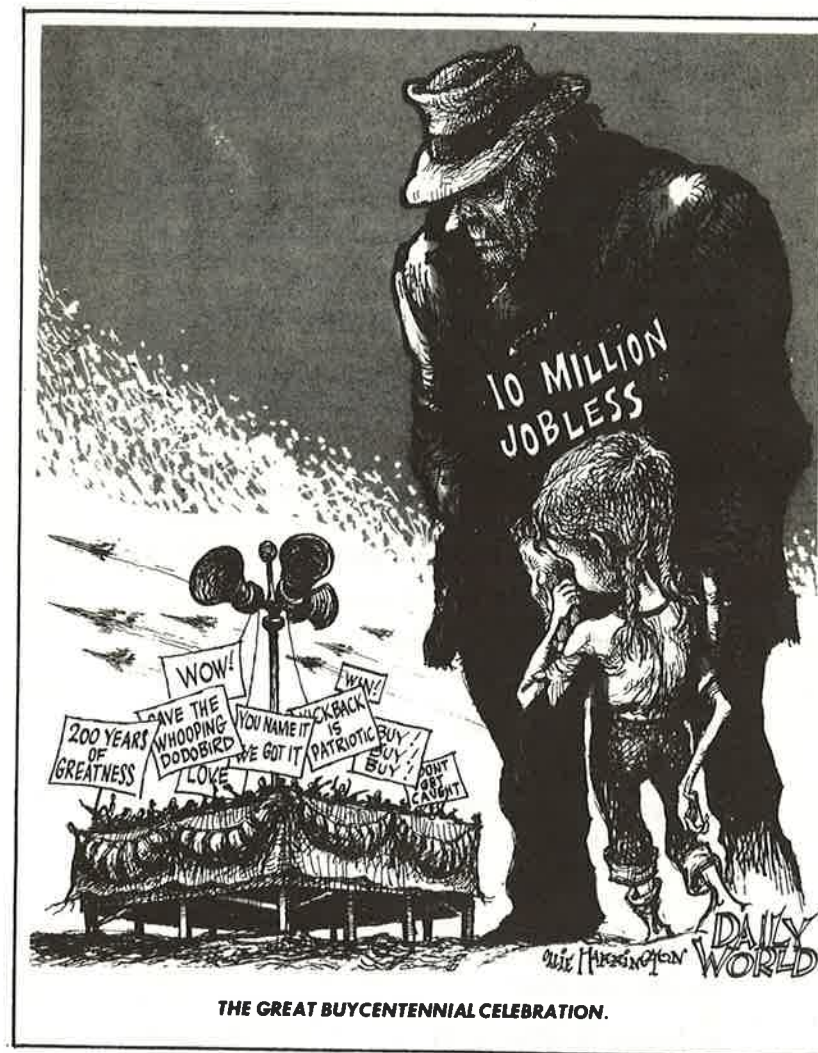
JUGEND & ARBEITSLOSIGKEIT

WIR SIND ALLE AMERIKANER GEWORDEN	3
Franz Josef Degenhardt: Arbeitslosigkeit	4
Alfred Andersch: Lin aus den Baracken	9
Peter Maiwald: Junger Arbeiter	15
Erich Fried: Arbeitslosigkeit	15
Hannelies Taschau: Aussichten	16
Uwe Wandrey: Wetterwende	17
Frank Göhre: Einer wie ich	18
Horst Herkommer: Knast und so	20
Herbert Berger: Scheintot	30
Klaus Peter Wolf: Flipperkönig / Kein Platz für junge Leute	31
Rudolf Schlabach: Eisessen	34
Rodja Weigand: arbeitslose / dei lächln / a falke	41
Hanns Meilhamer: Und des soi a Liebeserklärung sei?	41
Wicht: Arbeiten	41
Manfred Bosch: uf den dag wart i	42
Dieter Beck: Das Lied vom Playboy	43
Rigo Ros: Streng vertraulich	44
Artur Troppmann: Arme Tante	49
Siegfried Grundmann: Hinter der Fabrik	50
Christian Schaffernicht: Verfassungsgeschichten	55
Albert Maurer: Da sah ich	56
Elisabeth Alexander: Mama	57
Katrine von Hutten: Robert und Rosa	57
Ludwig Fels: Kleines Gedicht	62
Joachim Hoßfeld: Berufssuche von Tettmanger Realschülern	63
Thomas Hartwig: Keine Maloche	65
Wolfgang Bartels: Berufsnot — Notstand eines Systems	79
Gerd Nies: Berufsausbildung — Anmerkungen zur Rechtslage	88
Ewald Dede: Von der Tutzinger Höh	93
Johanna Hund: Dequalifikation als Schicksal?	96
Literatur im Gespräch	104
Ulrike Maercks-Franzen: 'Jetzt Arbeit haben, das wär unheimlich schön'	114
'... sind halt schlechte Zeiten' — Gespräch mit Gloria Behrens	124
Walter Gerlach: Die verlorene Ehre der Kulturträger	128
Rudi Bergmann: Blaue Blume und rote Nelke	130
Erasmus Schöfer: Streiklage in meinem Betrieb	137
200 Jahre USA	
Friedrich Knilli: US-Arbeiter — Gebt uns Brot, aber gebt auch Rosen!	140
David Kunzle: Donald Duck und die Bilderdiebe	149
Claus Biegert: 200 Jahre Amerika oder Claus, das FBI ist eine große Familie	153
Rosi Kraft: Handicap und Happyend mit Ali	164
Wolfgang Bittner: Justitia schlägt zu	169
Anmerkungen	176

„Wir sind alle Amerikaner geworden“

Helmut Schmidt*

DAILY WORLD Thursday, May 6, 1976 Page 9



* Bei der Entgegennahme der Ehrendoktorwürde in Washington 1976.

Franz Josef Degenhardt Arbeitslosigkeit

na und
wissen sie aus diesem thema
müssen endlich mal die emotionen raus
schon der begriff
das klingt so muffig
ARBEITSLOS
das riecht nach klo und kappes
zeitweilig unbeschäftigt
sollte man das nennen
sehen sie das ganze doch mal
ohne vorurteile an
das soziale netz ist gut geknüpft
mit einem bruchteil von der unterstützung
die so einer kriegt
fühlt sich ein kuli in KALKUTTA
doch als krösus
und
die Leute haben endlich auch mal ihre ruhe
dieses hasten ist vorbei
der leistungsdruck
am fließband diese kurzen arbeitstakte
hält doch auf die dauer niemand aus
und das verdummt ja schließlich auch
gerade ihr
die linken
habt doch immer darüber geklagt
und die leute haben wieder zeit
zum lesen
gutes buch konzert theater
bildung
ist doch was für euch
UMDENKEN mister UMDENKEN mister UMDENKEN
und zwar schnell
und zwar radikal
das problem
darf man auch nicht so kleinkariert betrachten
was geschieht denn da
vor unser aller augen
na
die gesamte WIRTSCHAFT
und zwar weltweit
strukturiert sich um

gigantisch ist das
ein globales produktions-und einkaufszentrum
ist da im entstehen
eine WELTFABRIK
zum beispiel hemden
lassen wir in hongkong machen
autos in brasilien
und schwarze mädchen in südafrika
verpacken aspirin
die ganze erde wird ein supermarket
mit rock und pop und rumtata
und alles unter einem FIRMENDACH
der alte menschheitstraum wird wahr
die weltgemeinde
grenzenlos
das ist doch was für sie
rassen klassen länderschränken
fallen
satellitenfernsehn dringt in jede kleine hütte
SAN FRANZISKO WLADIWOSTOK
sehen gleichzeitig
mick jagger
oder bayern gegen sao paulo
wohlstand unterm multinationalen stern
das ist die vision
jawohl
UMDENKEN mister UMDENKEN mister UMDENKEN
und zwar schnell
und zwar radikal

sehen sie
vor dieser vision
vor dieser echten REVOLUTION
wird alles übrige klein
bedeutungslos
und dafür muß man opfer bringen
jeder
egoistische interessen
haben da mal hinten anzustehen
sicher
ungerechtigkeiten
oder besser noch disparitäten
wird es dabei geben
wie bei jeder REVOLUTION
damit muß man leben

und da nutzt kein lamentieren
 heulen
 händchenhalten
 wenn paar dinge oder leute auf der strecke bleiben
 das ist sowieso meist schrott
 brauchbar bleiben die MOBILEN
 die beweglichen
 zum beispiel
 wenns mal keine arbeit gibt
 bei KRUPP in ESSEN
 nun
 wird eben umgeschult ganz einfach
 oder besser noch
 dann zieht man dahin wo es ARBEIT gibt
 nach MÜNCHEN oder HAMBURG
 und vielleicht sogar
 nach KAPSTADT oder RIO
 fremde länder
 abenteuer
 weg von mutterns ofen
 ja
 der ARBEITER 2000
 der wird wieder ein nomade sein
 mit sack und pack und campingwagen
 zieht er durch die welt
 ein freier mann
 für eine gute ARBEIT zieht der meilenweit
 UMDENKEN mister UMDENKEN mister UMDENKEN
 und zwar schnell
 und zwar radikal

ja
 und diese wirklich echte
 und globale REVOLUTION
 die machen diesmal die
 die da was von verstehen
 und das sind die multis
 WELTKONZERNE
 internationales UNTERNEHMERTUM
 und nicht
 die roten KOMMISSARE
 und GEWERKSCHAFTSBONZEN
 mit den sprüchen aus der mottenkiste
 von vor 100 jahren
 handel wandel
 und gewinne

das sind die methoden
 keine ideologien mehr
 und sowas
 RATIONALITÄT
 klar übern markt gesteuert
 produzenten und produkte
 die GEWINNE weisen aus
 was läuft und was verschwinden muß
 einfach ist das
 deutlich
 jeder muß das einsehn
 transparenz
 da haben sie doch immer von geschwärmt
 und klar geordnet
 systematisiert
 genormt
 PRODUKT UND PRODUZENTENSEITE
 hüsen tügen eigenheiten
 hier ein päuschen da mal STREIKEN
 hier ne meinung
 da ne meinung
 jeder will was andres sein und haben
 biedermeier und gemütlichkeit
 und sowas
 damit ist natürlich aus
 jawohl
 UMDENKEN mister UMDENKEN mister UMDENKEN
 und zwar schnell
 und zwar radikal

was wie bitte
 wenn die nicht so wollen
 meinen sie
 die PRODUZENTENSEITE
 wenn die das nicht überzeugt
 und wenn sich das sogar
 zum STÖRPOTENTIAL
 ausgewachsen sollte
 so mit ARBEITSKAMPF
 und KLASSENKAMPF auch international
 und so
 na hören sie
 das wär nicht gut
 da müßte man
 schon etwas POWER geben
 nun

in jedem fall
 der erste schritt ist längst getan .
 gigantisch und global
 das läuft
 die ganze erde
 grenzenlos
 und immer weiter
 niemand hält das auf
 und immer weitermarschieren bis alles
 in scherben....

UMDENKEN mister UMDENKEN mister UMDENKEN
 und zwar schnell
 und zwar radikal
 denn die PRODUZENTENSEITE
 aber unter einem andern stern
 ist schon längst dabei das aufzuhalten
 in VIETNAM zum beispiel
 in ANGOLA
 in vielleicht bald in ITALIEN
 in FRANKREICH
 und dann irgendwann auch
 werden von
 VEB KRUPP
 nach KAPSTADT oder RIO
 Freundschaftsdelegationen
 reisen

Alfred Andersch Lin aus den Baracken

1.
 So ungeduldig hatte Franz Kien noch nie auf den Zellen-Abend am Donnerstag gewartet. Der Himmel über der Leonrodstraße war noch ziemlich hell; zwischen den Arbeiterhäusern, an denen er entlang ging, und der endlosen roten Backsteinmauer der Max II-Kaserne auf der anderen Straßenseite stand eine warme Luft. Er hatte die Hemdsärmel aufgekrempt. In der alten Ledermappe aus seiner Schulzeit, die er mit sich trug, befanden sich nur die Entwürfe für die Flugblatt-Texte und ein paar Nummern der 'Internationalen Presse-Korrespondenz', in denen er sich die Stellen angestrichen hatte, auf die sich seine Texte stützten; er würde sie den Genossen vorlesen, falls es in der Diskussion Einwände gab. Immer beauftragten sie ihn, die Flugblätter zu schreiben, die besprochen wurden, wenn das Referat und die Diskussion darüber vorbei waren. Heute Abend würde ein Genosse von der Bezirksleitung der Partei über den ersten Fünfjahrplan in der Sowjetunion referieren. Franz war früher dran als sonst. Er wollte unter den ersten sein und einen Platz neben sich frei halten, damit Lin sich neben ihn setzen konnte. Er hatte schon einen bestimmten Plan im Auge, auf der Bank an einem der Eßtische in dem Nebenzimmer des 'Leonrod-Hof', in dem sie ihre Zellen-Abende abhielten. Er würde die Mappe so neben sich hinlegen, daß der Platz frei blieb. Sie kam immer erst, wenn der Abend schon begonnen hatte, und immer zusammen mit diesem Sepp Furtner, einem Schlosser bei BMW, der gar nicht aussah wie ein Schlosser, niemals etwas sagte und eigentlich zu alt war für den Jugendverband. Heute würde sie vielleicht etwas eher kommen, und sicherlich nicht mit diesem Furtner, denn sie war ja auf der Fahrt am letzten Wochenende Franz Kiens Mädchen geworden. Alle würden sehen, daß Lin Radvan sein Mädchen geworden war, wenn sie hereinkam, und er ihr ein Zeichen gab, und sie sich neben ihn setzte. Dieses Zeichen mußte unauffällig und selbstverständlich gegeben werden, nicht angeberisch, wahrscheinlich würde ein Blick genügen. Die anderen würden nichts sagen, auch nachher nicht; darüber, daß ein Junge und ein Mädchen sich zusammentaten, wurde nicht gesprochen. Vielleicht würde über Sonja Hallers Gesicht ein Schatten gehen. Möglich, daß Ludwig, der Zellenleiter, an einem der nächsten Tage zu ihm sagen würde: »War ja wohl auch höchste Zeit für dich!« Franz bedauerte, daß er Lin nicht allein getroffen hatte, in der Zeit zwischen Sonntag und heute. Es wäre besser gewesen, einmal mit ihr allein zu sein, sie nicht erst auf dem Zellen-Abend wiederzusehen, unter all den anderen. Nach der Heimfahrt aus dem Dachauer Moos hatte es am Sonntag abend in der Schleißheimer Straße, ehe sie auseinandergingen, einen verfilzten Haufen von fünfzig Fahrrädern gegeben, und als er sich entwirrte, war Lin verschwunden gewesen. Franz wunderte sich, daß sie weggefahren war, ohne sich von ihm zu verabschieden. Schon den ganzen Sonntag über hatte sie kaum noch ein Wort mit ihm gewechselt, obwohl sie doch in der Nacht vorher sein Mädchen geworden war. Und er wußte nicht einmal, wo sie wohnte. Er ließ sich von Ludwig ihre Adresse geben. Sie wohnte in der Baracken-Siedlung am Oberwiesenfeld. Er ging am Montag abend hin, ziemlich spät. In der Nacht fand er die Baracken schön. Aus fast allen Fenstern fiel Licht auf den Lehm Boden der Straßen. Hier zu wohnen mußte besser sein als in dem bürgerlichen Haus, in dem er, Franz Kien, wohnte. Neben der Türe, auf der die Nummer stand,

die er suchte, war ein Klingelzug. Die Klingel machte ein schepperndes Geräusch. Eine Frau öffnete.

»Ist Lin zu Hause?« fragte er.

»Nein«, sagte die Frau, kurz angebunden.

»Wann wird sie kommen?«

»Weiß ich nicht«, erwiderte die Frau, vielleicht Lins Mutter. »Die sagt mir doch nie, wann sie heimkommt.«

»Ich schau später nochmal vorbei«, sagte er, aber er ging nicht wieder hin, auch nicht an den folgenden Tagen. Vielleicht war es Lin nicht recht, wenn er sie zu Hause aufsuchte. Er würde sie ja heute, nach dem Zellen-Abend heimbegleiten. Nur drei Tage, dachte er, aber es wurden schwierige Tage. Er fühlte sich unsicher. Er hatte keine Vorstellung davon, wie es sein würde, mit einem Mädchen zu gehen. Auf jeden Fall war es toll, daß es Lin war.

2.

Das Stück ödes trockenes Moorland in einer Amper-Schleife bei Mitterndorf, auf dem sie lagerten und abkochten, war einer ihrer Lieblingsplätze. Der Boden war torfig, gelbes Gras wuchs auf ihm. Der spitze Fichtenwald im Norden verbarg ihnen die Häuser von Mitterndorf, gab ihnen ein Gefühl von Wildnis und Einsamkeit. Ein paar Fichten und Laubbäume standen weit verteilt auf dem Grund. Die Amper, in der sie badeten, war ein olivgrauer und stiller Fluß. Auf dem jenseitigen Ufer lagen die weiten Flächen des Dachauer Mooses unter dem Sommerhimmel, unter den Vogelschreien. Die Leute vom ISK, die sich an ihren Fahrten beteiligten, kochten Gemüse- und Kartoffelsuppen; sie brieten niemals Würste, wie die Jungkommunisten, nicht einmal Eier. Die Jungkommunisten teilten sich auf in Gruppen, in denen Jungen und Mädchen miteinander schmusten, und solche, in denen politisch diskutiert wurde. Die Schmusenden, – man nannte sie verächtlich 'die Woigler', Franz Kien konnte nie herausbringen, woher dieser Ausdruck stammte –, waren auf solchen Fahrten politisch unansprechbar; auch wenn sie sich während der Woche in der Stadt an der Agitation beteiligten – in der Natur hatten sie nichts im Sinn, als sich in den Armen zu liegen, während Franz und andere miteinander über die Arbeitslosigkeit und die Revolution und den herannahenden Faschismus sprachen. Die ISK-Leute kamen zu ihnen herüber und breiteten ihre Argumente vor ihnen aus, die darauf hinausliefen, daß man nicht nur die Gesellschaft sondern sich selbst verändern müsse. Vor allem sich selbst. Man merkte ihnen an, daß sie sich als etwas Besseres vorkamen. Während Franz mit ihnen diskutierte, sah er sich in dem großen Kreis der auf dem Boden Hockenden um und fragte sich, warum sie eigentlich immer an den Wochenenden auf Fahrt gingen; sie waren doch alle arbeitslos und hätten infolgedessen auch an Werktagen Wanderungen machen können. Statt dessen verhielten sie sich so, als gäbe es noch eine funktionierende Arbeitswelt. Später hörte er auf, sich mit den ISK-Leuten zu streiten und betrachtete unauffällig die Mädchen, die sich an dem Gespräch beteiligten, weil sie entweder keinen festen Freund hatten, oder keine Lust, weiter nichts zu tun, als mit einem solchen auf dem gelben Gras, auf dem trockenen federnden Torfboden zu liegen. Das Lagerfeuer knisterte. Franz, achtzehn Jahre alt, empfand nicht nur, quälend, sondern wußte, gequält, daß er ein Mädchen brauchte, und daß er nur zu schüchtern war, um sich einem zu nähern und ihm zu sagen, daß es ihm gefiele. Sonja Haller zum

Beispiel, die sich neben ihn gesetzt hatte, gefiel ihm. Sonja hieß eigentlich Sophie, aber sie sah so slawisch aus mit ihrem breiten, wie ein freundlicher Mond schimmernden Gesicht, daß ihr der Name Sonja wie von selbst zugefallen war. Sie trug eine schwarze Russenbluse, deren Kragen rot eingefäßt war, und ihr schwarzes Haar war in der Mitte gescheitelt. Sie war eine sehr gute und aktive Genossin, die vielleicht nichts als gutmütig gewirkt hätte, wenn in ihren Augen nicht dieses schwarze lustige Blitzen gewesen wäre, mit dem sie ihn, Franz Kien, manchmal streifte. Sie hatte ihn einmal hitzig gegen Minna Neuffer verteidigt, als Minna zu ihm gesagt hatte: »Mensch, du mußt immer alles analysieren!« Das war am Königssee gewesen. Sie saßen unter den starren Felswänden, über dem unergründlichen Wasser, und Franz hatte den beiden Mädchen erklärt, warum er den Königssee, in dessen Tiefe die durch die Kälte und den Wasserdruck konservierten Leichen lagen, nicht mochte und es vorgezogen hätte, ins Dachauer Moos zu fahren. Sonja fuhr auf und sagte mit einer Schärfe, die Franz ihr gar nicht zugetraut hätte: »Ist doch viel besser, wenn einer nachdenkt, als wenn er nichts denkt!« Minna hatte hochmütig und unüberzeugt geschwiegen. Sie gefiel Franz noch besser als Sonja, stumm saß sie heute ihm gegenüber im Kreis, eine feste kleine Person mit blauen Augen in ihrem schönen, herrschsüchtigen Gesicht unter blondbraunen Haaren. Sie hatte ihre Beine angezogen und umklammerte sie mit ihren Armen. Sie würde schwerer zu haben sein als Sonja, die nicht zögern würde, mit ihm einen Spaziergang die Amper entlang zu machen, wenn er sie dazu auffordern würde. Aber öfter als zu ihr oder Minna blickte er zu Lin Radvan hinüber, verhakte sich mit den Augen in sie. Einmal erwiderte sie seinen Blick, so gleichgültig, daß er rot wurde und wegsah. Was ihr Aussehen betraf, so konnte sie es mit Sonja und Minna nicht aufnehmen. Als Franz sie einmal einem Genossen gegenüber erwähnte, so beiläufig wie möglich, hatte dieser geringschätzig erwidert: »Mein Gott, an der ist doch gar nichts dran!« Und wirklich – an ihr war nichts dran. Sie war bloß ein mageres kleines rothaariges Mädchen mit Sommersprossen in einem blassen Gesicht, hellbraunen Augen. Ein Skelettchen fast, mit einem Fähnchen aus verwaschenem Grün darüber, doch Franz fand, daß um sie herum ein Ungewisses und Zitterndes entstand, das sich wie eine vibrierende Kontur um ihre Magerkeit legte. Nicht einmal ihre Haare waren von jenem Rot, das unmittelbar einleuchtet, sondern stumpf hellrot; immerhin trug sie diese Farbe zu einem glatten Bubikopf geschnitten, der wie ein Helm um ihre darunter fast verschwindenden Wangen und über ihrer Stirne lag. Auch heute, wie immer auf Fahrten, war sie ohne Sepp Furtner erschienen; dieser fast dreißigjährige Metallarbeiter ging niemals auf Fahrt. Franz überlegte, daß ihre Bindung an ihn nicht sehr eng sein konnte, wenn sie ihn über das Wochenende im Stich ließ und lieber mit der Jugendbewegung ins Dachauer Moos zog, anstatt mit ihm am Samstagabend ins Kino zu gehen.

Als es dunkelte und sie zu singen begannen, von Gitarren begleitet, während die Lagerfeuer wieder angefacht wurden, erappte Franz sich bei dem Wunsch, daß auch er jetzt lieber ins Kino gegangen wäre, als sich diese kindischen Lieder, diese elenden Gitarren anzuhören, die ein paar alte Gefühle aufwärmten. Sie hatten über den Marxismus gesprochen, und jetzt sangen sie 'Über die Heide geht mein Gedenken' und 'In Celle steht ein schwarzes Haus'. Er schüttelte sich und wünschte sich in ein Kino, vor ein stummes Lustspiel mit Charlie Chaplin. Auch Marx würde sich lieber bei einem Chaplin-Film von der Arbeit am 'Kapital' erholen, unvorstellbar war es, daß er

Löns-Lieder sang. Damals wußte Franz noch nicht, daß Marx, wenn er mit seiner Frau und den Kindern am Sonntag aus der Hampsteader Heide in die finstere Dean Street heimkehrte, deutsche Volkslieder sang, am liebsten 'Oh Strassburg, oh Strassburg, du wunderschöne Stadt!' Aber nur ich denke, dachte Franz, daß die Genossen Kitsch singen, weil ich ein bürgerlicher Intellektueller bin, den jungen arbeitslosen Arbeitern macht es gar nichts aus, Gefühle in die Nacht der Natur hinauszusingen, nachdem sie sich lange genug den Kapitalismus erklärt haben. Sie haben ja auch keine Hemmung, eine Genossin anzureden, wenn sie sich mit einer anfreunden wollen, nehmen es auch gleichgültig hin, wenn sie abgewiesen werden. Nein, das stimmt nicht, dachte Franz, wir haben Fälle von schwerem Liebeskummer im Jugendverband, aber jedenfalls trauen sie sich, es zu versuchen, während ich es mir noch nie getraut habe. Er überlegte sich Formeln, mit denen er Lin Radvan ansprechen könnte; zum Beispiel könnte er sie fragen, wie sie zu ihrem ungarischen Namen käme, ja, das wäre ein guter Anknüpfungspunkt, und wenn sie ihm Auskunft gab, konnte er anfangen zu flachsen und sagen, sie sähe überhaupt ziemlich ungarisch aus, er hatte keine Ahnung, wie Ungarinnen aussahen, aber das war ja egal, Hauptsache, es käme eine leichte, doch mit allerlei Bedeutungen geladene Unterhaltung zustande, in deren Verlauf sie sich wie absichtslos in die Dunkelheit hinein bewegten, auf die Schwärze des Waldrandes zu. Theoretisch war das alles ganz einfach. Mit Genugtuung stellte er fest, daß Lin nicht mitsang. Sie ging zwischen den Gruppen hin und her, störte auch manchmal ein ineinander verstricktes Paar, indem sie sich unbekümmert neben den beiden auf den Boden setzte und sie ansprach, wurde weggejagt, tauchte wieder bei den Singenden auf. In der Nacht, im Widerschein der Feuer, flatterte ihr verwaschenes grünes Fähnchen wie ein Irrlicht über dem Grund, phosphoreszierend. Franz begann zu frieren, vielleicht weil er unbeweglich stand und darauf hoffte, Lin würde auch einmal zu ihm kommen, die Hoffnung eines Feiglings, sagte er sich, der auf das Wunder wartet, daß ein Mädchen ihn anspricht, ihn von dem Mut dispensiert, der dazu gehört, es ansprechen zu müssen. Schließlich suchte er Ludwigs Zelt auf. Nur wenige von ihnen besaßen Zelte, die meisten schliefen im Freien, in Decken gewickelt. Ludwig hatte ihn eingeladen, in seinem Zelt zu schlafen. Von draußen schimmerte Licht matt durch die dünne Zeltwand, die anderen lagen schon drinnen, links Ludwig und sein Mädchen, in der Mitte zwei Jungen, sie hatten den Platz rechts für ihn frei gehalten, seine Decke lag dort, er hatte sie schon am Nachmittag von seinem Fahrrad genommen und ins Zelt gelegt. Während er sich einrichtete, vorsichtig, um die anderen nicht zu stören, die vielleicht schon schliefen, während er noch saß und die Decke entfaltete, kam Lin herein, glitt schnell und gewandt neben ihn an die Zeltwand, flüsterte: »Rutsch ein bißchen!« und »Gib mir was von deiner Decke ab!« Als sie nebeneinander lagen, begannen sie fast auf der Stelle, sich zu küssen. Das ist es also, dachte Franz Kien, besinnungslos in seiner Überraschung. Lin streichelte seine Zähne mit ihrer Zunge. Franz hatte sich vollständig angezogen hingelegt; während er Lins Schultern umfaßt hielt, spürte er, daß sie unter dem grünen Fähnchen fast nichts anhatte, sie mußte furchtbar gefroren haben, draußen. Er begann, ihren Rücken zu streicheln, um sie zu wärmen, worauf sie sich enger an ihn schmiegte. Es war eine ungeheure Sache, daß dieser magere Körper sich an ihn preßte, daß über sein Gesicht sich Strähnen aus diesem Helm von Haaren legten, die hellrot waren, wie er wußte, auch wenn er ihre Farbe in der Dunkelheit des Zeltes nicht mehr wahrnehmen konnte.

Er hatte sich nicht geirrt — es war die ungeheuerste Sache, die es auf der Welt gab, wichtiger als alles andere. Er dachte aber nicht: wichtiger sogar als die Revolution. So konkret dachte er in diesen Augenblicken nicht. Sie flüsterten nicht miteinander, es gab nichts zu flüstern zwischen ihnen. Die beiden Jungen, von denen abgewandt Franz lag, mußten schlafen; sie bewegten sich nicht. Trotzdem ist natürlich nicht mehr möglich, als daß wir uns küssen, dachte Franz, erleichtert. Er kam nicht einmal auf die Idee, daß Lin vielleicht wünschte, er würde wenigstens anfangen, mit ihr zu spielen, indem er seine Hand zwischen ihre Beine legte, so sehr genügte es ihm, sie zu küssen. Er überließ sich völlig dem Glück, ein Mädchen gefunden zu haben; obwohl er sein Glied spürte, war er dem Zelt dankbar dafür, daß darin mehr nicht möglich war. Unter der Bedingung dieses Zeltes brauchte er Lin nicht zu offenbaren, daß er noch gar nicht wußte, wie Vögeln ging. Er wußte, was dabei mit ihm geschehen würde, denn er hatte sich schon selbstbefriedigt. Zum erstenmal hatte er sich in einem Lagerraum befriedigt, auf einem hellen Bretterboden liegend, umstanden von hellbraunen Holzregalen; seitdem hatte der Vorgang für ihn etwas Helles, Bleiches behalten, die Farbe des Samenstrahls, über dessen Gewalt er erschrocken war. Aber er wußte nicht, wie Vögeln sich bei einem Mädchen ereignete, was er genau tun mußte, damit es zustande kam, er wußte nicht einmal, wie ein Mädchen zwischen den Beinen wirklich aussah. Zu jener Zeit, in der Jugendbewegung, badeten Jungen und Mädchen nicht nackt miteinander; ehe sie in der Amper badeten, zogen sich die Mädchen hinter Gebüsch aus und ihre Badeanzüge an. Da er Lin gefunden hatte, — oder eigentlich sie ihn! —, da sie von jetzt an miteinander gingen, würde sich die körperliche Liebe schon finden, in den nächsten Tagen, heute Nacht durfte nichts sie dabei stören, daß sie sich, unter Küssen, nahe waren, unmöglich war die Vorstellung, er würde die Gewalt eines bleichen Samenstrahls gegen sie richten. Nur ein einzigesmal streifte ihn der Gedanke: meine 'gute Erziehung', meine verdammte bürgerliche Erziehung! Er begnügte sich damit, durch den Ausschnitt ihres Kleides nach ihrer Brust zu fassen, legte seine Hand auf sie, die eigentlich gar nicht vorhanden war, bloß eine kaum spürbare Erhebung aus einer heißen, unscheinbaren Magerkeit, die aber am Tage, mit verwaschenem Grün bekleidet, im Licht flirrte. Lin kam ihm nicht weiter entgegen. Sie ermattete; nach einiger Zeit schlief sie ein. Franz konnte nicht schlafen, weil ihr Kopf auf seinem Arm lag, aber er fand es leicht, unbequem und schlaflos zu liegen, wenn man darüber nachdenken konnte, wie es sein würde, mit Lin zu gehen. Als es hell wurde, wachte Lin auf und schlüpfte, ebenso schnell und gewandt, wie sie gekommen war, hinaus. Franz wartete fast eine halbe Stunde darauf, daß sie zurückkäme, dann stand auch er auf und trat vor das Zelt. Er sah sie drüben am Feuer der ISK-Leute sitzen, — die ISK-Leute waren natürlich Frühaufsteher —, und Tee trinken, wahrscheinlich Pfefferminz-Tee, denn die ISK-Leute tranken keinen schwarzen.

3.

Schon nach fünf Minuten war es Franz klar, daß der Genosse von der Bezirksleitung der Partei es gut meinte, aber daß es ihm nicht gelingen würde, die Turbinen des großen Dnjepr-Kraftwerkes zum Dröhnen zu bringen oder seine Zuhörer ahnen zu lassen, wie über den Baumwollfeldern von Turkestan die weiße Hitze der Hoffnung eines Landes flimmerte, in dem es niemals Arbeitslose geben würde, und wie die Boote der Prospektoren der *piatiletka* sich aus der endlosen Trägheit der Lena-Mündung der

Unendlichkeit des arktischen Meeres in den Rachen schoben. Er referierte nur die Zahlen aus dem Buch von Kirsanow über den Fünfjahrplan, das Franz Kien schon gelesen hatte, so daß er gar nicht zuhören brauchte, was ihm heute ohnehin schwer fiel, denn er wartete darauf, daß Lin erschiene. Sie kam also auch heute, sogar heute, wieder zu spät. Als sie endlich, lautlos, die Türe öffnete, erstarb die Bewegung, die Franz machen wollte, um sie auf den Platz neben sich hinzuweisen, schon im ersten Ansetzen des Hebens seiner Hand, weil hinter ihr sich dieser Sepp Furtner durch den Türspalt schob und die Türe hinter sich schloß, nicht so lautlos, wie Lin sie geöffnet hatte. Franz starrte gelähmt auf das Paar, das sich auf zwei Stühle im Hintergrund setzte; Furtner legte seinen Arm auf die Lehne des Stuhls, auf dem Lin saß. Hoffentlich, dachte Franz, hat niemand bemerkt, daß ich Lin ein Zeichen habe geben wollen; dieser Gedanke war der einzige, den er in seiner Verwirrung klar denken konnte. Aber es war ihm in den ersten Minuten nach dem Auftritt von Lin und ihrem Begleiter unmöglich, von den beiden wegzublicken; auch hoffte er, Lin würde mit einem Blick zu ihm hin die Sache erklären, ihm mit einem unauffälligen Achselzucken zu verstehen geben, daß sie dem Furtner nur draußen, vor dem 'Leonrod-Hof', begegnet war und daß dies alles nichts zu bedeuten hatte. Aber sie sah keinen Augenblick lang zu ihm hin, und dies nicht einmal ostentativ, sondern, wie Franz fühlte, offensichtlich gleichgültig, so, als würde sie sich erst erinnern müssen, wenn sie seiner gewahr würde. Besonders schlimm war es, daß sie dasselbe dünne grüne Baumwollkleid trug, das sie am Wochenende angehabt hatte; vielleicht hat sie kein anderes, dachte Franz und verlor sich in der Farbe, die in dem trüben Wirtshausslicht stumpf wirkte, indessen ihre Haare dunkler waren als sonst, der Helm ihres hellroten Bubikopfes war von Schatten durchwirkt. Um hinter das Geheimnis zu kommen, brachte er die Kraft auf, Furtner zu studieren, einen stämmigen großen Mann, der trotzdem nicht wie ein Schlosser aussah, sondern eigentlich wie ein Soldat in Zivil, in seiner braunen Jacke, die sich über ein Hemd spannte, das wie ein Militärhemd geschnitten war. Auch seine dunkelgraue Hose schloß sich eng um Beine, denen man ansah, wie kräftig sie waren. Er war nicht arbeitslos, sondern ungekündigt bei BMW, mehr wußte man von ihm nicht, denn er sprach niemals; in den Jugendverband kam er sicherlich nur Lins wegen, aber er hörte immer aufmerksam zu, auch heute. Franz sah, wie Lin und Furtner eine Einheit bildeten, während sie konzentriert dem Redner lauschten. Nach dem Referat gingen sie zusammen weg, was nicht ungewöhnlich war, denn es gab auch andere, die nicht bis zur Flugblatt-Diskussion blieben. Daß Lin fort war, erleichterte es Franz, seine Texte vorzulesen und sie gegen die Einwände zu verteidigen. Es gelang ihm, davonzueilen, ehe sich ihm, wie sonst, andere Genossen anschlossen, die den gleichen Heimweg hatten wie er. Wenn er schon zu sich heimzugehen hatte, anstatt Lin heimzubegleiten, so wollte er wenigstens allein sein. Fast weinend vor Enttäuschung trabte er durch die Nacht. Er konnte sich Lins Verhalten nicht erklären; verwirrt, ratlos, unglücklich, fand er sich nicht damit ab, daß er jetzt nicht, wie er für selbstverständlich gehalten hatte, mit Lin zusammen zu den Baracken am Rand des Oberwiesenfelds ging, wo das Licht aus den Fenstern auf den Leimboden der Straße fiel, sondern in genau entgegengesetzter Richtung auf das Viertel aus bürgerlichen Häusern zu, in dem er wohnte. Er geriet in eine Wut, wußte aber schon, daß es keinen Zweck haben würde, Lin zur Rede zu stellen. Dabei schaute nichts heraus.

Peter Maiwald Junger Arbeiter

Wenn ich nach eurem Mund geh, dachte ich,
werd ich mein Leben gut zu finden wissen.
Ging nach der Schule gleich auf diesen Strich,
der Markt heißt und auf den wir alle müssen.

Und bot mich an: lernte die Regeln: kroch
und duckte, schlug Kollegen aus dem Feld.
Und flog doch raus. Schrie: was wollt ihr denn noch,
daß ich aus mir mach für das bißchen Geld.

Daß ich mich preisgab, das genügt euch nicht.
Ihr braucht nicht Leute, sondern Geldmaschinen
zum einstellen, abstellen, was dem Markt entspricht.

Ein Automat kann euch am besten dienen.
Ich hab ein Herz, zwei starke Arme und zwei Augen
und seh, daß eure Märkte nicht für Menschen taugen.

Erich Fried Arbeitslosigkeit

„Wer wirklich arbeiten will
der findet auch Arbeit“
hat man mir immer gesagt
Da verstehe ich nur nicht
weshalb sie jetzt
von Arbeitsbeschaffung reden

Da müßte man doch nur einfach
die schärferen Polizisten
oder Typen wie unseren Lehrer
der immer sagt:
„Dich hätte ich
in meiner Kompanie haben wollen!“
herumschicken daß sie denen
die nicht wirklich arbeiten wollen
den Buckel vollschlagen

Dann wäre die Frage gelöst
und Arbeitslosigkeit gäbs keine –
wenn das stimmt

Hannelies Taschau Aussichten

Was ist denn mit euch
Was seid ihr so lustlos
Wer hat euch was getan
Ihr seid doch gesund
Auch ist kein Krieg
Wir damals wären ...

1977 Entlassung, das ist noch
lange hin, da geh man wieder
nachhause, sagt der Berufsberater.
Wir haben die von 1976 längst
nicht untergebracht

Was ist denn mit euch
Was seid ihr so lustlos
Wer hat euch was getan
Ihr seid doch gesund
Auch ist kein Krieg
Wir damals wären ...

Ich gebe euch, sagt der Klassen-
lehrer, einen Rat unter Freunden:
Aufhören zu pauken. Die Noten
sacken lassen. Sitzenbleiben.
Vielleicht vielleicht gibt es
nächstes Jahr Aussichten

Was ist denn mit euch
Was seid ihr so lustlos
Wer hat ...

Uwe Wandrey Wetterwende

Song in a-moll

Ich glaub, wir haben morgen schlechtes Wetter
unsre bessren Tage sind verjährt.
Die Wasserratten hüpfen auf die Bretter
die ersten Kapitäne machen kehrt.

Die Bauern beugen sich den ersten Böen
die Hamster haben ihre Bunker voll
die Klapperstörche wolln ins Ausland wehen
die Fledermäuse huschen durch den Zoll.

Die blinden Tauben gurren ganz neurotisch
die Türkenväter hatten mal 'nen Job
die Professoren werden anekdotisch
ein Waffenhändler öffnet seinen Shop.

Im Tierpark heulen neue Hunderassen
und auch die Menschenaffen kreischen sehr
Gesangvereine zier'n die stillen Straßen
ein Richter ölt im Keller sein Gewehr.

Ein Prokurist zeigt seine Autozähne
ein Kindergärtner weicht erschreckt
versteckt im Kragen seine schöne Mähne
bevor ein Unauffälliger ihn entdeckt.

Die Demoskopen komm'n wie Kakerlaken
und kaufen deine teure Meinung frei.
In Schultoielten die gekreuzten Haken
der Herr Direktor war doch nicht dabei.

Computer tippen lange schwarze Listen
dein Telefongespräch ist konserviert.
Die Juden packen wieder mal die Kisten
die Bücherfeuer werden schon geschürt.

Man sieht schon wieder viele blanke Knöpfe
die grüne Minne heult durch das Revier
an ihren Fensterschlitzern siehst du Köpfe
und ihre dunklen Augen sehn nach dir.

Ich glaub wir haben morgen schlechtes Wetter
die bessren Tage sind verjährt.
Die Wettermacher werden fetter
wir haben unsere Macher gut ernährt.

Er saß da, in der Kneipe, hinten, an einem der Ektische, ganz allein saß er da und nippte an einer Pfütze Bier. Ich setzte mich zu ihm.

Hallo, Opa, wie geht's?

Man nannte ihn Opa, alle die ihn kannten sagten Opa zu ihm, und Kalle hatte sich daran gewöhnt.

Zwanzig war er jetzt, und einen struppigen Bart hatte er, einen richtigen Rauschebart. Und dann seine Art, sich zu bewegen: langsam, gemächlich oder besser noch, bedächtig. Kalle strich über seinen Bart.

Beschissen, murmelte er. Beschissen, klar?

Klar, sagte ich und bestellte zwei Halbe.

Wir schwiegen einige Zeit, dann fing ich wieder an.

Immer noch nichts?

Kalle antwortete nicht. Er schüttelte auch nicht den Kopf, saß nur da, starrte in seinen Krug, und ich fand plötzlich meine Frage unheimlich blöd, aber, verdammt nochmal, man kann doch mal fragen, es hätte ja sein können, daß in den letzten zwei Tagen doch etwas gelaufen war, aber klar, wenn, dann säße Kalle jetzt nicht hier, jedenfalls nicht so und nicht allein.

Wo sind denn die anderen, fragte ich.

Weiß nicht. Interessiert mich auch nicht.

Mensch, Opa, was ist los?

Schweigen.

Komm, Kalle, so bringt das nichts. Also?

Aber Kalle ließ sich Zeit, zündete sich umständlich eine Zigarette an, die letzte, sagte er, zerknüllte die Packung, und erst als er ein paar tiefe Züge gemacht hatte, beugte er sich vor, sah mich mit schmalen Augen an und sagte: Wenn dir 'n Kumpel, 'n Typ, den du von so auf kennst, klar, wenn der dir die letzten Märker aus'm Jäckchen mopst, 'nem Kumpel also, klar, wie findest du das? Scheiße.

Und ich fragte mich, wer Kalle beklaut haben konnte, Bruno oder Otto, der Gelbe vielleicht, Wolfgang also, das waren die, die Kalle von so auf kannte, von der Straße eben, von nebenan, die, mit denen er sonst in dieser Kneipe hockte, Bier trank, mit denen er zusammen war, hier und auch so.

Aber die hatten doch alle Arbeit, zumindest einen Job, die waren zwar knapp bei Kasse, aber immerhin, die konnten sich ihre Halben leisten und hatten Tabak und auch Zigaretten, eigentlich.

Kalle dagegen. Der Opa.

Kalle war ein armes Schwein, war böß dran, stand echt auf'm Schlauch und kam sich von Tag zu Tag mehr verarscht vor, wenn er wieder mal irgendwo Männchen gemacht, Arbeitsamt schickt mich, und die im Personalbüro ihn nur kurz musterten, Blicke, die am Bart hängenblieben, gerunzelte Stirn, tut uns leid, Platz schon vergeben.

Klar, mistig das, meinte Kalle dann nach so einem Tag, abends in der Kneipe. Aber doch noch irgendwo human, im Ton, verstehst du? Aber manchmal, so

ein Pförtnerarsch, hau bloß ab, auf so Penner wie dich haben wir gerade noch gewartet.

Und wir hatten genickt. Alle. Alle hatten genickt, alle wußten, wie es um Kalle stand, der zwar mal 'ne Lehre abgerissen hatte, als Gärtner, schön im Freien und so, aber ansonsten, vergiß es, und dann Fachoberschule, das aber nicht gepackt hatte und jetzt, nichts. Absolut nichts zu machen, mich will keiner.

Und wir wußten auch von den knapp 200 Märkern Sozialhilfe und hatten bitter gelacht, als Kalle uns mal gefragt hatte, wie er davon leben solle, denn zu Hause, Kostgeld und so, klar, meine Alten können mich nicht einfach so durchziehen, bei vier Blagen, drei noch auf der Penne, da haut das nicht hin, klar?

Ja, Scheiße, bestätigte Kalle. Und ich fragte ihn, wer ihn denn beklaut habe, ausgerechnet ihn. Wer von den Kumpeln war's? Und da fing er plötzlich an zu lachen, und das Lachen hörte sich gar nicht gut an, ein heiseres Lachen und dann ein kurzes Husten, schnell ein Schluck Bier, und als Kalle dann den Krug absetzte, sich zurücklehnte, grinste er böß:

Die mich? Mann, ich die! Ich hab die Jungs gefilzt, klar? Und jetzt ist's aus, nix mehr Kumpel und so, aus und vorbei. Für die bin ich doch jetzt gestorben, aber völlig.

Du? – Mensch, warum hast du denn nichts gesagt? Warum haste nicht mal gefragt, ob dir einer was pumpt – Mensch, Opa, warum baust du so'n Scheiß?

Fragen, Mann, fragen? Seit 'nem halben Jahr frag ich. Nach Arbeit frag ich, nach 'ner Stelle, nach irgend 'nem miesen Job frag ich. Fragen, fragen, immer nur fragen! Zu Hause frag ich, frag, ob noch 'n Stück Wurst drin ist, 'n Schlag dicke Suppe.

Die Inge frag ich, frag sie, ob sie nicht mal 'n bißchen netter zu mir sein kann, gerade jetzt, 'n bißchen lieb, verstehst du? Ich frag ständig, überall. Das macht mich kaputt. Ich bring das nicht mehr. Ich kann nicht mehr fragen, klar? Schnallst du das, wie das ist? Dieses Gefühl, immer diesen hier, bitte, bitte. Und dann, plötzlich Sense, dann fragt so einer wie ich eben nicht mehr, läßt mitgehen und aus. Klar, Scheiße das, aber mach was dran. Ich hab's nicht mehr gepackt. Ich konnte nicht mehr fragen, war wohl nichts.

Nee, das war nichts, sagte ich und wußte nicht weiter. Und Kalle sagte, daß es wirklich nichts war, weil, klar, die Mäuse zurückgegeben, als Bruno ihn da gegriffen hatte, einfach auf den Tisch geschmissen die Märker und weg und sich beschissen gefühlt, immer noch.

So weit kommt's mit dir. Du beklaut Kumpels. So weit bringen die dich, so weit, daß du restlos ausklinkst, Scheiße baust.

Kalle knallte den Krug auf den Tisch und hatte eine Wut, eine saumäßige Wut, und die fand ihr Ziel, richtete sich gegen die, die ihn in langen Korridoren warten ließen, in Vorzimmern und Büros, die dasaßen mit glatten Gesichtern, gegen die, die ihn beiseite schoben, du wirst nicht gebraucht, Junge, heute nicht und nicht morgen, überhaupt nicht, wir wollen dich nicht, kein Bedarf, verschwinde, sieh zu, wie du zurechtkommst, gegen die, die ihn auf die Straße trieben, herumlungern ließen, die ihm die Tage lang machten und nutzlos, leere

Tage, und aus dieser dumpfen Leere dann ein zögernder Griff und aus, völlig weggetreten, irgendwie.

Mensch, Opa, das ticken die doch, gerade jetzt, ist doch klar, und die Wut, dieser Haß, mit dem bist du nicht allein, der ist in uns allen, und der hält uns zusammen, der macht uns stark, der läßt uns nicht aufgeben, der treibt uns voran, klar?

Klar.

Ich zahlte. Zahlte das Bier und hielt das Wechselgeld in der Hand. Ich zögerte.

Aber dann steckte ich die Münzen weg, nein, so nicht, und wir gingen raus, gemeinsam, das war wichtig, jetzt und überhaupt.

Horst Herkommer Knast und so

Kürzlich ist er achtzehn geworden, darauf ist er stolz. Achtzehn ist ein stolzes Alter. Wenn ihn nun einer fragt, kann er sagen, achtzehn und nicht mehr wie früher, werde bald achtzehn. Fast erwachsen also. Als er hier ankam, war er gerade sechzehn.

Er hat noch sieben Geschwister. Sein Vater ist, er neigt den Kopf zur Seite und zieht die Mundwinkel nach unten, wenn man ihn danach fragt, schon über siebzig und nicht mehr so ganz frisch. Und überhaupt hatte der früher eine Mordspranke, mit der er auch zuhauen konnte.

Drei Jahre wird er noch hierbleiben im Ernstfall. Hat er Glück, dann nur noch zwei. Weniger kaum.

Rolfs Mutter ist um die Sechzig und nahm ihn meist in Schutz vor seinem Alten. Er sagt, wenn sie einen geschlagen hat, dann war man auch damit einverstanden, da gab's nichts. Die Kinder sind schon alle aus dem Haus. Er ist der Jüngste und wohnte noch, bis er hierher kam, bei seinen Eltern. Besuchen können und wollen sie ihn nicht. Die Geschwister haben's auch nicht so dick, daß sie mal vorbeikommen können. Weihnachten vielleicht, vielleicht aber auch nicht. Ich brauch sie nicht, brummt er.

Er hat schwarzes Haar und lacht sehr oft. Manchmal erzählt er Geschichten, und sie lachen dann mit ihm, sie vertreiben sich so die Zeit.

Wenn Rolf sich mit einem prügelt, zittert er leicht mit seiner Oberlippe. Auch die Hände zittern ein bißchen. Eine Lehrausbildung hat er nicht. Für zwei Jahre hat's bisher gereicht, ein Jahr draußen und ein Jahr hier drinnen.

Bei einem Metzgermeister hat Rolf eine Lehre begonnen. Das war ein Dorf weiter. Ein ganzes Jahr hat er bei dem geschuftet, sagt er. Einen andren Ausdruck läßt er nicht zu. Ausgang hat Rolf da nur am Samstag gehabt, Sonntag den Nachmittag.

Kam er zu spät, dann mußte er durchs Fenster in sein Zimmerchen kommen. War er schließlich drinnen, konnte es passieren, daß er Ohrfeigen kassierte.

Die Arbeit war auch wieder sowas. Rolf erzählte, daß er ständig das Gleiche tun mußte, nämlich eine Menge Dreck wegräumen. Das war eine seiner Hauptaufgaben, besonders am Freitag.

Seine Eltern wohnten im Nachbarort. Wenn er sie manchmal besuchte und dann erzählte, daß er nichts Gescheites lernte, holte sein Vater meist aus. Da ließ er es bleiben.

Ein Mädchen hat er sich suchen wollen. Sein Geld reichte da nicht aus, sagt er. Als der Metzgermeister ihn trietzte, versuchte er sich zu wehren, ja, er wollte zurückschlagen. Da prügelte der Metzger ihn noch mehr als vorher. Da hat er dann stellvertretend eine Metzgerei in seinem Heimatdorf angezündet. Das war das erstemal.

Als er nach Hause kam, las er seinen Jerry Cotton zu Ende und schlief sehr ruhig ein. Am nächsten Tag las er zufrieden die Zeitung. Eigentlich wollte er nun aufhören.

Nach einem halben Jahr seiner Lehre brannte die zweite Metzgerei ab, bis auf die Grundmauern. Wieder war Rolf zufrieden, rieb sich die blauen Flecken am Rücken, die er vom Meister hatte. Der schimpfte, als er die Zeitung las. Die Polizei tappte völlig im Dunkeln, hieß es. Rolf machte das Mut. Fast die Hälfte seines Lohnes behielt der Metzgermeister für Unterkunft und Verpflegung. Für die andere Hälfte, achtzig Mark waren das, mußte er sich alles kaufen, was er brauchte. Von seinen Eltern konnte er nichts kriegen, er verlangte auch nie was. Sein Vater bekam nur eine kleine Rente, und seine Mutter verdiente durch Heimarbeit etwas dazu. Wahrscheinlich hätte sein Vater sowieso ausgeholt, das wollte er vermeiden. Die jüngste Schwester gab ihm manchmal einen Fünfer. Das war selten.

Rolf kreiste seinen Metzgereiboss mit Bränden ein. Rundum in den Ortschaften brannten die Metzgereien ab. Nun schon die dritte. Eine noch, sagte er sich, dann ist Schluß.

Eine Freundin suchte er noch immer. Er ging in die Wirtshäuser zum Tanz. Er sah gut aus, hatte sich einen neuen Anzug gekauft fürs Wochenende. Keinen billigen. Wenn ihm ein Mädchen gefiel, wußte er nicht, was er zu ihr sagen sollte. Beim Tanzen verschlug es ihm die Sprache, die Hose spannte, und er ärgerte sich maßlos über sich selber. Freunde hatte er kaum.

Die Mädchen, dachte er, könnten doch auch mal was von alleine sagen. Sie sagten nichts von allein.

So war er mit seinen Bekannten auf dem Tanzboden, trank mäßig und ärgerte sich unmäßig. Ich hab schon einen Haß auf die Weiber, sagt er sich. Einige Male hatte er sich schon geprügelt, zum Angeben. Auch das zeigte keine Wirkung.

Er konnte doch nicht losbrüllen: ich bin es, der die Metzgereien anzündet, ich der Rolf, der sich vor nichts fürchtet, der es jedem heimzahlt. Das konnte er doch nicht sagen. Wahrscheinlich hätte es auch nichts geändert. Er nahm sich immer wieder vor, mit dem Zündeln aufzuhören. Dem Metzger wollte er es heimzahlen.

Draußen hat er verzweifelt versucht, ein Mädchen zu finden, alles versucht. Aber er hatte Angst, mit den Mädchen zu reden.

Einmal hat er eine gehabt, sagt er. Ist sogar öfter mit ihr weggegangen. War ziemlich nervös jedesmal, wenn er sich mit ihr traf. Er wollte gut zu ihr sein, alles für sie tun. Jeden Wunsch wollte er ihr von den Augen ablesen, treu sein bis werweißwohin.

Dann kam ein anderer mit Auto, sie ließ sich einwickeln und beschwatzen von dem. Rolf hätte den am liebsten totgeschlagen. Aus war's. Monatlang hockte er abends in seinem Zimmer, fluchte und heulte.

Monatlang vorher, solange es mit dem Mädchen gutgegangen war, sie hieß Rosi, brannten in der Gegend auch keine Metzgereien mehr ab. Die Polizei tappte weiterhin im Dunkeln, sagt er heute nicht ohne Stolz. In der Zeitung stand was von einem Geisteskranken und einem Feuerteufel.

Mit Rosi war Schluß, und eine Woche später brannte wieder was, diesmal eine abgelegene zerfallene Scheune. Rolf kam dran vorbei und zündete sie einfach an. Überlegte gar nicht. Er mußte sehen, daß er schnell verschwand, denn die Scheune stand mitten auf dem freien Feld, und man konnte ihn sehen.

Man hatte ihn wohl auch gesehen, aber nicht erkannt, denn am nächsten Tag stand eine dürftige Personenbeschreibung in der Zeitung, die mit viel Phantasie auf ihn paßte. Da sagte er sich, Rolf, du mußt jetzt eine Pause einlegen. Die Versicherungen atmeten wahrscheinlich tief auf, da wirklich lange Zeit nichts mehr brannte. Auffallend ist, meinte eine Zeitung, daß die Brände nur am Samstag oder Sonntag gelegt werden. Schlaumeier, dachte Rolf.

Er überlegte, wenn er aufhören würde, könnten die Bullen ihn nie erwischen, die wußten ja nichts. Er nahm sich's vor. Es wurde ihm schon selbst ein wenig heiß.

Die Metzger wurden auch langsam wieder ruhiger, da sie gesehen hatten, daß zwischendurch was andres brannte, nicht nur Metzgereien. Einige äußerten schon den Verdacht, das könnte organisiert sein von den Konzernen, die den Mittelstand ruinieren wollten. Man weiß ja nie genau, sagten sie. Rolf interessierten solche Gerüchte nicht.

Da lange nichts mehr in der Zeitung zu lesen war von wegen: Verdachtsmomente verstärkt, neue Spur und so Zeug, wurde er ruhiger, fühlte sich unerkannt und sicher. Sein Haß auf die Metzger war unverändert geblieben, besonders auf seinen, bei dem er jetzt schon ein dreiviertel Jahr schuftete.

Er sagt, eher heute als morgen wäre ich dort abgehauen, aber was sollte ich tun und wo sollte ich hin. Sein Vater hätte ihn dann trotz seines Alters und seiner kleinen Rente vermöbelt.

Rolf erzählte richtig stolz von den vielen Prügeln, die er bezogen hatte in der Vergangenheit. Stolz, soviel überstanden zu haben. Es kann der Eindruck entstehen, sein Leben hat nur aus Schlägen bestanden. Die Zwischenräume füllte er dann mit Streichen aus, die erneut zu Prügeln führten.

Im Knast erzählt er solche Zwischenräume:

Einmal hat er eine Katze erschlagen, ihr Kopf, Pfoten und Schwanz abgeschnitten und sie nach Hause gebracht. Seine Mutter freute sich. Das Fell hab ich ihr noch abgezogen und ausgenommen hab ich sie auch noch, sagt er. Das Ding sah aus wie ein Karnickel. Karnickel zu jagen galt in der Gegend als selbstverständlich. Die Mutter richtet das Ding her, legt es in die Pfanne. Es

brutzelt und riecht gut im Haus. Der Vater kommt nach Hause und lobt seinen Sohn für das billige Abendessen. Rolf grinste dazu. Der Vater meinte, er freut sich über sein Lob. Sonst hatte er eh nichts zu lachen. Die Familie ißt das Pseudokarnickel. Ein gutes Vieh. Als alle gegessen haben, sagt er, daß es eine Katze gewesen ist. Er kommt nicht mehr schnell genug aus dem Zimmer. Da war ich grade elf, sagt er zum Schluß. Die anderen lachen.

Rolf lebt in einer Zelle mit den üblichen Massen. Beim Essen sitzt er auf dem Klosettdeckel, wegen dem Platz, der ist knapp in so einer Zelle. Das Hinundhergehen lohnt hier nicht, was sind schon zwei Schritte. Dafür gibt's dann Hofgang, auch was. Oder Sport, Rolf gefällt das. Er meint, da ist man nicht ganz und gar so eingengt, seine Wut kann man auch loswerden dabei. Immerhin. Als er hier ankam mit seinen fünf Jahren Knast vor sich, war er ganz schön geschlaucht. Das hatte er nicht erwartet, daß sie ihn so schnell erwischen.

Der Anstaltsleiter sagte ihm, er könne seine Lehre hier fortsetzen, Zeit dazu hätte er jetzt und abgelenkt würde er hier auch nicht. Rolf sah ihn sich an und dachte, Blödmann. Weiter nichts.

Da er den ersten Monat keinen Einkauf hatte, verkaufte er seine Uhr für fünf Päcks. Er bemerkte später, daß die anderen ihn dabei übers Ohr gehauen hatten.

Die anderen lagen links und rechts und gegenüber. 24 Leute wie er. Der Gang war vorne mit einem Gitter vom Treppenaufgang abgetrennt. 24 Zellen. Auf der gegenüberliegenden Seite hing der Fernseher in zwei Meter Höhe. Abends von sechs bis acht durften sie alle auf den Gang raus, alle 25, zum Fernsehen und Tauschen. Tauschen war verboten, aber notwendig. Ab und zu hatte auch einer Bargeld, was noch verbotener war.

Was nicht sein darf, das nicht sein kann, sprach die Wachtel Nummer eins beim Filzen der Zellen.

Und Aufschluß hieß die Zeit zwischen sechs und acht, auch tätowierte man sich in dieser Zeitspanne. Verboten – freilich. Lief unter Selbstverstümmelung.

Rolf war neu, hatte es anfangs nicht leicht unter den anderen. Die waren alle fast schon mal da und kannten sich aus. Rolf hatte viel zu lernen. Also lernte er.

Bei kleineren Verfehlungen im Knast, in diesem Knast, zum Beispiel, wenn Rolf am Morgen nicht um halbsieben in seiner Zellentür stand, sondern noch im Bett lag, hieß es schnell: offene Tür gesperrt. Grund: Arbeitsverweigerung. Abends waren dann alle anderen draußen, Rolf lag allein in seiner Zelle und hörte nur dumpf die Geräusche vom Gang herein.

Die Wachteln konnten einen Tag offene-Tür-Sperre ohne Verfahren verhängen, ohne Rücksprache mit dem Anstaltsleiter. Sie machten regen Gebrauch davon. Da kannst du schon einen Haß kriegen, sagt Rolf.

Beim monatlichen Einkauf, jeder Gang wird geschlossen hingeführt, besorgt sich Rolf vier Päckchen Batavia, vier Mal Blättchen und zwei Tafeln Nußschokolade. Mitunter auch noch eine Kleinigkeit dazu, aber es bleibt ja selten was übrig. Sonderangebote gibt es hier nicht. Für vier Tafeln Schokolade bekommt man ein Päckchen Tabak. Knastwährung, Päckchen heißen sie hier.

Insgesamt sitzen fast 300 Leute ihre Zeit hier ab. Es gibt drei festangestellte Fürsorger, einen Psychologen, und damit hat sich's.

Rolf trifft einen Bekannten aus seinem Dorf beim Hofgang. Das, nachdem er schon ein halbes Jahr hier war. Sie tauschen Erinnerungen aus. Wenn er Glück hat und eine gute Wachtel erwischt, kann er manchmal sogar auf den andren Gang nach oben und den Bekannten besuchen. Reds nicht rum, sagt die Wachtel dann.

Rolf sagt, er läßt sich nicht unterkriegen. Das hat er draußen schon gesagt, aber nun will er auch ohne Streichholz auskommen, von vorne anfangen. Wenn ich eine gute Frau finden würde, sagt er, wird das bestimmt leichter, dann kann ich's bestimmt schaffen.

Wenn er jetzt die Gesellenprüfung noch schafft, dann wird's draußen noch eine Kleinigkeit besser. Er sagt, den Rest sitzt er auf einer Backe ab. Endstrafe will er machen, er will keine Bewährung. Er meint, irgendeine kleine Sache und du bist wieder drin, kannst den Rest abbrummen, mit mir nicht. Endstrafe ist gefragt, sagen sie alle. Die, die Endstrafe machen, sind gut angesehen hier.

Abends auf dem weißgestrichenen Gang hatten die Stärksten die besten Plätze vor dem Fernseher. Rolf konnte seinen Hocker auf die mittleren Plätze stellen, dazu hatte er sich dreimal prügeln müssen. Mit den weiteren wollte er sich lieber nicht anlegen, die waren älter und stärker, keine Aussichten auf einen der vorderen Plätze. Ein Kleiner war da, James nannten ihn alle, der saß auch mit vorne bei denen, hat so eine Art Narrenfreiheit, und keiner darf ihm was tun. Dafür putzt er den Starken die Schuhe und die Zellen, dreht ihnen Zigaretten und unterhält sie. Solche James gibt's jede Menge im Bau, die Wachteln wissen darum, machen nichts dagegen, können auch nichts dagegen machen. Verboten ist vieles, denken die wahrscheinlich, was soll's.

Rolf wurde zum Gangsprecher gewählt und konnte von nun an einmal die Woche zwei Stunden von der Arbeit weg, zur Gangsprecherversammlung. Dort verhandelten die Sprecher mit dem Anstaltsleiter über den Speiseplan der folgenden Woche und über anderes Wichtige im Knast.

Zu sagen hatten die meisten Gangsprecher auf ihrem Gang nichts, die Stärkeren schoben sie bloß vor, so konnte ihnen nichts oder kaum was passieren.

Die ersten Tage im Knast waren die besten, erzählt er. Auch wenn er das wahrscheinlich nicht lange ausgehalten hätte. In der Einzelzelle, nach der Verhandlung, nach dem langen Aufenthalt im Schubbus, heiß und stickig. Er war froh, endlich mal Ruhe zu haben, aber dann – Eingangsuntersuchung: fragen dir ein Loch in den Bauch. Fragen, Fragebogen und wieder Fragen. Er wollte niemanden sehen.

Er sagt, dann hab ich immer so einen blöden Traum gehabt: ein Metzger rennt mir mit einem Messer nach, verfolgt mich. Ich versuche zu rennen, komme nicht schnell genug weg, alles ganz zäh. Scheußlich. Paarmal die Nacht. Er muß wohl geschrien haben, denn es kam eine Wachtel gerannt und fragte, was los sei. Nur geträumt, antwortet er.

Dann hieß es: in die Knastmetzgerei, die Lehre fortsetzen. Kotzübel, dachte er, müßte ihm werden. Er dachte nicht, daß er es aushalten könnte ohne überzuschnappen. Kann's nicht was andres sein, fragt er die Kommission. Die antwor-

teten, andere wären froh über so eine Chance, und du hast doch die Lehre angefangen, und wenn alle solche Ansprüche stellten, wo man da hinkäme.

Als ich den Typen von der Küche das erstmal sah, dachte ich mir schon gleich, Bullenbeißertyp, dir sitzt die Hand bestimmt locker. Also doch Metzger. Jetzt hat er es wieder mit einem Metzger zu tun, einem beamteten, einem uniformierten. Große Unterschiede sah er nicht, nur, daß er hier noch weniger bezahlt bekam, für die gleiche Arbeit. Auch konnte es durchaus sein, daß hier irgendwas irgendwem nachgeworfen wurde. Zum Beispiel ein Schlüsselbund, manchmal fliegen auch Messer. Rolf fühlte sich stark an seine alte Metzgerei erinnert.

In der Knastmetzgerei gefiel es ihm zunehmend weniger. Seine Lehre hätte er beinahe wieder hingeschmissen, als der beamtete Metzger ihm eine runterhaute. Wegen einer Kleinigkeit. Auf dem Klo geraucht und die Kippe dann in das Waschbecken, kann ja verstopfen, wird dann teuer. Rolf moserte, da fing er eine, und es haute ihn auf den gekachelten Fußboden hin.

Rolf wollte sich beschweren und ging zum Anstaltsleiter, der kam in den Betrieb und fragte nach, ob das hier jemand gesehen hat. Der Knastmetzger schaute in die Runde, sagte: hat das einer von euch gesehen, daß ich den Rolf geschlagen hab, ausgerutscht ist er auf dem glatten Boden, der kann mich bloß nicht leiden, Herr Regierungsdirektor, weiter nichts. Keiner sagte einen Ton. Ihr Feiglinge, dachte Rolf, jetzt könnten wir den fertigmachen, aber ihr habt Angst, ihr Scheißkerle.

Er wurde verwahrt. Falsche Anschuldigungen und so, hieß es. Eine Mordswut hatte er im Bauch.

Abends fragte er die anderen, warum sie nichts gesagt haben. Sie antworteten: was sollen wir denn machen, uns glaubt ja doch keiner, außerdem möchten wir alle früher raus, wenn wir Schwierigkeiten machen, wird da nichts draus. Feiglinge, sagte er nun laut und bekam eine in die Magengegend. Feiglinge, schrie er jetzt und fing noch eine. Er ging auf seine Zelle und krümmte sich auf seiner Pritsche.

Eine Spur von Angst zog sich durch sein Leben, da er immer mehr befürchtete, erwischt zu werden. Er wurde unvorsichtig, traute sich nicht mehr, über die Feuer mit seinen Bekannten zu sprechen, das Gespräch kam in solchen Wirtshausrunden wie selbstverständlich auf das Thema. Er hatte Angst, er könne sich durch irgendein Wort, durch irgendeinen Satz verraten. Das fiel keinem auf.

Die Polizeibehörden arbeiten fieberhaft, hieß es.

In seiner Metzgerei lief es wie gewohnt weiter, wöchentlich zwei bis drei Mal gab's Ohrfeigen. Vom Knast hatte Rolf gar keine Vorstellung.

Als der Metzgermeister ihn zwei Wochen später in die Hand stach, versehentlich, wie er das später bei der Verhandlung angab, verschwand Rolf auf der Stelle. Er zog seine Gummischürze aus und haute ab. Der Meister schrie ihm nach, er könne was erleben, wenn er zurückkomme. Das hatte er nicht vor. Einfach abhauen, sagte er zu sich, Schluß damit.

Zu seinen Eltern konnte er nicht, da ging er erst mal zu seiner jüngsten Schwester, die würde ihn nicht verpfänden. Zunächst aber verspürte er Hunger, klaute sich das Notwendigste, nahm sich ein herrenloses Fahrrad und fuhr los.

Seine Schwester war verheiratet, und ihr Mann schmiß ihn raus. Soll was arbeiten, sagt er. Sie gab ihm fünf Mark, und er schlief diese Nacht in einer freistehenden Scheune, gut und fest.

Zurück wollte er unter keinen Umständen, Papiere hatte er keine mitgenommen, mit Arbeit war also auch nichts drin.

Mit der Sonne am Morgen kam auch wieder der Hunger. Zum Glück war Sommer. Er klaute Äpfel, Birnen, Gemüse und so, tagsüber versuchte er, Karnickel zu kriegen. Blicken lassen konnte er sich nirgends. Vielleicht war der Metzger schon zur Polizei gegangen, womöglich wurde er schon gesucht? Er versteckte sich im Wald, da kannte er sich aus. Im Unterholz richtete er sich ein, mit Dach und Feuerstelle.

Rolf sagte, dort hab ich mich wohl gefühlt und frei, wär am liebsten dort geblieben, mir hat's an nichts gefehlt. Eine Frau, ja, die schon.

Der Meister unternahm die ersten Tage nichts, dann schrieb er an Rolfs Eltern einen Brief. Sie sollten ihren Sohn endlich wieder zur Arbeit schicken, sonst würde er ihn entlassen. Die Eltern waren überrascht, sagten sich aber auch, der kommt wieder. Der Vater sagte, faul und arbeitsscheu, die Jungen. Er ging nicht wieder zurück, in die Metzgerei, nie und nimmer.

Die Angst, das mit den Feuern käme nun doch raus, ließ ihn nicht los. An seinen Meister dachte er nur mit Haß zurück. Am liebsten hätte er dem die Bude über dem Kopf angezündet, der Gedanke kam ihm öfter. Die Wunde an seiner Hand verheilte schnell. Rolf hatte viel damit zu tun, sich mit Nahrung zu versorgen, sich am Leben zu halten.

Nach zwei Wochen gab's eine Suchaktion. Rolf wurde nicht gefunden. Er hatte nichts davon bemerkt.

Den Winter hätte er draußen nicht überstehen können, eine Lösung konnte er nicht finden. Noch war es warm und angenehm im Freien. Etwas wild mußte er mittlerweile schon aussehen, die schwarzen Haare leicht verfilzt, der Bart flaumig. Er gab sich Mühe, sich und seine Kleidung sauber zu halten. Er badete in einem nahegelegenen Bach. Einen Kamm besaß er nicht.

Als ihn ein Förster fand, schlief er noch. Es war früh am Morgen. Der Grüne wußte noch nicht, wen er da vor sich hatte, aber es schien ihm doch äußerst verdächtig und verboten dazu. So weckte er ihn auf, und Rolf zuckte zusammen, wie noch selten zuvor.

Der Grüne sagte, er solle mitkommen, und Rolf ging mit und versuchte nicht wegzulaufen.

Die auf der Polizei wußten nicht gleich, wer er war, er sagte es ihnen und gleich dazu, daß er das mit den Feuern gewesen ist. Die hatten vielleicht einen Blick drauf, sagte er. Die haben gelacht und dann nochmal gefragt. Sie waren sich nicht sicher. Wenn er zu dem Zeitpunkt gesagt hätte, nein, das war eben ein Blödsinn, die hätten's ihm vielleicht abgenommen, aber er wollte nicht mehr oder konnte auch nicht mehr, wußte nicht mehr weiter.

Mulmig ist ihm dann schon geworden, hatte er doch was von der Höhe des Schadens gelesen. Das ging in die Hunderttausende. Er überlegte, wieviel er wohl einfangen würde. Reiß dich zusammen, sagte er sich.

Der Ermittlungsrichter schrieb in sein Protokoll, der Beschuldigte ist geständig. Das war schon eine große Umstellung, auf einmal im Knast zu sitzen, Untersuchungshaft. Am ersten Tag hat er das schon bereut. Würde ich nicht nochmal machen, einfach mitgehen, sagte er.

Und die fragten dauernd, warum hast du die Metzgereien angezündet. Weiß nicht, antwortete er, weiß nicht.

Ich möchte bloß wissen, was ich hier für draußen kapiere soll, fragt er sich und findet keine Antwort darauf. Selbst wenn ich hier die Gesellenprüfung schaffe, dann nimmst mich noch lange keiner, und zu Hause bei uns schon gleich gar nicht. Der weiß doch sofort, wo ich die letzten fünf Jahre gewesen bin und dann...

Auf jeden Fall kann er jetzt ein Auto knacken. Kann auch nichts schaden, wenn ich das richtig kann, sagt er sich. Diese Gruppenabende im Knast sind ja ganz nett soweit, aber es bringt nichts weiter, als daß man sich mal richtig auskotzen kann, ändern tut sich hier nichts.

Er will sich eine Brieffreundin suchen, nimmt er sich vor. Vielleicht wird's was mit der.

Rolf will sich nicht tätowieren lassen, weil die draußen dann sofort Bescheid wissen.

Das mit dem Schweigen vor dem Anstaltsleiter hatte Rolf ganz schön geschlaucht, dachte er doch, daß die hier wenigstens zusammenhalten, hier käm's auf was andres nicht mehr an. Aber die wollen doch nur noch raus, und so können die uns gegeneinander ausspielen, ganz leicht. Jede Hausstrafe kommt in die Akten. Wenn sich einer schlecht geführt hat, sinken seine Chancen. Die haben's leicht und wir schwer. Mich können sie nicht, sagt er, meine drei Wochen offene-Tür-Sperre sind auch in die Akten gekommen, wegen der Schlägerei damals, aber ich mach Endstrafe.

Endstrafe ist gefragt, meine Herren, das sagen sie alle. Die fünf Jährchen bring ich rum, so oder so.

Von seiner Zelle aus, wenn er sich auf den Hocker stellt, sieht Rolf den größtenteils asphaltierten Innenhof, einen Teil des Verwaltungsgebäudes, wo der Anstaltsleiter sitzt. Noch ein paar Bäume auf dem vom Asphalt umrandeten Rasen. Dahinter eine Kirchturmspitze, die ist vergoldet. Das Ganze ist ein altes Kloster, seit Ewigkeiten ein Knast. Ganz früher für Erwachsene, von 1919-24 für die Mitglieder und Anhänger der Münchner Räteregierung, seit 1925 nur noch für Jugendliche.

Rolf sitzt im Zellenbau ein, zwei Stockwerke, drei Flügel, Baujahr 1900.

1965 wurde das Kübelsystem abgeschafft.

Der Himmel ist vom Zellenfenster aus gut sichtbar, Tag und Nacht. Ohne Hocker.

Rolf bekommt für seine Arbeit, Säue abschaben und Gewürze abwägen, eine Mark am Tag, damit ist er schon im Mittelfeld angelangt. Arbeitsbelohnung,

sagt man hier. Steigerungen sind ihm bis 1.20 DM am Tag noch möglich. Er denkt manchmal, Klosterbrüder leben heute schon anders als Knastbrüder. Am Vormittag hat er ein Stück Sonne in der Zelle, es wandert schräg über die Stahltür nach unten und verschwindet. Er sagt nach einem Jahr Knast, das hier nützt uns nichts, dadurch wird's bloß noch schlimmer.

Seitdem er die Auseinandersetzung mit seinem Knastmetzger gehabt hatte, ging's ihm dort auch nicht mehr so besonders, der drückte ihn. Rolf sah sich des öfteren die Sechsmetermauer an. Geschafft hat das bisher kaum einer, die wurden gleich gekascht, und ein weiterer gelber Zettel kam in die Akte. Nein, dachte er sich, ich muß die Prüfung machen.

Die Strafe für die Brandstiftung hatte er zwar für ein wenig hoch gehalten, aber für gerecht. Jetzt, im Knast, fand er so eine Art der Strafe unsinnig: die Behandlung war ungerecht, bevorzugte Kriecher und Schleimer und Starke, die anderen gingen in der Ungleichheit unter. Rolf sah sich als einer in der mittleren Gruppe. Die Starken ließen andere für sich arbeiten, kamen dadurch auf einen höheren Schnitt, dadurch auf einen höheren Einkauf und eine höhere Rücklage. Die anderen guckten in die Röhre. Aufmucken konnte als Meuterei ausgelegt werden, und das bedeutete einen Nachschlag. Wer will das schon, ein paar Monate mehr. Rolf hätte gern einer der Wachteln eine geschmiert, sinnlos, sagte er sich, sinnlos, erst wenn ich draußen bin, geht's richtig weiter, das hier ist kein Leben.

Das eine Jahr der Lehre wurde ihm angerechnet im Knast. Viele hatten überhaupt keine Ausbildung angefangen, auch nicht im Knast, wo sowieso viel zu wenig Lehrstellen waren. 50 hatten vielleicht eine Lehre angefangen. Was soll's. 30 Lehrstellen für 300 Leute.

Bei Abschluß seiner Ausbildung hätte er gute Chancen, vorzeitig entlassen zu werden. Ich mach Endstrafe, antwortete er. Die Kommission grinste. Der Anstaltsleiter sagte, na das wollen wir mal sehen. Rolf entgegnet, ich stell keinen Antrag, kein Gesuch, ich bleib hier bis zum Schluß.

Die Versicherungen schraubten ihre Ansprüche auf 20 000 Mark herunter. Wenigstens was, denkt Rolf.

Gnadengesuch und dann eine Gnadenkonferenz, denkt er weiter, wenn ich das schon höre, entweder, die lassen mich raus oder nicht. „Gnade gewähren“. Und wieder kommt sein Wahlspruch mit der Endstrafe, die so gefragt ist. Wenn ich draußen bin, erwarten mich Schulden und ein Dutzend Zeigefinger, und wer weiß, ob das Leben draußen dann wirklich anders werden kann.

Er redete sich ein, meine Strafe hab ich abgerissen, ich bin dann sauber. Die draußen haben doch keine Ahnung.

Bei meinem alten Meister wäre ich geblieben, trotz der Schläge, wenn er mir nur einmal was gezeigt hätte, einmal wenn er mich was Gescheites hätte machen lassen, aber nein, kehren und schaben, flucht er vor sich hin. Manchmal träumt er von einem Land, in dem wenige Menschen wohnen, das weit und waldig ist.

Rolf wußte nicht, wie's im Knast so läuft, wie man leicht durchkommt. Die erste Zeit war schon schlimm, sagt er, nicht mal sehen kann man ein Mädchen,

da mußt du dir doch einen runterholen, dabei an was Gutes denken und so. Dabei aufpassen, daß keiner durch das Loch in der Tür glotzt. Besuch kommt ja auch keiner, wer sollte auch kommen.

Jetzt hat er eine Brieffreundin, weiß nicht, ob er ihr sagen soll, was er angestellt hat. Vielleicht ist dann wieder Schluß, das befürchtet er. Wer weiß, ob die solange wartet, bis ich mal rauskomme, ob sie's ernst meint, fragt er sich. Er hatte ihr sein Bild geschickt und sie ihm ihres. Er findet sie sehr hübsch. Ich werde es ihr doch schreiben, iss ja egal, überlegt er.

Der Wachtel hau ich noch eine rein, wenn der nochmal sagt, holst dir wohl wieder einen runter. Immer wenn ich Post bekomme, sagt er das. Daß die Post gelesen wird, stört sehr. Was geht die das an, die geilen sich doch bloß auf an den Briefen. Jaja, die mit ihrer Sicherheit – können mich kreuzweise. Schikane machen sie aus ihrer Sicherheit, brummt er vor sich hin.

Heute kennt er die Tricks, nur mit denen kommt er hier durch, aber er haßt sie. Wie draußen, sagt er, nur daß man's hier nicht so sieht auf den ersten Blick. Wartet, brüllt er manchmal in seiner Zelle, allein, wartet, bis ich wieder draußen bin, euch zahl ich's heim, ich zahl's euch heim.

Eine der Wachteln vom Nachtdienst sagt zum Kollegen, sieh mal nach, da hat sicher wieder einer seinen Koller gekriegt.

Sagt der Krause der Welt Ade und ist tot.

Sagt sein Chef am Grabe: „Er war einer der besten Mitarbeiter, treu, fleißig, zuverlässig, anspruchslos, immer bereit, sich einzusetzen, seine Pünktlichkeit war bekannt. Er stand kurz vor seiner Beförderung. Wir alle schätzten ihn. Für ihn standen größere Aufgaben bereit, leider hat das Schicksal zugeschlagen, eine gewaltige Lücke wird bleiben. Ich sage es hier ganz offen, auch ich habe den Toten geschätzt, ja fast geliebt. So kann ich es aussprechen, lieber Arbeitskamerad und Freund Krause, wir werden dich nie vergessen. Dein plötzlicher Tod ist für uns alle Verpflichtung und Mahnung...“

Die Trauergesellschaft erstarrt, es klopft, erst zaghaft, dann immer lauter, kein Zweifel, es kommt aus dem Sarg, dem letzten Eigenheim eines Arbeiters. Hoch der Kasten, Deckel auf.

Krause begrüßt seine Angehörigen, dann kommt der Alltag wieder.

„Ich habe alles gehört, Herr Direktor, ich habe es wirklich nicht gewußt, wie sehr Sie mich schätzten.“

Der Direktor geht mit dem Wiedererstandenen, dem treuen, zuverlässigen, pünktlichen Mitarbeiter, hinter eine Hecke.

Der Direktor hat keine Tränen mehr in seinen Augen.

„Tja, Herr Krause, Sie haben uns da allerhand Unkosten verursacht, außerdem waren Sie wieder sehr voreilig. Ihr Posten ist schon von einem Jüngeren besetzt. Wir haben Ihre bisherige Arbeitsleistung überprüft, und ich muß feststellen, so eine Schludrigkeit kann ich nicht durchgehen lassen. Also den Kranz wollen wir vergessen, auch die verlorene Arbeitszeit. Da Sie am 24. des Monats angeblich verstorben waren, haben wir Ihnen das volle Gehalt überwiesen, aber nun sind Sie wieder da, da ändert sich die Sache. Sie werden verstehen, wir brauchen zuverlässige Mitarbeiter, nicht solche, die sich hinlegen und wieder aufstehen. Im Tarifvertrag sind solche Sachen nicht vorgesehen. Meine Rede gilt nur für Tote, nicht für Simulanten.“

Da schielt der Krause auf den leeren Sarg.

Die surrende Kugel fasziniert Bodo. Bei jedem Anstoß die wohltuenden Geräusche der rotierenden Zahlen. Er vergißt seine Zigarette. Sie verglimmt auf der Glasplatte des Flippers.

Bodo weiß, wie man so einen Flipper bearbeiten muß. Nicht zu feste! Sonst tilt er! Zwei Kontakte werden aneinandergestoßen. Sie beenden das Spiel.

Aber Bodo flippert mit Gefühl. Er verliert die Kugel nie aus den Augen, denn er weiß, der Bruchteil einer Sekunde genügt. Bodo schüttelt die Welt von sich ab. Am Flipper ist er der Größte. Der Flipperkönig.

Er stand schon oft so und versuchte, die Kugel im Spiel zu halten. Manchmal kam sie erst gar nicht vor seine Flipper, sondern ging durch eins der Törchen, die er nicht kontrollieren konnte, ins Aus.

Rita zum Beispiel: Sie war nicht das erste Mädchen, das sich jetzt mit anderen in den Ecken herumdrückte. Bodo war ihr zu langweilig. Er redete wenig, und wenn, dann von dem Ärger mit den Eltern und Lehrern. Er schrieb Fünfen – gehörte zum unteren Drittel der Klasse.

Einmal wurde er kurz verhaftet. Für manche wurde er dadurch interessant. Er sollte mit Rauschgift gehandelt haben, aber das stimmte nicht. Dazu war er viel zu feige.

Er kam von seinen Fünfen nicht runter. Sein Erfolgsvati drohte, ihn rauszuschmeißen. Davon redete er in letzter Zeit oft.

Doch Bodo denkt jetzt nicht daran. Er steht am Flipper. Zahlen manifestieren Erfolgserlebnisse. 2000. 3000. Freispiel! Ja, hier trifft er die Kugel. Rita sitzt zwei Tische weiter. Sie ist gekommen, um sich wieder mit ihm zu versöhnen. Die anderen waren auch nicht interessanter. Redeten nur mehr.

Doch Bodo bemerkt Rita nicht. Die blitzenden Lichter des Flippers halten ihn gefangen. 4000. 4500. Freibier!

Ja, hier ist er der Größte. Der FLIPPERKÖNIG.

Kein Platz für junge Leute

Die Kellnerin sieht uns an, daß wir müde sind. Sie stellt die Tassen behutsam auf den Tisch.

„Haben Sie sonst noch einen Wunsch?“

„Nein, danke.“

Mary zieht ihre Schuhe unter dem Tisch aus. Sie reibt sich die Füße.

„Ich glaube, ich habe mir eine Blase gelaufen.“

„Mist. Und wieder alles umsonst.“

Mary zündet sich eine Zigarette an.

„Komm, wir rauchen uns eine, dann versuchen wir es nochmal. Wir haben doch noch eine Adresse auf dem Zettel – oder nicht?“

„Doch, aber was soll's? Für heute habe ich genug.“

„Mensch, raff dich auf. Oder soll das ewig so weitergehen?“

Ich gebe mich geschlagen. Irgendwann muß es ja klappen. Ich trinke aus. Rauchen will ich jetzt nicht.

„Also los.“

Wir zahlen. Mary zieht ihre Schuhe wieder an.

Wir rennen durch den Regen zur Straßenbahnhaltestelle. Sechs Leute warten mit uns. Die Menschen reden nicht miteinander. Sie stehen da, warten und schweigen. Auch wir schweigen.

Ob es diesmal klappen wird?

Die Bahn kommt, ist gerammelt voll. Wir zahlen den Wuchertarif und drängen uns rein.

Mary drückt meine Hand.

„Guck nicht so sauer. Diese Sorgen hatte jeder mal.“

„Na, ich weiß nicht.“

Vor dem Haus stehen mehrere Mülltonnen. Die Laterne auf der anderen Straßenseite wirft nur wenig Licht auf die Namensschilder an den Klingelknöpfen.

Ich reiße ein Streichholz an, erhasche den Namen. Nach dem zweiten Schellen drückt jemand die Tür auf. Wir betreten einen ziemlich sauberen Flur.

Eine kleine Frau kommt uns schon im Flur entgegen.

Ich gehe auf sie zu, frage: „Sind Sie Frau Schmidt?“

„Ja, das bin ich.“

„Wir interessieren uns für Ihre Wohnung. Hier ist noch eine zu vergeben, haben wir gelesen.“

„Ja – wissen Sie...“ Sie überlegt, mustert uns genau. „Wir dachten eigentlich an ältere Leute.“

„Wissen Sie, wir wollen heiraten, wir suchen schon seit einem halben Jahr eine Wohnung.“

„Ach, Sie sind gar nicht verheiratet?“

„Nein, wir wollen erst heiraten, wenn wir uns eine Wohnung eingerichtet haben, damit wir nicht als Ehepaar noch getrennt wohnen müssen, meine Frau bei ihren Eltern und ich bei meinen.“

„Tja, wenn das so ist, wir wollten sowieso lieber ein älteres Ehepaar. Junge Leute, dann womöglich noch sofort ein paar Kinder. Nee, da sind Sie bei uns falsch, und dann noch unverheiratet...“

Mary hört schon gar nicht mehr hin. Sie steht an der Haustür, öffnet sie und tritt in den Regen. Ich folge ihr und weiß, jetzt sollte ich etwas sagen, irgendwas. Doch ich schweige betreten. Wir spannen den Schirm nicht auf. Für heute langt es.

Ist es nur der Regen, oder sind es auch Tränen?

Mary drückt sich an mich.

Der einzige Ausweg wäre eine Eigentumswohnung, doch dafür haben wir kein Geld.

„Wir werden eben weitersuchen“, sage ich.

„Die Stadt, in der wir arbeiten“, sagt Mary, „hat keinen Platz für uns.“

Wir gehen über den leeren Marktplatz. Bei besserem Wetter schlafen hier die „Penner“ unter einer Zeitung, wärmen sich mit billigem Schnaps.

Hinter dem Markt die leeren Häuser. Abbruchreif.

„Sie stehen leer, wie lange schon?“

„Fast zwei Jahre.“

Ein Drahtverhau schützt das Haus vor den Menschen.

„Ob die Penner da manchmal drin schlafen?“

„Glaub ich nicht. Man hat das Dach zerschlagen und die Fenster zugemauert, damit drinnen alles feucht wird, stinkt und fault.“

„Warum das?“

„Damit die Anwohner auch ausziehen. Irgendwann wird die Belästigung denen zu groß, und sie suchen sich 'ne neue Wohnung. Wenn hier keiner mehr wohnt, werden die Häuser abgerissen und durch neue, höhere ersetzt.“

Wir sehen die Plakate: „Wir wollen wohnen bleiben! Überlaßt unsere Siedlung nicht den Wohnungsspekulanten!“

Hier waren vor wenigen Tagen Häuserbesetzungen. Studenten kamen aus der nahen Universitätsstadt, Gastarbeiter – mit und ohne Familien – und Leute aus den Nebenhäusern haben sich solidarisiert.

„Wenn hier doch neue Häuser hinkommen, warum wehren sich die Leute dann so dagegen, es werden doch bestimmt schöne Häuser, mit Duschen und Toiletten und so.“

„Und mit 400 oder 500 DM Miete, falls nicht alles Eigentumswohnungen daraus werden.“

„Ja, Eigentumswohnungen, wenn wir uns eine Eigentumswohnung leisten könnten, wäre alles okay. Gestern waren drei Mietwohnungen in der Zeitung annonciert, aber 26 Eigentumswohnungen.“

Der Regen wird stärker. Ich bringe Mary nach Hause. Nach Hause – in eine Wohnung, die längst zu klein ist. Sie schläft mit ihrem Bruder in einem Zimmer. Ein Zimmer, das nicht breiter ist als der Korridor. Natürlich haben sie ständig Krach, fallen sich ständig auf die Nerven, sind sich ständig im Weg. Wenn Menschen so zusammengedrängt leben, sind sie sich irgendwann im Weg. So geht's nicht weiter, wir müssen eine Wohnung finden. Müssen!

Morgens beim Frühstück. Meine Mutter hat von ihrer Freundin erfahren, daß eine Familie auszieht, nur einen Block weiter...

Ich rufe sofort an.

„Tja, das stimmt schon, hier wird eine Wohnung frei, aber da müßten Sie schon die Gartenarbeiten mit übernehmen. Der frühere Mieter hat das auch getan.“

Ich überlege. Erpressung. Sollen die doch ihren Scheißgarten selbst in Ordnung halten. Aber egal. Wir brauchen eine Wohnung.

„Oh, Gartenarbeit ist mein Hobby! Das wäre ja ideal!“

„Wir haben Rosen, viele...“

„Rosen! Göttlich! Rosen sind meine Spezialität. Ich besuche jede Ausstellung. Ich werde Ihre Rosen zu herrlicher Blütenpracht bringen.“

„Ja – also – wenn das so ist. Das wäre gut. Wann wollen Sie sich die Wohnung ansehen?“

„Darf ich erst fragen, wie hoch die Miete ist?“
„Ja, natürlich. Wissen Sie, die Wohnung hat eine sehr günstige Lage. Keine Fabriken in der Nähe. Also 360 DM Kaltmiete.“
360 DM. Keine Fabriken in der Nähe. Mitten im Kohlenpott keine Fabriken in der Nähe. Gartenarbeit und 360 DM.
Ich antworte nicht mehr. Ich lege auf.
„Soll ich dir noch eine Tasse Kaffee einschenken?“ fragt meine Mutter.
„Nein danke. Mir langt's.“

Rudolf Schlabach Eisessen

(Eisdiele. Es ist Samstag gegen Abend. Birgit und Michael sitzen an einem Tischchen für sich allein. Sie haben gerade ihre Becher mit Eis gebracht bekommen und essen eine Weile schweigend. Sie ist braungebrannt und auf maßvolle Weise modisch-schick gekleidet. Ihr Erscheinungsbild macht deutlich, daß sie aus wohlhabender Familie kommt. Er trägt ein sommerliches Zivil, das nicht salopp, eher etwas konventionell wirkt. Er hat weder besonders kurze noch besonders lange Haare. Zwar sieht er nicht blaß aus, aber von der Farbe seines Gesichtes her ist doch ein starker Kontrast zu ihrem Aussehen da.)
Birgit: Wirklich gut, dieses Eis.
Michael: Das können die Italiener.
Birgit: Wie Du das sagst!
Michael: Wie sag' ich's denn?
Birgit: Als wäre Eismachen das einzige, was sie können.
Michael (mehr ironisch, nicht heiter): Was können sie denn noch?
Birgit (es ernst nehmend): Du kennst sie ja gar nicht.
Michael (nicht mehr im Spaß): Du kennst ein Touristen-Italien, wie es sich denen präsentiert, die das nötige Geld haben. – Die Zahl der Gastarbeiter ...
Birgit (ihm ins Wort fallend): Diese armen Leute, die ...
Michael (ihr ins Wort fallend): Diese armen Leute werden sich für Dein Mitleid was kaufen können.
Birgit: Soll man ein Land meiden, weil es in ihm arme Leute gibt?
Michael: Nein. Aber man sollte sich nüchtern fragen, warum es sie gibt.
(Pause. Aus der Musikkbox, die nicht zu sehen ist, erklingt das Lied Mendocino oder etwas Entsprechendes.)
Michael: Süßes aus südlichen Breiten.
Birgit: Für Dich ist das nur Kitsch. Wenn ich solch eine Melodie höre, seh' ich das Mittelmeer vor mir.
Michael (bemüht, es leicht zu sagen): Nur das Wasser?
Birgit: Was denn noch?
Michael: Nicht auch feurige Verführer?

Birgit (leicht): Die auch.

Michael (wie oben): Dacht' ich's mir. (Pause. Ein paar Takte des Liedes.)

Birgit: Jetzt geht der Ärger mit der Schule wieder los. Wir sollen uns für Deutsch Gedanken machen über Möglichkeiten und Grenzen der Freiheit.

Michael: Geradezu ein Gebirge an Problematik.

Birgit: Find' ich auch. Ich hab' das Gefühl, daraus wird eine Klassenarbeit.

Michael: Solche Arbeiten hab' ich gern geschrieben.

Birgit: Schade, daß Du sie nicht für mich schreiben kannst. – Nenn' mir doch mal ein paar Gesichtspunkte!

Michael: Über die Möglichkeiten zuerst?

Birgit: Nein, über die Grenzen. Über die Möglichkeiten zu schreiben, das find' ich leichter. Am Strand des Mittelmeers im Sand liegen. Das Meer ist blau, der Himmel ist blau, keine Wolke zu befürchten. Sonne, so viel Sonne, wie es sie bei uns kaum zweimal im Jahr gibt. In ein herrlich klares Wasser gehn, das milde ist, als wär' es vorgewärmt. Keine Quallen. Wasserski laufen ...

Michael (überrascht und mißtrauisch): Wasserski bist Du auch gelaufen? Mit wem?

Birgit: Mit einer Familie aus Bordeaux. Ein junges Ehepaar mit Motorboot. Sehr gesellige Leute.

Michael: Du konntest was für Dein Französisch tun – war ganz praktisch.

Birgit: Das haben meine Eltern auch gemeint.

Michael (betont sachlich): Also Wasserski laufen. Weiter. Worauf willst Du mit alledem hinaus?

Birgit: Möglichkeiten der Freiheit will ich aufzeigen.

Michael: Das ist doch primitiv. Glaubst Du, Deine Deutschlehrerin würde sich damit zufriedengeben?

Birgit: Was ist daran primitiv?

Michael: Ein paar Ferienwochen. Die sind nicht typisch für unser Leben.

Birgit: Es gibt Leute dort unten, die leben so. Ich habe Häuser gesehen, das waren schon kleine Schlösser.

Michael: Minderheiten. Aber der gewöhnliche Sterbliche ...

Birgit: Ich spreche von Möglichkeiten der Freiheit. Hat das was damit zu tun, für wie viele das zutrifft?

Michael: Das Thema ist aber nicht so gemeint. Wenn Du das, was Du sagst, konsequent zu Ende denkst, ist es das Erstrebenswerteste auf Erden, nichts zu tun.

Birgit: Ist es schön, am Strand des Mittelmeers im Sand zu liegen und sich von der Sonne bescheinen zu lassen, oder nicht?

Michael (ungeduldig): Schön, schön – es ist zur Abwechslung immer schön, nichts zu tun und sich von der Sonne bescheinen zu lassen. Aber das will Deine Lehrerin nicht von Dir hören.

Birgit: Warum soll ich Rücksicht darauf nehmen, was sie hören will?

Michael: Du brauchst keine Rücksicht darauf zu nehmen, wenn Du eine Fünf riskieren willst.

Birgit: Eine Fünf – das wäre schlimm.

Michael: Also sprechen wir doch lieber erst mal über die Möglichkeiten der Freiheit.

Birgit: Die Möglichkeiten sind: Ich darf nicht sagen, was ich denke.

Michael: Langsam kommst Du der Sache näher. Allerdings darfst Du es so nicht ausdrücken, sonst wird Deine Lehrerin Dir den Heftrand mit der Bemerkung verzerren: Viel zu undifferenziert!

Birgit: Wie würdest Du es denn formulieren?

Michael: Nicht so negativ, nicht so direkt. Du mußt tiefer ins Thema eindringen. – Keine Gesellschaft kann ihren Mitgliedern gestatten, alles zu sagen, was gesagt werden könnte.

Birgit: Wozu gibt es denn Grundrechte?

Michael: Bestimmt nicht dazu, daß wir in Unvernunft und Maßlosigkeit fortwährend auf sie pochen. Sie bleiben leere Phrasen, wenn wir mit unseren Freiheiten nicht umgehen wie mit kostbaren, leicht zerbrechlichen Gegenständen. – Es liegt im Wesen jeder Gesellschaft, daß sie nur die Gedanken zur Kenntnis nehmen will, die produktiv sind, die ihr weiterhelfen, die sie bestätigen in dem, was sie erstrebt und wünscht. – Das Nichtstun verherrlichen – was soll eine Gesellschaft wie unsere damit anfangen? Ihr Gott ist der Wohlstand. Er fordert von ihr als tägliches Opfer die Leistung. Sie nimmt es ergeben auf sich. Urlaub im Süden – warum nicht? Aber der Zweck des Urlaubs ist, den arbeitenden Menschen leistungsfähig zu erhalten. Wo kämen wir hin, wenn wir aus dem Urlaub mit der Lebenseinstellung heimkehrten, daß alle Freiheit im Nichtstun kulminiert!

Birgit (beeindruckt): Du hast Dir wirklich Gedanken darüber gemacht.

Michael: Nicht nur zum Spaß. Je klarer man das alles erkennt, desto geringer ist die Gefahr, daß man auf die Machenschaften der Herrschenden hereinfällt.

Birgit: Wenn ich daran denke, wieviel ich noch lernen muß ...

Michael: Wird schon noch werden mit Dir.

Birgit (schweigt).

Michael: Was halten Deine Eltern denn von mir?

Birgit: Mein Vater ist überzeugt, daß Du eine glänzende Zukunft haben könntest.

Michael: Könntest? Warum der Konjunktiv?

Birgit: Er fürchtet Deine Empfänglichkeit für den Sozialismus.

Michael (lacht kurz): Warum hält er mich nicht gleich für den Nachfolger von Rudi Dutschke?

Birgit: Ich hab' ihm gesagt, daß Du nicht daran denkst, Dich auf so etwas einzulassen.

Michael: Weil mein Vater ein kleiner Eisenbahner ist ... Im Grunde mag Dein Vater mich wohl nicht?

Birgit: Im Gegenteil. Fünf Einsen im Abitur. Er hatte nicht mal eine.

Michael: Glänzende Zukunft – Du siehst ja selber, wie schwer sie es einem machen mit ihrem Mißtrauen.

Birgit: Du wirst damit fertig.

Michael: Zum Glück durchschau' ich einiges.

Birgit: Wenn Deine Zeit bei der Bundeswehr vorüber ist, wirst Du studieren, hervorragende Examen machen und in die Industrie gehen. Mein Vater sagte, auf Begabungen wie Dich warteten sie in der Industrie.

Michael: Auf das Urteil Deines Vaters geb' ich viel, er hat Erfahrung und Menschenkenntnis.

Birgit: Voraussetzung ist, daß er sich einordnet, sagt er.

Michael: Das ist selbstverständlich. – Weißt Du, ich bin davon überzeugt, daß das kapitalistische Wirtschaftssystem trotz allem, was man daran kritisieren kann, mehr zu bieten hat als jedes andere. Wer das leugnet, geht aus ideologischer Befangenheit, aus reinem Wunschdenken an der Realität vorbei. Und warum ist das kapitalistische Wirtschaftssystem leistungsfähiger? Weil es auf der Privatinitiative aufgebaut ist. Privatinitiative ist das A und O des Wirtschaftslebens. Der Mensch braucht nun einmal den Wettbewerb, will er sich entfalten. Wer wird sich schon Mühe geben, sich was einfallen lassen, wenn er nicht sieht, daß es sich für ihn lohnt? Ohne den Wettbewerb versinkt das Leben bald in uniformer Gleichheit und Öde. Man könnte einwenden, der Mensch wäre zufriedener, wenn er nicht wie im kapitalistischen Wirtschaftssystem dem Gelde nachzujagen brauchte. Darauf wäre zu erwidern: Zufriedenheit ist absolut kein Kriterium. Der Mensch kann auf einem sehr niedrigen Niveau eine schreckliche Zufriedenheit entwickeln.

Birgit: So müßte Dich mein Vater mal hören.

Michael: Meinst Du, das überzeugt ihn?

Birgit: Da bin ich sicher.

Michael: Das ist meine Meinung über diese Fragen.

Birgit: Es überzeugt jeden.

Michael: Jeden wohl kaum. Doch vielleicht jene, auf die es ankommt.

Birgit: Du brauchst keine Angst zu haben, Du wirst es schaffen.

Michael: Meinst Du?

Birgit: Wenn ich von irgend etwas überzeugt bin, dann davon.

Michael: Ich müßte mich bei diesen Fragen auf den Einwand einstellen, daß das Reden vom Wettbewerb so lange phrasenhaft ist, wie es die Chancengleichheit nicht gibt.

Birgit (mehr interessiert tuend als wirklich interessiert): Sicherlich.

(Aus der Musikbox erklingt das Lied Guantanamo oder etwas Entsprechendes.)

Birgit (summt mit. Dann): Wenn ich diese Melodie höre – das bedeutet mir etwas. Kannst Du das verstehen?

Michael (auf sie eingehend): Warum nicht?

Birgit: Sobald wie möglich mußt Du mal hinunterfahren in den Süden.

Michael: Werd' ich tun.

Birgit: Es hört sich beinahe komisch an, wenn bei uns jemand sagt, daß er dort unten noch nicht gewesen ist.

Michael (schweigt).

Birgit: Am liebsten ess' ich das Zitroneneis.

Michael: Ja, es ist ein Genuß.

(Pause. Die Musik.)

Birgit: Daß Du immer nur am Wochenende da bist – eine Zumutung!

Michael: Es geht vorüber.

Birgit: Wenn ich Abitur habe, studieren wir an derselben Universität.

Michael: Wenn's doch schon so weit wäre!

Birgit: Ohne Dich würd' ich nie ein Examen bestehn.

Michael: Dein Thema für Deutsch – wir sind ganz davon abgekommen.

Birgit: Widerlich, daß man sich über so was verbreiten muß! – Sag' mir schnell noch einiges, damit wir's hinter uns haben!

Michael: Vielleicht gliederst Du das Ganze in drei Hauptabschnitte: frei von Bedürfnissen, frei von Zwang, frei von Angst. – Es ist eine Grundtatsache, daß der Mensch Bedürfnisse hat. Er muß essen, wohnen, sich kleiden, um nur einiges zu nennen. Er kann nicht leben, ohne daß er sich betätigt: er muß sich seine Nahrung besorgen, muß sich eine Wohnung verschaffen, muß sich um Kleidung bemühen. Fazit: Zum Leben des Menschen gehört die Arbeit. In diesem Zusammenhang solltest Du hervorheben, daß wir Deutsche in der Sinngebung der Arbeit eine bedeutende Tradition aufzuweisen haben. – Der Mensch kann sich dazu erziehen, wenig oder viel zu essen, er kann bescheiden oder anspruchsvoll wohnen und sich kleiden. Er kann also viele oder wenige Bedürfnisse haben. Es leuchtet ein, daß er um so freier ist, je weniger Bedürfnisse er hat. Denk an Diogenes in der Tonne, denk vor allem an Sokrates, der feinsinnig formulierte: Nichts zu bedürfen ist göttlich; darum kommt den Göttern am nächsten, wer am wenigstens zum Leben benötigt. – Ob Du diese Gedanken besonders betonst, hängt von Deiner Lehrerin ab. Inzwischen weißt Du doch wohl, wie dergleichen Betrachtungen bei ihr ankommen.

Birgit: Sie wird sehr davon angetan sein.

Michael: Dann solltest Du in die Saiten greifen und einen Hymnus auf die Genügsamkeit singen. Laß jedoch den dialektischen Charakter des Themas nicht ganz außer acht: Wir sind eine Gesellschaft, die auf Massenkonsum angewiesen ist. Genügsamkeit kann bei uns nur insoweit eine Tugend sein, wie sie das Konsumieren nicht beeinträchtigt.

Birgit: Das tut sie doch zweifellos.

Michael: Deswegen frag' ich Dich ja, was für eine Einstellung Deine Lehrerin hat. Dächte sie mehr politisch, als sie es zu tun scheint, so müßtest Du Diogenes und Sokrates kritisch unter die Lupe nehmen, müßtest klarmachen, daß deren Konsumverhalten problematisch ist und nur als Ausdruck eines Minderheiten-Ethos akzeptiert werden kann.

Birgit: Das ist so kompliziert. – Kannst Du es mir morgen vormittag nicht aufschreiben? Dann hab' ich's.

Michael: Wenn ich erst ans Schreiben komme, wird ein Buch daraus.

Birgit: Wenigstens Stichworte.

Michael: Versuchen will ich's, versprechen kann ich es Dir nicht. – Zu dem Abschnitt „frei von Zwang“ kannst Du am ehesten selber was finden. Denk nur an die Bedeutung des Privateigentums für unsere Freiheit und beziehe das auf den Kommunismus!

Birgit: Ich schriebe gern über das Recht der Frau, selbst zu bestimmen, ob sie ein Kind haben will. Aber bei der Lehrerin . . .

Michael: Sei nicht dumm, laß das ganz weg! – Noch eine Anregung zum dritten Abschnitt: Ich kann mir vorstellen, daß Deine Lehrerin nicht ohne Gott auskommt.

Birgit: Bestimmt nicht. Das kann man immer wieder heraushören.

Michael: Dann ist es ja nicht schwer, ihr das Passende zu präsentieren. Du legst dar, daß nur der Glaube an den Allerhöchsten uns freimachen kann von der Angst, die wir in der Welt haben.

Birgit: Das wird mir gelingen.

Michael: Wenn Du schon einmal bei Gott bist, dann vergiß nicht, klarzumachen, daß der Frage: Freiheit wohin? die Frage: Freiheit wofür? zugeordnet ist. Wenn Du das etwas ausführst und Dich darauf festlegst, unsere persönliche Freiheit könne ihren Sinn nur darin haben, daß wir uns verantwortlich binden, daß wir sie verstehen als Verpflichtung, dem großen Ganzen zu dienen, dann hast Du einen Schluß, der Dir das Wohlwollen Deiner Lehrerin sichert.

Birgit: Das ist schon allerlei, es hilft mir weiter. (Pause.) Weißt Du, was ich möchte? Mit Dir im Süden sein. In einem dieser Häuser, von denen ich Dir erzählt habe.

Michael: Ein ausgefallener Wunsch.

Birgit: Vielleicht bringst Du es zu einem solchen Haus.

Michael: Wer weiß!

Birgit: Wer so begabt ist wie Du, wäre töricht, wenn er sich den Sozialismus wünschte.

Michael: Wem sagst Du das!

Birgit: Willst Du Dich darüber nicht mal mit meinem Vater unterhalten?

Michael: Legt er denn wirklich Wert darauf?

Birgit: Du hast es gar nicht nötig, Hemmungen zu haben.

Michael: Nennst Du es Hemmungen haben, daß ich zurückhaltend bin?

Birgit: Du siehst ja, wie mein Vater es auffaßt.

Michael: Wer zu was kommen will, muß gut überlegen, zu wem er was sagt.

Birgit: Überlegst Du das auch mir gegenüber?

Michael: Zwischen uns ist das nicht mehr nötig. Oder?

Birgit: Das mußt Du wissen. (Pause.)

Michael: Haus im Süden in einer malerischen Bucht . . . Wenn ich an die Zukunft denke . . . Es kann doch auch sein, daß der Kapitalismus nicht überlebt.

Birgit: Was würde dann mit uns?

Michael: Es ginge weiter: Geschwätz, Getue, Heuchelei – wie bisher. Vielleicht nur noch mehr Geschwätz, mehr Heuchelei, mehr Abhängigkeit.

Birgit: Du müßtest Leute, auf die es ankommt, davon überzeugen, daß Du zuverlässig bist.

Michael: (schweigt).

Birgit: Versuch's doch mal! Tu so, als gehörte ich zu diesen Leuten!

Michael: Warum? Das ist doch Unsinn.

Birgit: Bitte! Es ist ja nur ein Spiel.

Michael: Wenn Du unbedingt möchtest . . . Weißt Du, ich bin überzeugt, daß das sozialistische Wirtschaftssystem, obwohl es noch verbesserungsfähig ist, schon jetzt mehr zu bieten hat als jedes andere. Wer das leugnet, dokumentiert

damit seine Befangenheit in spätbürgerlich-reaktionärer Denkweise. Und warum ist das sozialistische Wirtschaftssystem leistungsfähiger? Weil es aufgebaut ist auf der Solidarität des werktätigen Volkes. Diese Solidarität ist das A und O des Wirtschaftslebens. Was sie vermag, zeigt sich unter anderem daran, daß in der sozialistischen Wirtschaft Streiks überflüssig sind. Der neue, vom Geist der Revolution geprägte Mensch ist nicht mehr in unwürdiger Selbstentfremdung Objekt der Ausbeutung wie in der kapitalistischen Wirtschaft, die gemeinsame Arbeit aller, getragen von einem gemeinsamen Willen, dient dem gemeinsamen Fortschritt . . . Nein, ich kann nicht weitermachen.

Birgit: Warum denn nicht? Du warst hervorragend.

Michael: Es ist ekelhaft.

Birgit: Du warst wirklich überzeugend.

Michael (schweigt).

Birgit: Was auch kommen mag, Du wirst Dir zu helfen wissen.

Michael: Vielleicht bin ich . . . (Er bricht ab.)

Birgit: Was bist Du?

Michael: Vielleicht vertrete ich jede Meinung überzeugend, wenn es sich für mich lohnt.

Birgit: Unsinn! Du nimmst das viel zu ernst.

Michael (schweigt).

Birgit: Was machen wir jetzt?

Michael: Hast Du einen Wunsch?

Birgit: Wie wär's mit Tanzen? Schön ausgelassen. Reden verboten.

Michael: Ich werd' mir Mühe geben.

Rodja Weigand arbeitslose

werktags
sitzn jetztz vui
bei uns in da kneipn
daß de so vui zeit habn
am werktag
des vastät koana
der net woäß warum.

dei lächln

des dat ma gfoin:
a blaua vogl
auf deina schuita
und a lächln
von dia
des dat ma gfoin.

a falke

für oskar maria graf

manchmoi
ruaht a si aus,
da falke
vor seina großn jagd
doch manchmoi
hockta a bloß
so da und
glotzt
gefährlich
vor si hi.

Hanns Meilhamer Und des soi a Liebeserklärung sei?

Wennst du mir sagst,
i bin de Sunn in dein Lebn,
und du magst mi,
ganz wurscht was i dua –
des soi a Liebeserklärung sei?

Wennst du mir sagst,
du waarst nix ohne mi,
i bin dei Lebn,
ganz wurscht was i dua –
des soi a Liebeserklärung sei?

Wennst du mir sagst,
i kannt di scha wegschicka,
wenn ma's Lebn nix wert is,
wenn i rumtrape'n wui auf'n Lebn –
des soi a Liebeserklärung sei?

I laß di iatz alloa,
weil i koa Sunn net bi,
und weil i woäß,
daß'd an dem net stirbst.
Du bist stärker als wiaht moanst –
des is iatz *mei* Liebeserklärung.

Wicht Arbeiten

Di gans wochn
ärbern wäi a sau,
am wochenende
schwarzäbern wäi a sau
in urlaub
as eichne haus naafzäing
– Und dann
ban grundich seiner villa vorbeifoarn
dann wasd,
dassd a oarschluch bisd.

Manfred Bosch uf den dag wart i

mensch
isch des wider emool
en dag gsi
i glaub i hett
sellmool doch
kündige solle
des wird jo all schlimmer mitem

so machi des nimme
lang mit
so odere so
do bisch jo grad
de letscht dreck
monnt er kennt om
eifach eso
de sauhund abemache

aber do schdohsch
wider elei
s gertrued die barbe
seet natirlich nind
aber wenn de schef
nochher furt isch
wosse nit
wie wiit se d gosch
uffrisse moss

so sottse de schef
emool schwätze heere
der dät auge mache

aber mit uns
monnter kennters mache
bloß weil konner ebbs seet
wenn di du bloß nit
verrechnet hosch

mer mueßt halt emool
mit de andere schwätze
wa dia monnet

im eine odere andere
langs sicher au scho lang
do fehlt bloß einer
wo se aaschdupft

aber wehe mir wellet
au emool ebbs
wie lang hani scho gseet
a die düre
muess es voorhang hi
der dauernde durchzueg
isch gift für mini
bandscheibegschichte

aber do scherter sich
konn dreck drum
do gohtem jeder kratzer
a sim scheißkarre voor
soen voorhang
bringt natirlich konn profit
des isch jo klaar

un wenni emool nimme kaa
vor lauter komedie
mit dere ruckegschicht
no bini glii abschribe
s waarte jo gnueg
do brauchter bloß hiilange

wenni bloß no jung gnueg wär
däti sage
o leck mi doch
i gang un suechmer e
andere schdell

aber mach des emool
i mim aalter
do losch d finger
bald wider devu
de loohn isch au nit
denooch dassmer
vor begeischderung a d decke jucke wett

aber wa machsch i mim aalter
do bisch jo hinne un vorne
de depp
zsage hosch nind
un wenn trotzdem
ebbs riskiersch
no kaasch goh am andere dag

aber wer nimmt on no
i mim aalter?

i wart uf den dag
wo mir au emool
schlau werret
zum schef gond un saget

s duet uns leid
sie sin uns z aalt
überhaupt brauchet mir
konn wie sie

sie sin abgesetzt
mir machet etz alls selber

wennse wend kennetse doobliibe
un schaffe
wie alle andere au

so sottmers mache
weil mer nind zsage hond
nommer d gosch uffrisse

uf den dag wart i

Dieter Beck Das Lied vom Playboy

I bin a Playboy
Einer von der bsondern Sortn
I bin arbeitslos
und i kann mein Geld net horten
Jeden Morgn steh i auf mitm gleichen Gefühl im Kopf
Gnua Zeit hat i schon i sollt Tauben züchten
Des wär bestimmt ein krisensicher Job

Die Nacht in der i net schlafa ko
is so sche wenn i an Schleyer im Fernseh sieh den guadn Mo
Der sagt: „Hey Playboy schlaf guat
I woaß, daß dirs nimma gfoit
Geh doch nach Drüben dort gibts keine Arbeitslosen mehr
Wir haltn di mei Bua net mit Gwoit

Die Hertie-Passage is glei bei mir umd Eckn
Dort hin geh i jeden Tag um neue Sachn zu entdecken
Die Preise da sind net für mi gmacht
aufm Arbeitsamt der gleiche Trott
in der Schlange steh i mit am leeren Portemonnaie
„Es tuat uns leid wir ham für Sie koan Job!“

Doch mit mir san no 300 000 junge Lait
die koa Arbeit ham und die des ois net gfrat
Da miaßn wir dagegen was doa,
daß da Schleyer-Strauß und Kompanion
nimma sag'n kenna des Lehrstellenrenna
ist die Chance, daß man Playboy werden ko

Rigo Ros Streng vertraulich

Halle Tunerbestückung an der Dr.-Mack-Straße. Achtzig mal dreißig Meter. Nachmittag. Über allem hängen wie ein Bodennebel die Lötschwaden.

Im Vorzimmer des Abteilungsleiters sitzen die Bandleiterinnen an ihrer Büroarbeit. Von dort ist alles zu überblicken. Auch das vierzig bis fünfzig Meter lange Bestückungsband, an dem meistens das Empfangsteil für die Fernsehgeräte gefertigt wird. Über 2 225 000 bis September 1975 alleine für Farbfernseher, meldete die Revue dieser Weltfirma.

Oder es werden Platinen zur Bestückung von Radiogeräten hergestellt. Während die Platinen oder Printplatten mit gleichbleibender Geschwindigkeit vom Band weitertransportiert werden, stecken die Frauen und Mädchen Transistoren, Dioden, Widerstände, Spulen und anderes in vorgebohrte Löcher. Am Ende läuft das Ganze durch ein Zinnbad, wo alles selbsttätig verlötet wird. Eine Anlernarbeit. Lohngruppe sechs. Grundlohn 6,05 DM, Akkordrichtsatz 6. Einlieferung im Schnitt einhundertdreißig Prozent. Vierzigstundenwoche.

Andere sitzen an Transformatoren, die in Radios eingebaut werden, stellen an Kniehebelpressen Stanzteile her, die mit Hilfe einer einfachen Vorrichtung gebogen, dann mit einem Gegenstück zusammengesteckt werden, oder löten von Hand mit dem Kolben.

Alles in allem: Baueinheiten für die Unterhaltungselektronik.

Manchen von den Jungen ist es ein Spaß, im Minirock was zu zeigen, den Vorgesetzten ein bißchen zu reizen. Trotz der Atembeschwerden, die sie da drinnen bekommen. Nicht selten wollen die Jungen auch mit ihrer Arbeit beweisen, daß sie besser sind als die „alten Tanten“. Und so verdampft noch anderes als beim Löten.

Thomas, der Vorsitzende der fünfköpfigen Jugendvertretung, und Ernst, Mitglied des Betriebsrates, sind gerade auf einem Rundgang. Von den Frauen heißt es hier: „In der Meute sind sie höllisch.“ Die beiden kennen das.

Den Ernst, vierzig, kitzelt ein Blick, länger als nur flüchtig. Die Maus schaut gut aus. Schon will ihn eine, Mittelalter, hopp nehmen:

„Na Alter, was ist heut abend? Kannst nimmer oder was ist? Läuft nix mehr bei dir? Bringst kein' mehr hoch?“

Der Ernst läßt einen Kracher zurück:

„Mit dir alte Orschl, da ist ja sowieso nix los. Du mit dein' Gaulsarsch bringst ja sowieso nix.“

Niemand nimmt das ernst.

Die von der Jugendvertretung hatten sich beinahe zerrissen, bis sie von ihrer anfangs unsystematischen Tätigkeit loskamen. Die Kollegen vom Betriebsrat waren ihnen viel zu lax, etliche mit so einer Haltung: „Die Jungen da... Bilderstürmer... Keine Ahnung von Tuten und Blasen. Aber uns alten Hasen was vorschreiben wollen...“

Ihre regelmäßige Teilnahme an den Betriebsratssitzungen hatten sie aber dennoch durchgesetzt. Es ging wie ein Lauffeuer durch den Betrieb und galt als sensationell.

An der IG-Metall-Schule in Westberlin hatten sich die fünf alle nacheinander in drei Zweiwochenlehrgängen eine Menge Rüstzeug geholt. Mit diesen Lehrgängen und der praktischen Kleinarbeit wuchs ihr Gesamtüberblick. Leiser wurden die resignativen Stimmen unter ihnen, die da meinten: „Wenn du erst einmal gegen deine eigenen Kollegen kämpfen mußt, bevor du Forderungen stellen kannst, dann hat das überhaupt keinen Wert.“ In die Auseinandersetzung mit den älteren Betriebsratskollegen kam ein neuer Ton, als sie Fragen der Ausgestaltung des Pausenraumes oder wie und in welcher Zeit Werksport gemacht werden sollte, angingen.

„Hoppla“, hieß es, „die tun da ganz schön was. Haben den Schnabel immer vorne dran. Auf die müssen wir aufpassen.“ Andere aus dem Betriebsrat aber sagten: „Ist ja duft...“

Da fing auch die Ausbildungsleitung, der Personalchef, an, sie stärker zu beachten. Seine Taktik bestand darin, sie in einen Wattebausch reinrennen zu lassen, scheinbar nachzugeben und die vermeintlichen Zugeständnisse nach ein paar Wochen zurückzunehmen.

So rochen sie Lunte und marschierten erst richtig los.

Der Betriebsratsvorsitzende war für sie so eine Negativfigur. Es kam ihnen vor, daß er – jedenfalls zunächst einmal – gegen alles schoß, was sie brachten. Das zwang sie, überzeugende Gründe zu nennen. Aber sein Ton! Der änderte sich erst, als ihm Thomas in einer Vertrauenskörpersitzung sagte:

„Lieber Kollege Hassold, du bist zwar hier in unserem Werk 1 Betriebsratsvorsitzender und außerdem Gesamtbetriebsratsvorsitzender, bist wesentlich älter als ich, hast wesentlich mehr Erfahrungen als ich. Aber so, wie du mit deinen Betriebsräten umspringst, sprichst du mit mir nicht. Wenn du mit mir diskutieren willst, dann so, wie's normal ist. Sonst machen wir das in der Form von Anträgen. Und dann stimmen wir darüber ab.“

Das war für verschiedene Betriebsräte, die wie Konsumenten oder Befehlsempfänger drinsäßen, so etwas wie ein Lehrbeispiel; auch sie fingen an, gegen den Stachel zu lücken.

Und die von der Jugendvertretung wollten sich nicht selbst zum bloßen Verwalter dessen degradieren, was da gerade so anstand. Nur Kantinenpreispolitik zu treiben war bei ihnen nicht in, etwa sich nur mit dem ganzen Sozialklimbim, der alleine nicht weiter führt, zu beschäftigen. Sicher war es notwendig, die Frage der Bestuhlung der Kantine zu lösen. Dazu reichte bei einer guten Vorbereitung durch die Abteilung Einkauf eine halbe Stunde. Sie wollten nicht nur reagieren. An der Situation der arbeitenden Menschen im Betrieb wie außerhalb war genug zu verändern. Also mußten sie agieren.

Und sie wußten, alles hängt davon ab, wie es ihnen gelingen würde, vor allem die jungen Kolleginnen und Kollegen, von denen sie gewählt worden waren, mit in den Lernprozeß reinzuholen, sie für Aktionen, die ihre Situation verbessern konnten, zu gewinnen. Grau ist alle Theorie?

Aus der früheren Erfahrung, daß sie von den Vorgesetzten und auch vom Betriebsrat nicht einbezogen wurden – sie deuteten das so, als ob man ihnen möglichst viel verheimlichen wollte – war ihnen ein von Grund auf spitzbübisches Mißtrauen geblieben, daß hinter allem mehr stecken könnte als sich da vordergründig zeigte. Ihre Devise lautete: Nichts vorbeirauschen lassen.

Ab und zu waren immer wieder einmal Beschwerden an sie herangetragen worden: „Ich muß so viel arbeiten. Das schaff ich nicht. Da hab ich Schwierigkeiten...“ „Sollen wir da mal nachforschen?“ „Um Gottes willen, nein! Da könnt ja was passieren. Ich krieg's dann wieder zu spüren. Ihr könnt da nicht helfen.“

Irgend etwas war faul. Wie aber kriegten sie den Fuß in die Tür? Könnten sie vielleicht über die Vorarbeiterinnen dahinterkommen? Das waren Frauen, die meist aus dem Band rauskamen, die mit den älteren Frauen am Band aus der Zeit der gemeinsamen Arbeit her einen persönlichen Kontakt hatten. Aber diese Vorarbeiterinnen lebten mit der wahnsinnigen Angst, an das Band zurück zu müssen, quasi degradiert zu werden. Das ergab so ein Druckmittel, das die Vorgesetzten und die ganze Hierarchie, die sich über ihnen aufbaut, ausnützten. Da würde es für sie – so glaubten sie – brenzlich:

„Sie sind ja auch mit dran. Sie sind die nächste Vorgesetzte. Wenn uns an den Karren gefahren wird, dann mit Sicherheit zuerst Ihnen.“

Der Grauschleier, der nichts nachweisbar macht, löste sich mit einem Mal. Seit einiger Zeit hatten sie einen konkreten Verdacht. Sie wußten nur nicht: Macht das die Jugendlichen aufgrund ihrer Fähigkeiten selbständig, aus eigenem Antrieb, oder hat das wer angeordnet?

Vom Materialfahrer wußten sie: Der Meister hatte ihn angewiesen: „Stell der Petra mal zwei Kästen Rohmaterial hin. Das übrige mach schon ich.“ Viel später erst erfuhren sie, was der Meister zur Petra sagte:

„Das machst du mir bis heute abend noch. Du bist unser bestes Mädchen hier in der Abteilung. Mach mir das. Ich brauch es dringend. Sieh zu, wieviel du schaffst. Es wär gut, wenn du alles schaffst. Das wäre ganz prima. Aber überanstreng dich nicht. Du brauchst das nicht zu machen. Mach so viel wie du kannst.“ Von Akkordrichtsatz oder Vorgabezeit redete er erst gar nicht, denn darum sollte sie ja betrogen werden. Und mit der Lohnabrechnung einer Jugendlichen auch noch den Beweis gegen sich selbst liefern?

Die Petra sagte sich, jetzt kann ich den Meister nicht im Stich lassen. Das muß ich schon machen. Sie hatte wohl auch Angst, zu versagen, in den Augen ihres Vorgesetzten schlecht dazustehen. Das trieb sie zur Eile. Und ihre Leistung ergab einhundertsechzig Prozent. Der Meister wußte eben, wie frisch und unverbraucht Fünfzehn- bis Achtzehnjährige sind, daß sie oft große Fingerfertigkeit entwickeln. Er glaubte schon längst an die Schläue seiner Tour, die er da ritt. Er hatte ja nicht gesagt: Du mußt die sechstausend bis heute abend erledigen.

Wer aber hatte es dann verlangt? Wer war hier das Gesetz? Die Aktiengesellschaft, bestehend aus dem Alleininhaber, teilte mit Hilfe des Managements den verschiedenen Werken, zum Beispiel in Bayreuth, Fürth und Nürnberg, Georgsmünd, Dachau oder Karlsruhe einen Etat zu. Damit mußten die Kosten

gedeckt werden. War ein Werk vergleichsweise billiger, dann wurde mit allen technischen Schikanen rationalisiert, um bei den anderen dasselbe zu erreichen. Gewöhnlich kam es dann zu Versetzungen. Also mußten die Kosten so niedrig wie möglich gehalten werden. Kamen außerplanmäßige Ausgaben, da ein Windfang, weil's zog und eine Betriebsrätin beharrlich darauf bestand, das abzustellen, dort eine abbröselnde Decke, dann waren eben da 9000 DM und dort 3000 DM verbraucht, die im Etat nicht eingeplant waren. Das mußte irgendwie wieder reingeholt werden. So ging der Druck von oben nach unten, und die Frage stellen, wem nützt das, hieß schon, sie zu beantworten.

Der Ansatz, daß Akkordarbeit von Jugendlichen gefordert wurde, war für die von der Jugendvertretung da. Und das mußte aufgearbeitet werden, vor allem weil der Betriebsrat in seinem gegenwärtigen Zustand die Sache glatt verschlafen hätte. Wie nun aber aus der Beweisnot kommen?

Zuerst versuchten sie, über einen längeren Zeitraum gezielte Fragen zu stellen, die Ergebnisse im Multimomentverfahren statistisch zusammenzustellen. Sie kamen wieder auf die einhundertsechzig Prozent Spitzenleistung.

Nichts änderte sich, solange sie ohne Beweis auf den Vorgesetzten zungen, einfach so ins Blaue hineinschossen.

Welche von den achthundert bis eintausend Jugendlichen waren davon betroffen? Der Zufall: „Mensch, die kenn ich doch. Da sitzt doch die Rosi am Band“, dieser Zufall kam ihnen nicht zu Hilfe. Die Mädchen im Alter zwischen vierzehn und zwanzig waren nach ihrer körperlichen Entwicklung, ihrem Aussehen, ihren Formen, oft nicht mehr altersmäßig zu unterscheiden. So sehr die von der Jugendvertretung auch genauer hinschauten, zu taxieren versuchten, besonders an den Fließbändern, an denen die Jugendlichen nach dem Jugendarbeitsschutzgesetz nicht arbeiten durften. Es war eben nicht wie an einem Judenstern abzulesen: die ist Jugendliche, die nicht.

Mit der Zeit wurde es deutlicher: Jugendliche wurden nicht nur zeitweise an Fließbändern eingesetzt wie zuerst, sondern mittlerweile ständig.

In der Fertigung mußte jede mit Hilfe von Lohnkarten in der Art von Verbundlochkarten und daneben Stückzetteln nachweisen, was sie im einzelnen und in welcher Zeit geleistet hatten. Nur, die Jugendlichen träumten in ihrer Hilflosigkeit darüber hinweg, daß für sie das offenbar jemand anders besorgte; und da es nicht in die Lohntüte kam, war für sie daran ja auch gar nichts Auffälliges.

Für die von der Jugendvertretung wäre es am einfachsten gewesen, über die EDV-Listen den Nachweis zu erbringen. Es war aber eben nicht nur die Frage, wie an diese streng vertraulichen Listen rankommen, sie entschlüsseln. Sie wollten mehr.

Das Wissen darum, daß es sich um Akkordarbeit handelte, war bei den Jugendlichen nicht da. Sie kannten kaum den Inhalt des Jugendarbeitsschutzgesetzes, wußten nichts von medizinischen Gutachten, wie sie Thomas und die anderen auf den IG-Metall-Lehrgängen kennengelernt hatten, wußten also nichts von der Schädlichkeit der Akkordarbeit.

Also versuchten sie auf Jugendversammlungen, bei Rundgängen, in persönlichen Gesprächen in den Mittagspausen das Bewußtsein darüber zu schaffen:

Was ist eigentlich Akkordarbeit? Sie taten es so lange, bis wenigstens etliche der Jugendlichen ihre Akkordleistung selbständig errechnen konnten. Es war da nur mehr ein ganz selbstverständlicher Schritt zu der Frage, wer den Nutzen davon einsteckt, und zu der Antwort. Selber denken macht eben schlau.

Nur mit den Diskothekentypen, kurzer Rock, möglichst auffallend frisiert und geschminkt, meist gut aussehend, rührte sich wenig. Manchmal fragten sie sich, wie lange sie sich noch mit denen aufhalten könnten. Dann sagten sie sich, was soll's. Es gab noch andere Haken.

Auch bei ihnen in der Jugendvertretung waren die Kolleginnen in der Minderheit. Obwohl es gerade hier um ihre spezifischen Interessen ging und die Zielrichtung ihrer gemeinsamen Arbeit in der Jugendvertretung klar abgesteckt war, brauchte es sehr lange, bis sie ihr anerzogenes Rollenverhalten aufgaben und sagten: „Nun, was ist los? Wie packen wir das an? So und so sind die Probleme bei meinen Geschlechtsgenossinnen. Da müssen wir als Jugendvertreter uns drum kümmern.“

Vielleicht lag das Problem aber mit an dem Rollenverhalten der jungen Kollegen, die ebenso vorgeprägt waren?

Recht bald warfen manche das Handtuch, vor allem wenn ein Freund dahintersteckte, der nicht wollte, daß seine Freundin in der Freizeit mit so Sachen aus dem Betrieb beschäftigt ist. Das beeinträchtigt den Feierabend und den Spaß mit ihr, meinten sie wohl, sagten aber:

„Was reibst du dich denn da auf. Du ärgerst dich ja bloß.“

So ins Wasser geworfen zu werden wie sie damals bei der Jugendvertreterwahl, wo sie sich ehrlich genug gesagt hatten: „Ich und Jugendvertreter? Idiotisch. Das kann ich doch gar nicht. Ist doch Blödsinn. Was soll ich denn da?“ – das war wie ein Härtevorgang.

Inzwischen hatten sie gelernt, daß es nicht genügt, nur im Betrieb etwas zu tun. Die einen engagierten sich in der Ortsjugendleitung der IG Metall, andere in Jugendorganisationen oder schon in Parteien.

Eine Lohnrechnerin, eine von denen, die ihrem ganzen Selbstverständnis nach glauben, zwischen denen in der Produktion und dem Management stehen zu müssen, die gerade darum nur allzu oft von dem Bewußtsein gehemmt werden, es ist ja doch nichts zu machen, war früher in einer falschen, zu niedrigen Lohngruppe eingestuft. Daß mehr rauskommen könnte, wenn sich der Betriebsrat darum kümmerte, hatte sie niemals erwarten wollen, bis ihre Gehaltssache gelaufen war. Das lag einige Zeit zurück.

Jetzt riskierte sie, in Teufels Küche zu kommen, als sie einer Betriebsrätin die Nase auf einen Leistungsausweis stieß: „Da. Schau dir das mal an. Das interessiert dich vielleicht.“

Es war ein Original-EDV-Ausdruck mit dem Stempel: „Streng vertraulich“. So behandelten die beiden das auch.

Die Personalnummern darauf bewiesen: Es war ein Auszug über die Leistungen der Jugendlichen in der Fertigung.

Die von der Jugendvertretung sprachen etliche Jugendliche an. Dann hatten sie ein halbes Dutzend Bezeugungen in der Hinterhand, hieb- und stichfest,

protokolliert und unterschrieben, auch von volljährigen Zeugen, die bei der Arbeit danebensaßen.

Der Betriebsleiter, leicht pikiertes Auftreten, außerordentlich gut gekleidet, gepflegte Ausdrucksweise, die ihm beim Verlesen des alljährlichen Geschäftsberichtes in der Betriebsversammlung von vornherein einen gewissen Heiterkeitserfolg sicherte, hatte Wind von dem juristisch verwertbaren Material bekommen. Und er steckte ziemlich drin, wie immer, wenn's letztlich darum ging, etwas zu vertuschen. Er machte sich allerdings die Hände niemals schmutzig. Er schickte die Vorarbeiterin vor. Die sagte: „Petra, wenn du dem Betriebsrat sagst, daß du nur die Hälfte der Stückzahl gemacht hast – du bekommst dann mehr Geld.“

Die Petra hustete ihnen was. Und die Rosi, die Annemarie, die Monika und andere dazu.

Die Jugendvertretung teilte der Geschäftsleitung – dem Personalchef – und auch dem Fertigungsleiter mündlich ihre Feststellungen mit und forderte, daß die Akkordarbeit Jugendlicher sofort und auf Dauer abgestellt wird. Andernfalls würden sie ihre Beweise dem Gewerbeaufsichtsamt übergeben und Anzeige erstatten. Ein Jahr Gefängnis oder zwanzigtausend DM Geldstrafe wären da drin, meinten sie, wenn auch mit wenig Überzeugung. Für sie war die Justiz kein über der Gesellschaft schwebender in gleichem Maße strafender Gott. Die Spitzfindigkeit vom fehlenden Unrechtsbewußtsein hatte schon oft genug zu einem gewissen göttlichen Einsehen geführt.

Am Tag darauf waren die Jugendlichen weg vom Band, saßen an Einzelarbeitsplätzen mit einer reduzierten Leistung unter Eins, also unter einhundert Prozent des Vorgabesatzes, der Normalleistung.

Eine Verlautbarung an die Presse über den Vorfall wurde von ihr unterschlagen. Das übliche: Kein Platz, das interessiert die Öffentlichkeit nicht, nicht mehr aktuell und wie derlei Betrug an journalistischer Redlichkeit lauten mag. Und Thomas, der Jugendvertreter, unternahm zusammen mit Ernst, dem Betriebsratskollegen, den Gang durch den Betrieb. Wenn sie am Tatort auftauchten, wurde ihr Gang jetzt als eine ernste, notwendige Arbeit begriffen, auch wenn manche gar nicht wußten, woher die Atemnot in der Halle kam.

Artur Troppmann
Arme Tante

ARME Tante
hat ihr lebenslang
gearbeitet,
sitzt im Kirchengestühl,
wetzt Buße
zwischen den Lippen,
faltet die zittrigen Hände,
als hätte sie je
gesündigt.

Siegfried Grundmann Hinter der Fabrik

Robert hatte seine beiden Kinder am Spielplatz zurückgelassen und war zum Rand der Wiese hinübergegangen, von wo aus er das Gelände der kleinen Lebensmittelfabrik unten am Fuß des Hügels gut überblicken konnte: Werkhallen, Lagerschuppen, Labor, Kraftzentrale, Kesselhaus mit großem Kamin, ein neues Bürohaus, auf dessen Dach große Reklamebuchstaben *PIPP* - die Nahrung für den Säugling anpriesen - das alles umgeben von einer mannshohen Betonmauer. In einer Ecke versteckte sich noch eine altmodische Villa. Vorn, an der Schmalseite zur Straße hin, der Haupteingang mit dem Pförtnerhäuschen, dem Durchgang für das Personal, der Einfahrt für die Lastwagen. Daneben zwei Baracken mit Gastarbeitern.

Die Dampfpeife am Kesselhaus stieß einen kurzen Pfiff aus. Ein Vogelschwarm flog aufgeschreckt aus den Hecken hoch und fiel auf der anderen Seite der Fabrik in die Schrebergärten ein. Die Mittagspause war zu Ende. Er sah noch ein paar Nachzügler aus dem Neubau kommen, aber die, auf die er gewartet hatte, waren nicht dabei. Er sah auch niemanden durch das Tor beim Pförtnerhäuschen gehen, nur einmal eine ältere Frau mit einer Tasche unterm Arm, die dem Pförtner einen Ausweis zeigte und dann mit krummen Beinen auf einen der Lagerschuppen zuhastete. Also war es doch nur mit besonderer Genehmigung erlaubt, das Betriebsgelände während der Mittagspause zu verlassen, aber diese Erlaubnis hätten die beiden sicher nicht erhalten, auch wenn sie erklärt hätten, daß sie etwas sehr Wichtiges vorhaben.

Unter den Holunderbüschen unten am Fuß der Mauer waren sie immer aufgetaucht, dann die Böschung zum Rundweg hochgeklettert, wobei er stets voranging und sie an der Hand hinter sich herführte. Mit viel Schwung zog er sie dann zu sich auf den Weg hinauf, so daß sie ihm in die Arme fliegen mußte und er Gelegenheit hatte, sie wie zufällig zu küssen. Solche Gelegenheiten ließ er sich nicht entgehen, und sie ließ es sich gefallen. Eng umschlungen versuchten sie dann immer, über eine kurze Treppe und durch das dichte Gebüsch zur Wiese hochzugehen, was aber nebeneinander nicht ging. Trotzdem versuchten sie es immer wieder. Schließlich ging mal er voran, mal sie.

Oben auf der Wiese war ein Kinderspielplatz, wo Robert manchmal auf einem der holzgeschnitzten Krokodile saß oder am Rand der Wiese spazierenging, denn er hatte Nachtschicht, und in der Nachtschichtwoche übernahm er das Kinderhüten.

Als er die beiden das erstemal sah, dachte er sich schon, daß sie aus der Fabrik kämen. Sie trug immer einen weißen Mantel, war wohl im Labor beschäftigt, er, in der Lederjacke, sah nach Kraftfahrer aus, Arbeiter jedenfalls, kein Angestellter. Und irgendein Leitender, dachte Robert, könnte sich so was gar nicht erst erlauben.

Er war ja kein Voyeur, aber wenn er so am Rand der Wiese spazierenging oder auf dem Krokodil saß, konnte er auch nicht immer nur in die blaue Luft starren. Und er beneidete sie ein wenig und bedauerte sie auch, denn er wußte aus eigener Erfahrung, was es bedeuten konnte, wenn man sich im Betrieb verliebte. So was blieb nicht verborgen. Es gab immer welche, die aufpaßten, die Anlaß für Klatsch suchten, es gab Nebenbuhler, Neider, Verklemmte. Kein Wunder, daß sie in der Mittagspause ausrissen, auch wenn sie nur etwas mehr als eine halbe Stunde Zeit hatten. Viertel vor eins gingen sie wieder zurück, auf dem Weg, auf dem sie gekommen waren. Zeit zum Es-

sen hatten sie jedenfalls nicht mehr. Essen war für sie unwichtig geworden.

Er selbst war ja mal mitten aus der Arbeit davongestürzt wegen eines Mädchens. Zwanzig Jahre war's her, damals hatte er noch keine Glatze. Er hatte sich in eine Werkstudentin verliebt und war hinter seiner Maschine romantischen Träumen nachgegangen, die um sie kreisten. Aber eines Tages hörte sie auf zu arbeiten und war plötzlich verschwunden, ohne ihm etwas zu sagen. Da hielt er es hinter seiner Maschine nicht mehr aus, stürzte ins Personalbüro und ließ sich ihre Heimatanschrift geben. Mit dieser Adresse in der Tasche lief er zum Bahnhof, setzte sich in den nächsten Zug, um sie aufzusuchen. Die Sache duldeten keinen Aufschub.

Als er zurückkam, fiel ihm nicht einmal mehr eine passende Ausrede ein, und die Chefin hatte nicht viel Mühe, aus ihm herauszubekommen, was sie ahnte und nun genau wissen wollte. Schließlich fragte sie ihn unverblümt: „Hatten Sie denn ein Verhältnis mit ihr?“

So weit war es noch gar nicht gekommen, aber damals wußte Robert nicht mal genau, was man eigentlich unter einem Verhältnis verstand, und er sah sie nur verständnislos an. Er war verknallt in das Mädchen, das war alles. Verhältnis? Was meinte sie damit? Aus ihrem Mund hörte sich das an wie Investitionen oder Tarifvertrag. Er dachte, die ist wohl eifersüchtig oder beneidet uns um was, was sie selbst noch nie erlebt hat. Schließlich verwandelte sich ihr sonst immer hart und streng wirkendes Gesicht und nahm einen heiteren, amüsierten Ausdruck an. So kannte er sie noch gar nicht.

Er wurde nicht gemäßregelt, doch die Sache sickerte durch, und bald grinste der halbe Betrieb heimlich und manchmal auch offen über seine Eskapaden. Einige Neider freuten sich, daß er anscheinend nicht ans Ziel seiner Wünsche gekommen und abgeblitzt war. Er hatte sich wohl gar was Ernsthaftes eingebildet, wie: Akademikerin und Arbeiter - und alles nur wegen seiner schönen blauen Augen? Nach ihren Erfahrungen ging es in der Welt anders zu.

Von da an wurde ihm das Arbeiten an der Maschine zur Qual. Er fing an, die Maschine zu hassen, weil sie sich gefühllos weiterdrehte, immer dieselben vorgeschriebenen Bewegungen ausführte, denen er sich unterordnen mußte, sobald er sie in Gang setzte. Er sah sich nach einer anderen Stelle um, nach einer Schreibtischarbeit, bei der er sogar in Kauf nahm, weniger zu verdienen. Als es so weit war, kündigte er. Seine Kollegen verstanden das nicht. Manche dachten, der will wohl was Besseres werden, wenn er unter die Sesselfotzer geht. Er konnte es ihnen nicht erklären, er wollte weg von der Maschine, weiter nichts. Bei seiner Abschiedsrunde saßen sie nach der Schicht im Garten ihres Stammlokals zusammen. Trotz aller individuellen Unterschiede war da etwas Gemeinsames, das sie verband. In den Büros, in denen er danach gearbeitet hatte, gab es das nicht.

An diese Erfahrungen wurde Robert wieder erinnert, als er das Pärchen aus der Fabrik beobachtete. Wenn sie oben auf der Wiese angekommen waren, legten sie sich nicht neben die Heckenrosenbüsche oberhalb der Kinderrutsche. Robert blickte bei ihren Zärtlichkeiten weg. Manchmal lagen sie aber auch nur nebeneinander auf dem Rücken und sahen in den Himmel über sich, oder sie saßen mit angezogenen Beinen da, rauchten und sahen den Kindern beim Spielen zu.

Robert stellte sich vor, daß sie von einer Insel im Mittelmeer träumten, auf der sie einen Urlaub verbringen oder auf der sie überhaupt wohnen könnten, und wo sie keine Fabriksirene mehr aus ihren Träumen riß: „Du könntest doch dort Omnibusfahrer

machen und ich hüte die Ziegen oder verkaufe Orangen. Wir mieten uns ein kleines Häuschen am Meer, vielleicht so ein halb verfallenes Bauernhaus, wie sie manchmal in der Zeitung angeboten werden, warum sollte das nicht möglich sein?"

Dann fiel ihm ein, daß er ja nur seine eigenen Träumereien auf die beiden übertrug, Träume, wie er und seine Frau sie sich manchmal ausmalten, und die sich immer dann einstellten, wenn die Schwierigkeiten besonders groß wurden, wenn einem das Kindergeschrei in der kleinen Wohnung auf die Nerven ging, wenn man deshalb auch Ärger mit den Nachbarn oder dem Hausmeister bekam, wenn man Schulden abzahlen mußte und in seine Pflichten eingemauert war wie in Beton. Nein, die beiden hatten solche Träume noch gar nicht nötig, sie waren sich selbst genug, waren glücklich, da wo sie gerade waren, es genügte ihnen, nebeneinander liegen zu können, einander nah zu sein.

Und sie fanden ja immer noch Auswege, zum Beispiel die kleine Tür in der Mauer unten. Robert hatte sie auch entdeckt, als er eines Tages hinuntergegangen war, um nachzuschauen, wo die beiden eigentlich herkamen. Zuerst hatte er gedacht, die steigen irgendwo über die Mauer. Er kannte sich aus da unten, denn im September pflückten er, seine Frau und die Kinder manchmal die reifen Holunderbeeren von den wild wuchernden Sträuchern – drei Eimer voller Vitamine für den Winter.

Er war also an der Mauer entlanggegangen, bis um die Ecke herum, wo Unkraut und Gestrüpp dicht wucherten und altes Gerümpel herumlag und wo die Betonmauer unterbrochen war von einem Stück alter Ziegelmauer, in der es auch eine hölzerne Gartentür gab. Die Tür war zwar abgeschlossen, doch einzelne Planken waren so morsch, daß sie nur lose im Rahmen hingen und mit den krummen, verrosteten Nägeln leicht herauszuziehen und ebenso leicht wieder hineinzudrücken waren: durch diese Tür waren sie also gekommen. Sie mußten sich nur durch den Spalt winden und waren in der Freiheit. An ihrem Mantel hingen immer noch die Kletten, wenn sie oben ankamen.

Heute waren sie also ausgeblieben, ebenso wie gestern und vorgestern. Robert hatte einen bestimmten Verdacht. Er sah sich nach den Kindern um: Sie vermißten ihn noch nicht, saßen noch friedlich zusammen und buddelten im Sand. Er lief hinunter zur Mauer und um die Ecke herum. Die Tür sah aus wie immer, doch bei näherem Zusehen merkte er, daß die Bretter nicht mehr so lose im Rahmen hingen wie früher. Er drückte ein paarmal leicht dagegen – sie rührten sich nicht.

Er ging nachdenklich wieder zum Spielplatz zurück, schimpfte die Kinder aus, weil sie sich mit Sand bewarfen, und ließ sie dann das Spielzeug einsammeln. Den Kleinen setzte er in den Kinderwagen und schob los. Es war Zeit, heimzugehen zum Mittagessen, am Nachmittag mußte er in die Arbeit, vorher wollte er noch eine Stunde schlafen, das hatte er nötig, denn nie bekam man genug Schlaf, wenn man die halbe Nacht arbeitete und am Morgen vom Straßenlärm wieder aufgeweckt wurde. Als er an der Ausfahrt der Fabrik vorbeikam, mußte er anhalten, weil gerade ein großer Lastwagen das Gelände verließ. Er warf einen neugierigen Blick auf den Fabrihof, konnte aber niemanden sehen. Das reinste Gefängnis, dachte er, und dann: aber was geht mich die ganze Geschichte eigentlich an. Ich hab' genug eigene Sorgen, die sollen erst mal das mitmachen, was wir schon mitgemacht haben.

Als er nach Hause kam, brachte er erst den Kinderwagen und das Spielzeug in den Keller. Dann fuhr er mit dem Lift in den vierten Stock.

Vor der Tür ließ er die Kinder Schuhe und Socken ausziehen. Berge von Sand rieselten heraus, obwohl er sie schon am Spielplatz aufgefordert hatte, den Sand aus den Schuhen zu schütten.

Seine Frau öffnete die Tür: „Seid ihr endlich da.“

„Durst“, rief der Ältere.

„Ja, aber erst die Hände waschen. Habt ihr das Spielzeug wieder mitgebracht. Alle Schaufeln, den Eimer, den Rechen?“

„Ja“, sagte er.

Die Kinder drängten sich an seiner Frau vorbei in die Küche. „Erst die Hände waschen“, rief seine Frau hinterher. Die Kinder griffen nach der Limonadeflasche, erst der Ältere, dann der Kleine, und tranken, bis sie leer war.

„Hört auf“, rief seine Frau, „nachher eßt ihr mir wieder nichts.“ Die Kinder liefen ins Badezimmer. Am Waschbecken entstand ein Gerangel. Der Ältere spritzte den Kleinen voll.

Robert zog sie auseinander: „Laßt den Quatsch.“

Auf dem Tisch stand das Essen. Spinat mit Spiegelei.

Der Große verzog das Gesicht: „Spinat ...“

„Du brauchst ja nichts zu essen“, sagte Roberts Frau.

Sie setzten sich an den Tisch.

„Stell dir vor, sie sind heut nicht gekommen“, sagte er.

„Wer ist nicht gekommen?“

„Na, die beiden ...“

„Welche beiden?“

„Na, die beiden aus der Fabrik. Ich hab' dir doch schon mal was von den beiden aus der Fabrik erzählt, das Pärchen ...“

„Ach so, die beiden. Die waren nicht da?“

„Nee, heute nicht und gestern nicht.“

„Die werden halt nicht jeden Tag können.“

„Ich glaube eher, daß die Tür zugelnagelt ist. Ich war vorhin schnell mal unten.“

„Welche Tür?“

„Na, die in der Mauer. Ich hab dir doch schon mal was von der Tür erzählt, bei den Holunderbüschen, wo wir immer die Beeren holen, gleich um die Ecke.“

„Ach so, die.“

„Iß auch etwas Spinat. Du mußt auch Spinat essen“, sagte Roberts Frau zu dem Größeren, „sonst gibt's auch kein Spiegelei.“

Der Große verzog das Gesicht und legte den Löffel hin.

„Papa“, sagte sie zu Robert, „sag du ihm das. Er muß doch auch Spinat essen.“

„Du mußt auch Spinat essen“, sagte Robert zu dem Größeren, „im Spinat ist Eisen, das ist wichtig für den Körper ...“

„Eisen“, sagte das Kind und stocherte mit der Gabel im Spinat herum, „wo ist denn da das Eisen?“

Beide grinsten.

„Eisen nicht so wie bei der Straßenschiene, sondern da ist ein Vitamin gemeint, das blutbildend wirkt. Du bist eh so blaß.“ „Blut?“ sagte das Kind jetzt und starrte ungläubig auf den Teller. „Also iß jetzt“, sagte Robert barsch.

„Soso, die beiden sind also nicht gekommen“, fuhr seine Frau fort, „die fehlen dir wohl.“

„Ooch nee, die sind mir eigentlich wurscht. Es hat mich halt interessiert, es hat mich an was erinnert.“

„An deine Jugendzeit“, sagte sie.

„Genau“, sagte er, „an meine Jugendzeit.“

„Iß schön ab“, sagte sie zu dem Kleinen, „so ist's brav.“

Und zu dem Großen sagte sie: „Und du kriegst nichts zu trinken, wenn du nicht abißt.“

Der Große heulte los: „Ich hab' Durst.“

„Jeden Mittag dasselbe“, sagte Robert, „es ist zum Kotzen.“ Er wurde wütend.

„Reg dich nicht auf“, sagte seine Frau, „jetzt hat er ja schon was vom Spinat gegessen.“

Sie nahmen das Thema vom Pärchen hinter der Fabrik nicht mehr auf.

„Du mußt dich jetzt hinlegen“, sagte seine Frau, „ich schick' die Kinder noch mal runter zum Brunnen, dann hast du es ruhig.“

„Aber laut Hausordnung dürfen doch die Kinder in der Mittagszeit nicht unten spielen“, sagte er.

„Das ist doch wurscht“, sagte sie, „andere Kinder sind auch unten und du brauchst deine Ruhe.“

„Also gut“, brummte er.

Er ging ins Schlafzimmer und warf sich auf die Liege. Seine Schicht fing um halb fünf an und dauerte bis nach Mitternacht. Gleich nach dem Essen konnte er immer etwas schlafen. Er schloß die Augen und sah sich über einen Fluß rudern. Es war ein sonniger Frühsommertag, und ihm gegenüber im Boot saß die Studentin. Sie trug ein leichtes Sommerkleid, und im Ausschnitt steckte eine rote Rose. Das Kleid hatte sie bis über die Knie hochgezogen. Sie lächelte ihm zu und er lächelte zurück. Er ruderte und sah immer nur ihr Gesicht. Plötzlich wurde er durch den warnenden Ton einer Schiffssirene aufgeschreckt. Ein Schleppzug fuhr flußabwärts, drei vollbeladene Kähne hintereinander. Er war mit seinem Boot schon ganz nah dem ersten Kahn, und der Sog drohte ihn dahinter zu ziehen, wo eine armdicke Stahltrosse auf- und niederschlug und das Wasser peitschte. Er schaffte es, das Boot aus dem Sog herauszuhalten und sie sicher ans Ufer zurückzurudern. Aber nun war er fast unmerklich in den Sog von Gefühlen geraten, die ihn zu ihr hinzogen, und keine Sirene warnte ihn vor den ihm noch unbekannten Strudeln, die ihn schon erfaßt hatten ...

Als Robert wieder aufwachte, kam es ihm vor, als habe er sehr lange geschlafen. Auch das Zimmer erschien ihm fremd, unwirklich, und er kam sich darin selbst vor wie ein Fremder. Langsam kehrte die Erinnerung zurück. Er sah auf die Uhr. Halb vier. In einer halben Stunde mußte er zur Straßenbahn.

Die Tasche auf den Knien würde er am Fenster sitzen und auf vorübergleitende Häuserfronten, Schaufenster, Autos und Leute blicken. Er würde in die Gesichter von Frauen sehen, die ihm gefielen und denen er vielleicht gefiel. Aber es blieb immer nur beim Schauen. Was draußen war glitt vorüber wie ein Film - vielleicht entglitt einem so das ganze Leben.

Seine Frau öffnete leise die Tür: „Du bist ja schon wach.“ Sie setzte sich zu ihm und streichelte ihn tröstend. Dann schlang sie die Arme um ihn und küßte ihn. Auch das

war manchmal schon ein Ritual, aber jetzt spürte er etwas mehr, etwas mehr Zärtlichkeit als sonst, etwas wie Verstehen, wie eine Fortsetzung des Gesprächs vom Mittagessen, wenn auch ohne Worte.

Robert stand auf, packte seine Brotzeit in die Tasche und fuhr mit dem Lift abwärts. Seine Frau winkte ihm vom Flurfenster aus nach. Er sah noch einmal nach den Kindern. Mit anderen zusammen lagen sie auf dem Brunnenrand und panschten im Wasser. Sie waren glücklich - aber schon auf dem Weg zur Haltestelle beunruhigten ihn wieder die alten Sorgen: die M. würde sich womöglich beschweren, der Hausmeister die Kinder fortjagen, es würde also Krach geben und neue Beschwerden bei der Hausverwaltung darüber, daß von ihnen die „Hausordnung wieder mal nicht eingehalten“ worden wäre...

Christian Schaffernicht Verfassungsgeschichten

Ich kann das nicht mehr hören

Was denn? Dieses Gerede von der Arbeitslosigkeit, dem Numerus clausus und den Berufsverboten. Wir haben doch ein großes öffentliches Unternehmen hier im Land, wo es das alles überhaupt nicht gibt. Da gibt's keine Arbeitslosen, auch keine Kurzarbeit und keinen Numerus Clausus, und gar nicht so wenige extremistische Feinde der freiheitlichen demokratischen Grundordnung werden dort zur öffentlich-dienstlichen Verteidigung der freiheitlichen demokratischen Grundordnung sogar bewaffnet. Wie diese Firma heißt? Bundeswehr!

Wir leben in einem herrlichen Land

Alle Deutschen haben das grundgesetzlich verbiefte Recht, Beruf, Arbeitsplatz und Ausbildungsstätte frei zu wählen. Und da fragt doch so ein Arbeitsloser, wenn wir das alles schon wählen dürfen, warum wir dann nicht auch das Recht auf die Arbeit selber haben, denn wo stehen wir, wenn mal ein Beruf, ein Arbeitsplatz oder eine Ausbildungsstätte gerade nicht frei ist. Aber was das bloß soll, wer bei uns richtig will, hat noch immer etwas bekommen, und wer nicht, ach das sind doch alles Faulenzer, und überhaupt, wo gibt's denn das schon mit so einem Recht auf Arbeit. Da sagt der doch einfach: drüben. Also auf so was Kommunistisches lassen wir uns überhaupt nicht drauf ein! Mal langsam, sagt da der Arbeitslose, so was Kommunistisches haben wir hier auch, zwar nur in einer Landesverfassung, aber immerhin, in der von Nordrhein-Westfalen steht das Recht auf Arbeit, schwarz gedruckt auf weißem Papier.

Albert Maurer
Da sah ich

Freunde
Nahmen mich mit. Politische Freunde. Ihr
Versteht! Es ging auf eine Sitzung, da wurde
Hart diskutiert. Das Problem
Konnte ich nicht recht fassen. Die Argumente
Gingen hin und her. Immer, wenn da einer etwas sagte
War ich mit ihm. Aber auch dem Gegenredner
Gab ich recht. Beide
Überzeugten mich!

Nach der Sitzung
Wurde ich zur nächsten eingeladen. Aber
Da ich sah, ich bin noch nicht sicher genug
Ging ich von ihnen ohne
Feste Zusage.

Nach einer Zeit, nicht länger
Als man braucht, um ein gutes Buch zu lesen
Kam ich zur nächsten Sitzung. Das Problem
War schwierig. Soviel begriff ich. Auch schien mir, daß
Die eine Seite die besseren Argumente hätte. Aber
Nicht sicher genug
Ging ich von ihnen ohne Verabredung.

Meine Freunde
Vergaßen mich nicht. Die Wogen
Gingen hoch
Auch auf dieser Sitzung.
Ich beurteilte, nahm in mir Stellung
Ergriff sogar einmal das Wort.
Doch schien es das falsche, denn es hob sich
ein Sturm der Entgegnung. Da sah ich:
Ich bin noch nicht sicher genug und
Blieb

bei ihnen!

Elisabeth Alexander
Mama

Das warme Bett zu
verlassen
fällt mir schwer und
ich drücke mich tiefer
in die haften gebliebene
Körpertemperatur
und ich täusche mich
absichtlich
in eine Fülle von Zeit
hinein
die ich noch habe

wehre mich gegen die kalten
Füße
die mich nicht einschlafen
lassen
und der Hunger quält
mir Bilder in meine Träume
die eigentlich keine sind
und ich weiß nur
daß die Kinder frühstücken
wollen.

Katrine von Hutten
Robert und Rosa

An diesem Abend kam Robert spät. Mittwochs machte der Laden um 6 Uhr zu, aber kurz vor 6 kamen die hochschwangeren Leute, um nun endlich das Auto zu kaufen, für das sie sich seit einer Woche interessierten. Das hieß: noch eine Probefahrt, noch eine Geduldsprobe für Robert, der derweil herumging und die Türen überprüfte und überall die Lichter ausmachte, in den Klos und in den Duschräumen, überall brannte Licht, von morgens bis abends. 300 Dollar Strom im Monat, das war zuviel, oder? Aber die Automechaniker scherten sich einen Dreck um die Stromkosten, im gewissen Sinn mit Recht: die Bosse verdienten sich ja dumm und dick.

Die klugen und dünnen Bosse, Robert war einer davon, ließen sich kollegial duzen und mit „Bob“ und „Steve“ anreden, was aber die unausgesprochene Hierarchie noch verschärfte, weil es die Machtverhältnisse vernebelte. Und plötzlich saß der Autowäscher Bill glasklar und fristlos auf der Straße, weil er zu langsam war und bei der Arbeit vielleicht zu gerne an die Abende dachte, wo er mit Bob im *Foolish fox* saß und importiertes Bier trank, auf Bob's Kosten natürlich, und Bob's Worte von der geplanten Beteiligung am Reingewinn für alle Angestellten und der Offenlegung der Bilanzen förmlich in sich hineintrank.

Das waren berauschte Abende für Bill, „ja, Bob, ganz meine Meinung, ach ja?, das find ich aber auch ...“, wo nicht der Alkohol Bill in den Kopf stieg, son-

den hauptsächlich die Sprüche von diesem Bob, den die Mechaniker unter sich „the crazy Boss“ nannten: Freiwillig Geld abgeben! Sie an seiner Stelle würden alle feuern, die nicht gründlich arbeiteten oder so lange Kaffee tranken und mit wieherndem Gelächter Weibergeschichten zum besten gaben, wie sie es taten. Aber ... gesehen hatten sie noch nichts von dem Geld, und reden kann man viel, und total verrückt würde Bob erst dann sein, wenn er Ernst machte mit seinem sozialen bullshit.

Und wie sie mit den Autos um die Garage herumrasen, als wäre es eine Rennbahn, das geht auch nicht mehr so weiter, dachte Robert ärgerlich, und knipste das Licht im Duschraum aus: Natürlich, keiner hatte seit Tagen geduscht, der Steinfußboden war salztrocken, sogar Staub war zu sehen, aber das Licht brannte! Die Leute kamen von der Probefahrt zurück und hupten, als sie sahen, daß Robert nicht im Verkaufsraum war. Sie hatten sich entschlossen, dieses senfgelbe Auto zu nehmen, mit allen Extras, und versuchten jetzt nicht mehr ihre Begeisterung zu verbergen. Die kleine Frau mit dem herausquellenden Bauch hüpfte sogar ein paarmal auf und ab.

Immer langsam, dachte Robert, eine Frühgeburt hier auf dem Gelände fehlt uns gerade noch! Er hatte Gott verdammt nochmal schlechte Laune heute abend. Jetzt noch den Kaufvertrag ausfüllen, und dann das ganze Getue mit der Versicherung und der Finanzierung und dann nach Hause, wo Rosa sicher schon mit zusammengebißenen Augen den zwei Automechanikern Whisky ein-schenkte. Sie haßte solche Pflichteinladungen, sie haßte Rauch, und schon gar diese parfümierten „Players“. Sie versuchte, mit den beiden über ihre ehemaligen Berufe zu reden, mit dem einen über seine Zeit als Lehrer am Konservatorium, klassische Gitarre, die er nicht mehr spielen konnte, seit er vor 5 Jahren aus dem Auto gestürzt war, und mit dem anderen über seine Zeit als Ballettélève in New York, die anscheinend ein so dunkles Kapitel war, daß er darüber am liebsten schwieg, so daß die Unterhaltung sich bald um die Whiskymarkte drehte und um Autos natürlich: da gab es ja immer neue Geschichten über die Dummheit der Käufer, über die Tourenzahlen, ausgelaufene Bremsflüssigkeit und überdrehte alte Weiber, da ging der Gesprächsstoff nie aus.

Das einzig Dumme war, daß Rosa sich schwer tat mit diesem Stoff. Autos interessierten sie leider einen Dreck, weniger als das Schwarze unter ihren Nägeln: Damit konnte sie umgehen, es entweder heraus-schnicken oder nicht, aber Autos, Gespräche über Autos, ertrug sie nur, weil Robert damit zu tun hatte, Tag für Tag. Ihre fast automatisch aggressive Abneigung gegen Auto- und Rennfahrergeschichten konnte sie mit bestem Willen in nichts Besseres als Toleranz und Geduld für ein paar Stunden umwandeln, empfand immer wieder wellenartig, wie sie überschwemmt wurde von angeödeten und wütenden Gefühlen. Zum Beispiel Frauen, Frauen waren für diese Männer mehr oder weniger hochgetrimmte Maschinen, die nur mal neu abgeschmiert und überholt werden mußten, und dann rauf aufs Gaspedal und sehen, was sie hergibt. „While I fuck her, I controll her breathing, um zu sehen, wann ich den overdrive einschalten muß.“ So etwa klang das, nur glatter, in diesem abwech-

selnd schnell und langsam gesprochenem Amerikanisch, das Rosa immer nur halb mitbekam.

Der ehemalige Gitarrenspieler und der ehemalige Balletttänzer lachten brüllend auf. Rosa, die Brotwürfel fürs Fondue zuschnitt, zog ihre Stirn fragend zusammen und entschuldigte sich so abweisend mit ihren Sprachschwierigkeiten, die sie hin und wieder zärtlich liebte, daß die beiden immer noch und schon – weiß der Teufel warum – neu lachend sagten, es sei schon vorbei, es sei auch gar nicht so komisch gewesen.

Endlich kam Robert. Er drückte ihr automatisch die allerspontansten Küsse ins Gesicht, wie jeden Abend. Das müssen wir aufhören, dachte Rosa und schickte ihm noch einen knallenden, am Ende fast knirschenden Kuß ins Ohr. Sie ging mit einer Schön-daß-ihr-da-seid-Miene an den Gästen vorbei, die sich inzwischen mit ihren Gläsern ins Wohnzimmer verzogen hatten. Herrlich, allein in der Küche! Das beste ist, das Fondue ganz langsam erhitzen, sagte sie im Kochbuchtou halblaut vor sich hin, das gibt mir 10 Minuten Zeit allein zu sein. Und ihre gute Laune kam zurück. Besser allein mit guter Laune, als schlecht gelaunt zusammen mit drei Autoärschen. Es passierte ihr selten, daß sie Robert mit den anderen in einen Topf schmiß, aber er war auch ein anderer als der, den sie kannte. Wenn er mit denen zusammen war, paßte er sich an, bewegte sich spielend auf den Witz- und Denkebenen, die nicht seine eigenen waren, was Rosa mit Unbehagen beobachtete, weil sie es nicht konnte und deshalb auch nicht verstand.

Sie holte den Büchsenöffner, fingerte daran herum, bis er gut in ihrer Hand lag und drückte den Sporn in die Büchse. Kein pfeifendes Geräusch, alles o. k. Rosa, die ihrem Bedürfnis nach Ruhe und Alleinsein entgegenkommen wollte, machte so langsam, rührte und würzte die immer noch brockige Käsemasse mit so gebremsten Bewegungen, bis es ihr selbst zuviel wurde. Sie rührte schneller und dachte, daß Langsamkeit und einfaches Verhalten genauso übertrieben stilisiert sein können wie Hektik und pausenlose Aktivität. Wir übertreiben beide, dachte sie, und sah Robert gleichzeitig in drei Richtungen davonrasen, vielleicht hätscheln wir die einander entgegengesetzten Verhaltensweisen, um uns voneinander abzugrenzen, um uns nicht bis zur Unkenntlichkeit zu vermischen? Das war die Gefahr, das war ihre große Stärke: Zwei Drittel ihrer freien gemeinsamen Zeit hielten sie sich im Bett auf „und vermischten sich bis zur herrlichsten Unkenntlichkeit“.

Wie oft lagen sie mit vertauschten Gesichtern und geschlossenen Augen einander zugewandt im Bett und spürten des anderen Nase und Lächeln im eigenen Gesicht. Robert sagte, während er ihr die Nase und die Ohren wieder anschraubte, „das ist eben unsere Sonderform von Verrücktheit. Aber nur so lang, wie man das, was die hunderttausend irren keep-smiling-Amis um uns herum tun, normal nennt. Ich finde, wir sind normal. Oder möchtest du lieber nur am Freitagabend bumsen, nach einem parfümierten desinfizierten Vollbad, nachdem du die Bumsschminke aufgelegt hast, dieses verruchte Moosgrün hinter den Ohrläppchen und das Granatapfelrot auf allen Lippen deines schönge-lippten Körpers, ach Rosa, willst du das?“ Und sie rieben ihre Körper wie

Zündhölzer aneinander und schlichen nicht um den heißen Brei, sondern stürzten sich direkt hinein: das war ihre Art, den Morgen zu verbringen, vor der Dusche, vor dem Frühstück, vor dem Arbeitstag.

Sie redeten gern über die Art, wie ihre Freunde miteinander umgingen, was dafür oder dagegen sprach, verheiratet oder unverheiratet zusammenzuleben, und indem sie über andere sprachen, konnten sie sich ihre eigenen Wünsche und Zweifel mitteilen. Das war eines der vielen Spiele, die sie immer wieder gern spielten. „Jedenfalls“, sagte Robert abschließend und stopfte die Bettdecke fest um Rosas Körper, „die Leute bleiben meistens viel zu lang zusammen, verheiratet oder nicht verheiratet. Bei vielen ist das Verhältnis in der Vergangenheit angesiedelt – weißt du noch, wie schön das war? – oder in der Zukunft – es wird bestimmt wieder besser – aber keine Handbreit in der Gegenwart. Schau doch herum! Die meisten Leute öden sich an nach einiger Zeit, aber sie haben nicht den Mumm in den Knochen, den man für eine Trennung braucht.“

Rosa unterbrach ihn mit einem langgezogenen „Ach Quaaatsch! Es wird, find ich, erst dann interessant, wenn alle Gespräche über Gott und die Welt abgespult sind, wenn alle Probiergerichte abgeschmeckt, alle alltäglichen Zweiertaten abgetan. Zu kurz bleiben die Leute zusammen. Sie trennen sich, sobald sie sich nichts mehr zu sagen haben“ weil sie nie gelernt haben, richtig miteinander zu reden. Ich glaub, wir können noch in hundert Jahren miteinander reden, oder?“

„Hoffentlich“, sagte Robert und stand auf. Er legte eine Platte auf, die „Ma“ von den „Rare Earth“. Er ließ sich wieder fallen. Wie fast immer stieg der Rhythmus Rosa in den Körper und zwang sie, aufzustehen und sich zu bewegen. Was für ein angenehmer Zwang!

Robert schaute zu. Er tanzte Rosas Tanz mit den Augen mit. Seine kleinen Augenmuskeln ahmten die vergleichsweise riesigen Körperschwünge Rosas nach. Sie wurde von der Musik bewegt, der leider unmusikalische Robert wurde von ihrem Tanz bewegt. Sie tanzte für sich, übersetzte aber gleichzeitig Tonfolgen, die er nicht hören konnte, in Bilder, die er sehr gut sah.

Selbstverständlich und nicht ganz unfeierlich wuchs ihm eine Latte, und er schlug die Bettdecke zurück, damit Rosa diese Devotionsgabe für ihren Tanz sehen konnte. Rosa schaute hin und tanzte ein paar Takte lang ein begeistertes nice to see you!

Der Mai und der Juni flog vorbei, „wie Düsenflugzeuge verdammt noch mal. Wenn's schön ist, rast die Zeit nur so. In Deutschland bei dem langweiligen Korrekturlesen und den langweiligen Gesprächen mit Rundfunkleuten fährt sie dann langsam wie eine Propellermaschine“. Rosa mußte für ein paar Wochen fort, um in Frankfurt und Hamburg ihre Übersetzungen abzuliefern und neue Arbeiten zu besprechen.

Auf der Fahrt zum Flughafen nannten sie sich zum erstenmal seit Wochen ernst gemeint: „Du arschloch“, und: „Wer bist du eigentlich, daß du mir ...“ usw. Es ging um die Wagenpapiere, die zu Hause liegengeblieben waren. Sie schoben sich gegenseitig die Schuld in die Handtasche, in den Hohlkopf. Aber in

Wirklichkeit ging es um ganz was Anderes. Wut war ein gutes Mittel gegen Trauer, und so brachen sie einen Streit vom Zaun, um die bevorstehende Trennung besser aushalten zu können.

Trotzdem weinte Rosa, als sie auf ihrem Platz Nr. 16 saß, die roten Nummern, nicht die weißen!

Zum Glück saß schräg vor ihr eine, für Rosa im Augenblick sowohl zu dicke als auch zu alte Frau, die ebenfalls weinte, sich öfters im Leid vereint zu ihr umsah und es Rosa ermöglichte, mit dem Weinen aufzuhören.

Aber es blieb ein elendes Gefühl: da saßen 180 Menschen, randvoll mit Erlebnissen, eingezwängt in der DC 8, keiner paßt mehr rein, niemand kann mehr aussteigen, innerhalb von Minuten entspann sich ein Netz von Abgrenzungen und Anpassungen in Freud und Leid, dem sich niemand ganz entziehen konnte, und ab ging's über den Ozean.

Rosa genoß den Moment, wo aus dem rollenden Fahren des Flugzeuges ein Rasen wurde, sie schrie in Gedanken „Power“ (es klang so „Pauaaa!“). Was für ein himmlisches Gefühl, wenn der Antrieb die Maschine vom Boden hochriß ... und sie sich bald danach, noch gar nicht hoch, schräg in eine große Schleife legte, und das goldene Geflimmer von Manhattan nochmal in der Nacht erschien.

Da fielen Rosas gemischte Gefühle zurück in ihre verschiedenen Gefühlsbetten, beruhigten sich und schliefen ein, ein Gefühl nach dem anderen: jetzt war sie nicht mehr wütend, auch das leichte Gefühl von Panik hatte sich schon gelegt. Die Sehnsucht nach Robert, die gar keine richtige gewesen war, sondern nur ein Vorgefühl von dem, was sie in den nächsten Wochen in Deutschland hin und wieder heimsuchen würde, war auch schon weg. Nur noch ein etwas leeres was-jetzt-Gefühl war in ihr wach, das sich bereitwillig mit dem Sandwich abspesen ließ, mit den verschiedenen vorgeschriebenen Handlungen, die nötig waren, um in den Genuß des abgepackten Abendbrotes zu kommen: das Aufreißen von perforierten Papier- und Plastiksäckchen, aus denen Zucker und Salz, Pfeffer, Senf, Messer, Gabel und Löffel kamen. Das Rühren, Schneiden, Stechen und Schieben beruhigte sehr gut.

Nach dem Essen – von dem total schweigsamen Nachbarn hatte sie das belegte Brötchen erfragt und wortlos bekommen – stellte sie sich vor, und es war ein friedliches Bild, wie jetzt der zerkaute Brei von einstmals sehr getrennten pflanzlichen und tierischen Teilen in ihrem Magen ruhte, der Brei von zwei exakt gleichen Brötchen mit Schinken, Käse, Gurken und Maiskölbchen beladen, und sie war so angenehm müde, daß die Herkunft dieser Brötchen: Kornfelder, Kühe, Gemüesfelder samt den erntenden Gärtnern, der scheinen- den Sonne und dem Schlachthof, der Brotfabrik nicht life wie sonst oft in ihrem Kopf entstand, nicht mal schwarz-weiß, sondern nur auf die Worte beschränkt blieb.

Rosa holte die grellgrüne Schlafdecke und zwei kleine Kissen von der Ablage und richtete sich für die Nacht ein, ging pinkeln, spuckte den salzigen Schaum der Zahnpasta in das winzige Becken, schmierte, wie jeden Abend, ihr Gesicht mit Creme ein, schnallte sich an, es waren Turbulenzen angesagt, und machte, als letzte Tat an diesem Tag, die Augen zu.

Ludwig Feld
Kleines Gedicht

Die Plantagen im Alentejo
sahen aus wie surrealistische Gemälde
wenn man, wie's mein Nachbar machte
den Landarbeitern draußen
keinen Blick vergönnte
die waren nämlich real
nicht bloß sinnbildlich.
Nie zuvor hatte ich eine solche
Ebene gesehen und
niemals soviel
Portugal in den Gesichtern
das war auf der Fahrt
nach Lisboa.
Wir tranken den billigen, guten Kaffee
im Speisewagen
und der Zug zog sich über die Gleise.
Vor dem mächtigen Horizont
gab's keinen Halt.
Die Häuser
waren weiß
sonst nichts
Bäume warfen runde Schatten
dürre Äste brannten fast ohne Rauch
und der Kerl neben mir auf dem Sitz
redete noch immer
von einem unregelmäßigen Schachbrett
als gäb es wirklich keinen krummen
Rücken unter schwarzen Kleidern
und Menschen draußen
die im Stehn sich beugten, bückten
gar nicht wie im Spiel.

Joachim Hoßfeld
Berufssuche von Tettlinger Realschülern

Dagmar K. 16 Jahre:

Bewerbungen für Bauzeichnerlehre schon seit Sept. 75, zwei Bewerbungen, davon eine bei einer großen Firma. Als die von 40 Bewerbungen fünf auswählte und zum persönlichen Gespräch bat, versuchte es Dagmar ein drittes Mal bei einer kleinen Firma. Hier wurde sie angenommen. April 76 kam die Zusage. Ihr Notendurchschnitt 2,8, was aber draußen nichts gilt. Das Gerede über gute Noten zwingt nur innerhalb der Schule zum Lernstreß, sagt sie, und die Eltern sehen's gern. Draußen herrscht bei Überangebot an Bewerbungen bei der Auswahl Gutdünken oder Willkür, je nachdem...

Franz M. 17 Jahre:

Erst Bewerbungen als Großhandelskaufmann bei der MTU, dort unter 70 Bewerbungen. Abgelehnt. Dann bei Escher Wyss, ebenfalls ohne Erfolg. Bei der ZF ohne Erfolg.

Versuch, bei der Sparkasse als Bankkaufmann ausgebildet zu werden. 90 Bewerbungen, 4 kamen zur Auswahl. Jeden der Ausgewählten nahmen dann 5 Sparkassenbevollmächtigte ins Verhör, über alles, einschließlich der Einstellung zur zukünftigen Ordnungsgesinnung. Nichts. Volksbank, Südwestbank – Absage. Dann nochmal zum Arbeitsamt und zum Schluß bei C&C eine Arbeitsstelle. Suche seit August 75 bis Juni 76.

Rüdiger F. 16 Jahre:

Sechsmal beworben bei Elektrogroßhandlungen für Großhandelslehre. Da muß man jemanden kennen, sagt er, da hilft nur die Beziehung vom Vater. Sechsmal umsonst. Jetzt hat er sich in der Tettlinger Elektronikfachschule beworben, um später Nachrichtentechnik zu lernen.

Franziska M. 16 Jahre:

Ich wollte schon immer Krankenschwester werden. Da fing ich dann im Herbst letzten Jahres nach einer Ausbildungsstelle zu suchen an. Das ging über 9 Krankenhäuser, und überall Halbversprechungen. Wahnsinnig freundlich sind die gewesen und haben mich immer in große Sessel gedrückt. Dann, das hab ich schon gemerkt, haben sie mich geschickt ausgehört beim scheinbar freundlichen, unverbindlichen Gespräch. Ich hab gute Noten, aber die wollten sie gar nicht wissen. Bei über 200 Bewerbungen in einem Kreiskrankenhaus haben sie dann 24 genommen, es war mein 10. Versuch, und ich hatte Glück!

Robert Z. 18 Jahre:

Ich hab schon im Frühjahr 75 zu suchen angefangen. Industriekaufmann. 16 Stellen habe ich abgeklappert. Oft war ich in die verrücktesten Gespräche verwickelt, wieviel ich Bier vertrage, ob ich was von der und der Automarke halte, usw. Und immer hatte ich das Gefühl, daß die immer was ganz anderes dabei wissen wollten. Ich kann nicht

Joachim Hoßfeld

so geschickt reden, wie die vielleicht wollten. Klar, komme aus Laimnau vom Bauernhof. Jedenfalls, jetzt, im Juni endlich, hatte ich Glück. In einem Drei-Mann-Betrieb, einer Zweigstelle einer Firma, kann ich im Herbst anfangen. Aber Nerven hat mich das gekostet. Die Schule war mir am Schluß überhaupt nicht mehr wichtig. Nur fertig werden, dachte ich mir..!

Josef W. 15 Jahre:

Erst wollte ich ins Rathaus, da habe ich gleich eine Absage bekommen, dann riet mir ein Freund, es doch mit Techn. Zeichner zu versuchen. Also versuchte ich es in vier Firmen, umsonst. Ich glaub, vielen war ich zu jung. Jetzt, kurz bevor ich 16 werde, habe ich noch eine Zusage von der MTU bekommen.

Renate D. 16 Jahre:

Erst wollte ich Industriekaufmann werden. Da versuchte ich es im letzten Frühjahr. Vier Absagen. Dann entschied ich mich für Photolaborantin. Wieder Fragen, vor allem weil ich ein Mädchen bin ... Nichts, drei Absagen, sonst für mich keine Möglichkeiten. Technische Zeichnerin: Teilweise hochnäsige Abfahren. Nichts. Auch als Bauzeichnerin bewarb ich mich bei vier Stellen. Umsonst. Dann bin ich zu Fuß von Kramerladen zu Kramerladen und bettelte um eine Verkäuferinnenstelle, die ich jetzt in einem kleinen Textilladen bekommen habe... Notendurchschnitt 3,0. Aber nach dem fragte niemand. Ich hab mal was gesagt, ob ihnen nicht recht sei, daß sich ein Mädchen bewirbt, aber da haben sie nur geginst!

Barbara G. 16 Jahre:

Krankenschwester, wie meine Freundin, wollte ich schon lange werden. Der Beruf, das hab ich gesehen, macht mir Spaß. Also bin ich zu sechs verschiedenen Krankenhäusern, persönlich, weil ich den Briefen allein nicht traue. Was die mir erzählten, hörte sich fabelhaft an: nettes Arbeitsklima, nette Wohnheime, freundliche Räume, und ein guter Kontakt zu ausländischen Krankenschwestern. Dann aber habe ich einfach einige Schwestern auf der Straße, in den Gängen angesprochen, und die winkten fahrig oder unwirsch ab. Und die widersprüchlichsten Angaben machten die. Jedenfalls hätte mein Freund nicht kommen dürfen, hätte ich Rechenschaft über meine privaten Wünsche der Oberschwester abgeben müssen. Hätte ich für alles fragen und zugleich danke sagen müssen. Und die Patienten, von denen hörte ich eigentlich nichts. Dann bin ich auf Verkäuferin umgestiegen, ich glaub, da muß man nicht so Angst haben.

Rudolf M. 18 Jahre:

Damals hat's mir halt aufs Gymnasium nicht gelangt, mein Vater hätte es schon gern gehabt, damit ich mal die Praxis übernehmen kann. Jetzt sind die Noten okay, und ich werde jetzt das Abi machen. Dann studieren. Medizin oder sowas, jedenfalls ist erst mal Schluß, und wir fahren nach Griechenland, verstehen Sie?! Dort will mein Vater Dias für seine Studienvorträge machen. Ist ja ganz interessant. Vielleicht fang ich aber erst im nächsten Jahr mit dem Gymi an, mal sehen, was der Alte springen läßt!

Alle lachen, Rudolf hat's schön, verdammt, auf der Honda vom Wolfi müßte man mal draufsitzen dürfen!



"I know what this Bolshevism means, Bill—it means us!"

Thomas Hartwig
Keine Maloche

Gloria Gaynors Song „Reach out, I'll be There“ ist unter den ersten zehn der Hitparade im Jugendheim Hassel, einem Vorort von Gelsenkirchen. Jimmy Castor führt die Liste der zehn beliebtesten Hits an. Vor dem Eingang des Jugendfreizeitheims, das nach dem verstorbenen SPD-Parlamentarier Fritz Erler benannt ist, stehen Mopeds und Motorräder japanischen Fabrikats. Jungens in Lederkleidung geben laut Gas, bevor sie davonknattern.

Die Schalldämpfer der Auspuffrohre sind abmontiert. Die Mädchen schmiegen sich während der Fahrt eng an ihre Freunde. Am Himmel: glutroter Schein der Hochöfen. Zeichen und Symbol der Montanindustrie, oder: zu dieser Tageszeit wird noch gearbeitet. Es ist etwa acht Uhr abends, in zwei Stunden beginnt in den Hüttenwerken die Nachtschicht.

Hier im Heim der offenen Tür treffen sich Jugendliche zum Quatschen und zum Tanzen.

Die Plattentitel sagt ein Diskjockey an. Er macht das fast so professionell wie Dieter Thomas Heck bei der ZDF-Hitparade.

Der kleine Tanzsaal ist abgedunkelt und vermittelt eine intime Atmosphäre. Seit einigen Tagen bin ich in Gelsenkirchen und führe Gespräche mit jugendlichen Arbeitslosen in Diskotheken, auf dem Arbeitsamt, in Jugendfreizeitheimen und auf der Straße.

Sabine, 18 Jahre alt, seit Januar 1975 arbeitslos, einmal in der Hauptschule sitzengeblieben und dann in der siebenten Klasse abgegangen. Ihr Stiefvater,

von Beruf Schweißer, ist seit zwei Jahren arbeitslos. Er hat Zucker und wenig Aussicht auf eine neue Arbeitsstelle. Bei einem Umschulungslehrgang des Arbeitsamtes ist er einmal zusammengebrochen.

Sabines Mutter ist Hausfrau. Die beiden jüngeren Geschwister gehen noch zur Schule.

Nach eigener Aussage hat Sabine in der Schule nie den Mund richtig aufgemacht, zu wenig gesagt.

T. H.: Ja, was haben sie gemacht vorher?

Sabine: Ja, als Friseurin. Aber da, ich hab's nicht geschafft.

T. H.: Haben sie gelernt?

Sabine: Ja, zwei Jahre. Zweimal hab ich's versucht als Friseurin. Aber ich hab's nicht geschafft.

T. H.: Die Abschlußprüfung haben sie nicht geschafft? Und wieso nicht?

Sabine: Nee, auch so nicht. Wir waren mehrere Lehrlingmädchen. Und da wurden dann einige zurückgesetzt. Ich hab's nicht geschafft.

T. H.: Und da haben sie sich nicht durchsetzen können?

Sabine: Das ging nicht. Der Chef, der hat sich gar nicht drum gekümmert. Genauso wie hier bei ... vier Lehrlingmädchen, zwei, die haben nachher auch aufgehört.

T. H.: Und woran, glauben sie, lag das, daß das so war?

Sabine: Ja, wenn dann müßte man mehr erklärt kriegen, ne?! Weil man kann nicht einfach alles können, sofort, ne?! Wenn sich der Chef dann nur auf zwei konzentriert, die anderen ...

Sabine hat nach dem Abbruch der Friseurlehre als Schneiderin in einem Kleinbetrieb gearbeitet. Wegen Krankheit wurde ihr gekündigt.

Sabine: Ja, und dann habe ich als Pelznäherin gearbeitet ...

T. H.: ... was haben sie da gemacht?

Sabine: Mußte man so die Pelze zusammennähen, so die einzelnen Teile.

T. H.: Auch als Anlernkraft? Hat es ihnen keinen Spaß gemacht?

Sabine: Doch, das ja. Aber da war es genauso. Da war nen Chef, die Mädchen und die Chefin, ihre Tochter da. Und die Verhältnisse, da muß man sich ja unterhalten können nen bißchen. Das war alles nichts. Man stand nur da und ...

T. H.: Und was haben sie gemacht jetzt von Januar, seitdem sie arbeitslos sind?

Sabine: Gar nichts bis jetzt.

T. H.: Was haben sie am Tag gemacht?

Sabine: Was soll man machen?

T. H.: Und was hat ihre Mutter gesagt zur Arbeitslosigkeit, daß sie arbeitslos sind?

Sabine: Na ja, deshalb bin ich ja nicht zu Hause. Die sagt „zwei Arbeitslose im Hause gibt's nicht“, sagt sie. „Du bist noch so jung, also mußt du arbeiten gehen.“ Da mußte ich zu meiner Oma. Ich habe mich jetzt schon dran gewöhnt.

T. H.: Hat's da Streit gegeben?

Sabine: Ganz schön.

T. H.: Hat sie ihnen Vorhaltungen gemacht?

Sabine: Ja. Ja. Die sagt, „wir mußten auch früher arbeiten gehen, und da brauchst du nicht zu denken, daß du's nicht brauchst.“

T. H.: Hat sie gesagt, daß sie schuld sind?

Sabine: Ja, sie hat es jedesmal gesagt. Sagt sie „Du, immer mit deiner Angeberei und nörgeln.“ Dabei bin ich keine Angeberin.

T. H.: Finden sie, daß es wichtig ist, daß einem jemand ein bißchen mehr Mut macht?

Sabine: Ja, so wie jetzt, kommt man dahin und kommt man dahin, immer ist Theater. Und keiner da. Man kann sich gar nicht bei jemand aussprechen oder so.

T. H.: Nen Freund haben sie?

Sabine: Ja, hab ich.

T. H.: Können sie mit dem das nicht besprechen? Und hat der Verständnis?

Sabine: Ja, das ist der einzigste.

Sabines nächster Arbeitgeber entließ sie ohne Angaben von Gründen. Jetzt nimmt sie an einem sechsmonatigen Lehrgang des Arbeitsamtes in einem städtischen Krankenhaus teil, um nach Abschluß als angelernte hauswirtschaftliche Gehilfin zu arbeiten.

Sabine hat keine Chance, jemals in ihrem Leben eine qualifiziertere Arbeit zu verrichten. Ihre schulischen und beruflichen Voraussetzungen sind zu schlecht. Die einzige Möglichkeit, ihre persönliche Misere auch nur ein kleines bißchen zu verbessern, ist eine Heirat.

Inzwischen ist sie achtzehn Jahre alt geworden und von ihrer Oma weggezogen. Jeden Tag bin ich ab acht Uhr morgens auf dem Arbeitsamt in Gelsenkirchen, setze mich mit meinem Kassettenrecorder in die Reihe der Arbeitssuchenden. Tag für Tag, über einen Zeitraum von knapp zwei Wochen.

In den Gängen hallen die Geräusche der laut knallenden Türen lange nach. Angestellte eilen von einem Zimmer ins andere. Ein Hausbote schiebt einen kleinen Wagen vor sich her, verteilt Post und Akten in die einzelnen Diensträume. Auf den Bänken wartende Frauen, Männer und Jugendliche. Manche verlassen freudestrahlend das Arbeitsamt. Sie haben anscheinend wieder Arbeit gefunden, andere gehen resigniert nach Hause.

Arbeitslose kommen den langen Gang entlang, die Zimmer einzeln unsicher abgehend.

„Gruppenleiter“, „Vermittlungsstelle für Jugendliche unter 18 Jahren“ steht auf den kleinen Schildern geschrieben. Wenn sie das richtige Schild gefunden haben, beginnt die Zeit des geduldigen Wartens.

Fast jeden Tag das gleiche Bild. Die Beamten und Angestellten werden tagtäglich mit den Existenzsorgen dieser Menschen konfrontiert, versuchen Arbeitsstellen zu finden, suchen Lösungen. An kleinen Tischen auf dem Gang werden Formulare und Anträge von Stellungssuchenden ausgefüllt. An einer Wand verspricht verheißungsvoll ein Angebot „Ferienarbeit im Ausland öffnet Ihnen die Welt“. Von dieser Einladung wird allerdings keiner der hier Arbeitssuchenden jemals Gebrauch machen können.

Vor dem Arbeitsamt spreche ich mit einem 17jährigen Lehrling, der gerade arbeitslos geworden ist. Er ist der Jüngste von sieben Geschwistern und lebt als einziger noch zu Hause.

Seinen Namen will er nicht nennen. Mit dem Abschlußzeugnis der Hauptschule begann er eine Lehre bei einer Baufirma. In seinem ersten Lehrbetrieb gefiel es ihm sehr gut. Es herrschte ein recht gutes Betriebsklima. Diese Firma ist nun

pleite gegangen, weil ein öffentlicher Bauauftrag plötzlich zurückgezogen wurde.

„Solche Lehrstelle find ich nie mehr wieder“, sagt er.

Über die Verhältnisse in seiner zweiten Lehrfirma sind seine Äußerungen weniger positiv.

Arbeitsl.: Ich weiß nicht, wie soll ich mich da ausdrücken, das war so unerträglich, Mensch. Als wenn ich irgendwie son Sklave werden soll. Und ich bin, ich bin derzeit jünger. Und ich hab auch Rechte und Pflichten. Pflichten hab ich nun getan, und Rechte muß ich ja auch haben. Hab ich gesagt, muß mal mit meinen Eltern sprechen, ja. Und so kam das dann, daß ich dann wieder gekündigt worden bin. Dat wär dann viel besser, als wenn ich da rumquälen müßte, und dann wär vielleicht noch wieder so ne Schlägerei und son Krach, daß ...

T. H.: Das liegt am autoritären Verhalten ...

Arbeitsl.: ... ja, ja, ja. Also ich, also ich, sie sehn ja, ich kann keiner Fliege wat zuleide tun. Also, aber wenn mir mal der Kragen platzt, dann is egal. Dann kann der meinerwegen zwei lang, zwei Meter groß sein oder dick wie nen Bulle, ne, gut, dann kloppe ich drauf. Auch wenn ich, das is die Wut, die muß raus, der Dampf, der wird solange unterdrückt, ne. Mit einmal muß es heraus, sonst geht man kaputt. Und dat war eben so gewesen.

T. H.: Wie alt waren denn die Gesellen?

Arbeitsl.: Ach, die, die Gesellen waren so zwischen zwanzig. Also, so ganz junge waren das gewesen, so ziemlich jung. Die haben kein Verständnis, nur saufen. Und die Lehrlinge, die durften da oben malochen. Ja, das ist ja, ist ja kein richtiges Betriebsklima.

Und dann det Werkzeug, ach Gott und so. Gut, ich habe ne eigene Werkzeugkiste gehabt. Ich mußte aufpassen wie son Schießhund so, daß sie nur nix verklauen wollten.

Die eigenen Kollegen, ne. Is klar, man, man sieht die so klein, daß man nur nen Arbeitnehmer is und die andern, die son bißchen wat gemacht haben in der Schule und so, die nen bißchen weiter vorangekommen sind, ne, die können sich dann höher auf de Stelle stellen. Aber die Chancen hatten wir ja noch alle nich. Ich kann nur sagen, ich kann vielleicht auch mal die Meisterprüfung machen. Dann werd ich dat aber mit meinen Lehrlingen nich so machen, daß sie Unterdrückung und so.

Ich habe dat ausgehalten, ich wollte. Ich hab die Zähne zusammengebissen, hab lieber ne Faust in der Tasche gemacht, ne. Und bin abgegangen. Und hab gesagt, Mann, Du hast zwei Ohren. Eins zum rein- und eins zum raushören, ne. Aber eines Tages, ne, da platzte mir der Kragen, da wußte, da wußte ich im ersten Moment nich, wat ich getan hab. Als wenn ich tote fünf Minuten hätten, gehabt hätten.

Man muß im Leben gar nix. Man arbeitet für sich selbst. Zum Beispiel, auch in der Schule hat man früher gedacht, man lernt für die Lehrer. Das is Quatsch. Das stimmt nich. Dat habe ich auch eingesehen. Aber leider zu spät. Ich wollte ja gerne nochmal in ne, auf ne höhere Schule gehen.

Also, ich möchte, also nach meiner Auffassung möchte ich lieber jetzt nochmal in die Schule gehn als arbeiten. Ehrenwort jetzt. Die Reue, wenn ich dat so sagen kann, kommt immer später. Is jedesmal so. Ich kenn auch so viel Kollegen, die sagten, „Mensch, schnell aus der Schule raus, lieber in Betrieb gehn.“ Und heute? Meine Güte, wäre ich lieber in der Schule geblieben. Ja, ist doch so.

Kommt allet immer später. Wenn man später so überlegen tut, ne. Und wenn man später älter wird, und wenn man nachdenkt, dann denkt man drüber nach, ne. Wenn man da irgendwie zu tun hat, wenn man Langeweile hat, dann macht man sich eben Gedanken darüber. Und dann kommt dat ja immer so zum Vorschein. Weiß auch nich, aber wat soll man machen?

T. H.: Finden sie es wichtig, daß jeder was lernt, nen Beruf erlernt?

Arbeitsl.: Ja, ja. An für sich. Man muß irgendwat in der Hand haben. Zum Beispiel, wenn die Mädchen und so. An für sich brauchen die ja keine Lehre zu haben. Nämlich, wenn se heiraten tun, sitzen se zu Hause und meine Güte, aber ...

T. H.: ... ist das nicht so wichtig?

Arbeitsl.: Doch, an für sich schon. Zum Beispiel, wenn irgendn Mädchen oder ne Frau irgendwie nen ... Drang danach hat irgendwie höher eingestuft zu werden, ne. Und muß man bißchen wat dafür tun, ne. Das ist überall so. Also wär besser, wenn auch Mädchen so irgendwat in der Hand habn. Wie zum Beispiel, wie bei mir der Gesellenbrief. Daß man irgendwat sagen kann „ja, hier, ich hab wat gelernt.“ Das is die Hauptsache. Dann kann man dahingehn, dahingehn, dahingehn. Man findet überall Arbeit.

T. H.: Aber trotzdem finden sie es für Mädchen nicht so wichtig?

Arbeitsl.: Ach, was heißt nich so wichtig?! Teils, teils, ne. Aber, wenn man, wenn man dat jetzt so bedenkt, wenn se heiraten tun, wat habn se denn davon? Spielen se in ihrem ganzen Leben Hausfrau und dann ...

T. H.: ... aber wenn die Ehe schiefeht?

Arbeitsl.: Tja, dann wär's gut. (Lachen) Das stimmt. Ja, wenn die Ehe schiefeht, oder dann. Dann muß se wat in de Hand habn, ne. Dann müssen se sich auf eigene Beinen stellen, aber dat is ja meistens so, daß se sich vielleicht bei Schwiegereltern oder bei de eigene Eltern da untern Tisch setzen und dann, ordentlich dann die Kanne vollhaun. Dann wär's ja gut, aber wenn sich zwei Menschen wirklich verstehn, und wenn se meinen, se können dat nen ganzes Leben lang durchhalten ... warum denn nich?

Dat is jeden selbst überlassen, ne. Jeder muß wissn, wat er selbst macht.

Ich werde mich darüber bemühen, wo ich meine Lehre noch zu Ende machen kann. Und wenn et mal weiter so mit der Rezession geht, dann werde ich auf lebenslang vielleicht mal Geselle da bleibn.

Im Jugendheim Gelsenkirchen-Erle treffe ich Petra.

Vorher habe ich den Leiter des Heimes telefonisch gebeten, mir bei meinen Recherchen behilflich zu sein. Anfangs ist ein gewisses Mißtrauen mir gegenüber vorhanden. Man fürchtet, ich könnte aus der DDR kommen und die Jugendarbeitslosigkeit propagandistisch ausschlagen.

T. H.: Findest du, daß Arbeit wichtig ist?

Petra: (Lachen) Nich Arbeit, Geld ist wichtig, ne. Ich mein, ich kenn unheimlich viele, die arbeitslos sind, ne.

T. H.: Was spricht ihr so darüber? Habt ihr euch darüber unterhalten?

Petra: Klar, sicher sprechen wir darüber. Alle finden in der ersten Zeit „ooh, ist das nen schönes Leben“ und so. Wir kriegen fast genausoviel Geld nichts zu tun und dann ... Früher hat man sich in der Mittagspause getroffen und so. Ja, das ist ganz anders. Man interessiert sich gar nicht mehr so für, für Sachen, die früher waren. Oft mußte ich mir Nachrichten anhören, früher in der Schule. Und jetzt, wann höre ich mir mal die Nachrichten an?! Jetzt hat man gar nicht man den Tag ganz alleine zu Hause rum oder so. So meine ich das. Wie soll ich

kann das jetzt nicht genau definieren. Schwer zu sagen?! Man hat kein eben kein Interesse an irgendwas. Früher hat man die Arbeit gehabt da den ganzen Tag und hat sich so mit Leuten unterhalten, auch mal mit Erwachsenen oder so. Und jetzt unterhält man sich ja, doch nicht mehr mit so viel Leuten. Da sitzt man den Tag ganz alleine zuhause rum oder so. So mein ich das. Wie soll ich das sagen, ne ...

T. H.: ... sagen das die anderen auch, ja?

Petra: Ja, viele. Manche finden das duftete. Aber im Endeffekt kommt's doch raus, daß sie sich da irgendwie nicht so wohlfühlen.

Petra feierte sechzehnmal in drei Jahren krank. Außerdem wies sie nach eigenen Aussagen schlechte Leistungen in der Berufsschule auf. Dies waren die Entlassungsgründe. Sie hat zwei Geschwister. Der Bruder geht noch zur Schule, die Schwester lernt Bürokaufmann. Ihre Mutter arbeitet momentan als Putzfrau, der Vater ist auf der Zeche beschäftigt. Petra bekommt in der Woche 147 DM Arbeitslosenunterstützung.

Die Meldungen über steigende oder sinkende Arbeitslosenziffern gehören zur täglichen Pflichtübung der Nachrichtenredaktionen in den Zeitungen, Funk- und Fernsehhäusern.

Wir haben uns alle inzwischen daran gewöhnt. Als zur Jahreswende 1974/75 die Wirtschaftsinstitute eine Arbeitslosigkeit über der Millionengrenze voraussagten, empörte sich die Bundesregierung über diese Schwarzmalerei. In der Öffentlichkeit wurde dieses Thema heiß diskutiert.

Heute lösen solche Statistiken bei uns keine großen Gemütsreaktionen mehr aus. Sie sind zur Gewohnheit geworden, vergleichbar etwa mit den Nachrichten über die Toten während des Krieges in Vietnam.

Bis zur ersten Rezession in der Bundesrepublik 1966/67 kannte nur die ältere Generation das Gespenst der Arbeitslosigkeit aus den zwanziger Jahren der Weimarer Republik. Waren die Jüngeren unter uns Mitte der sechziger Jahre weniger davon betroffen, so hatten wir schon im Januar 1975 mindestens 123 000 arbeitslose Jugendliche.

Tanzabend im Jugendheim Hassel.

Ich habe den Diskjockey gebeten, über Lautsprecher arbeitslose Jugendliche zu einem Gespräch mit mir über ihre Situation aufzufordern. Spontan melden sich nach dem Tanz sechs Mädchen und Jungen. Über die Gründe ihrer eigenen Arbeitslosigkeit äußern sie sich folgendermaßen:

Joachim: Ich sag mir, das ist einfach so, die Überproduktion. Die Leute eben ... VW abwaschen. VWs liegen jetzt auf der Halde. Klar, die müssen viel VWs verkaufen, Opel vom Markt verdrängen als Beispiel, ne. Und das Geschäft muß VW machen. Und die produzieren mit steigenden Zahlen. Es geht aufwärts und plötzlich merken sie, die Leute können die VWs überhaupt nicht kaufen, die haben kein Geld in der Tasche.

... also die VWs werden sie nicht los, die liegen auf der Halde. Also, jetzt müssen wir dann wieder den Riemen enger schnallen ... also Arbeitskräfte freisetzen, entlassen, um wieder an ihr Geld zu kommen.

Ja, ich meine, es ist ein Problem des Systems. Man kann natürlich sagen, wir wollen den Sozialismus. Gut, ich bin für. Aber das nützt uns jetzt auch nix.

Arbeitsl.: (weiblich) Ja, irgendwann das wiederholt sich immer. Da ist keine Partei dran schuld, oder ist so vielmehr, jede Partei gibt das Beste. Es ist jedem Menschen ein Fehler unterlaufen.

Arbeitsl.: (weiblich) Man muß allein von der Regierung sehen. Die ersten zwei Jahre: Wirtschaft wird aufgebaut, aber dann hinterher. Ich mein, ich bin zwar kein Kommunist oder sonstwas. Ich interessier mich überhaupt nicht für Politik. Aber soweit ich das sehen kann. Zwei Jahre sind schön und gut, wird viel getan für jeden. Für die Familie ... oder sonstwas. Da strengen sich die Parteien echt an. Und dann hinterher wirtschaften sie in die eigene Tasche rein. Ist meine Meinung. Und jetzt meine ich, wenn die CDU drankommt, die versucht auch jetzt die nächsten zwei Jahre die Arbeitslosigkeit abzubauen und die Wirtschaft wieder hochzubringen. Aber dann im dritten oder vierten Jahr fangen sie dann genauso an wie die SPD. Und ich meine, das macht jede Partei so. Daß sie am Anfang wirklich gut ist und hinterher dann absackt.

Arbeitsl.: (männlich) Ich würde sagen, man soll den Fehler nicht bei den Parteien oder Gruppen suchen. Man soll den Fehler bei den eigenen Menschen suchen. Und zwar danach, daß der immer noch mehr will. Und solange das nicht den Menschen ausgebleut ist, kann er sich auch nicht selbst beherrschen und kann's auch nicht versuchen, irgendwie anders zu werden. Solange das Machtprinzip ist. Ich meine, daß ist nur unter den Menschen. Der Mensch muß immer mehr haben.

Martina: Ich finde, meine Ansicht, daß man früher irgendwie besser gelebt hat, glücklicher. Man war schon mit etwas zufrieden. Zum Beispiel habe ich Bücher gelesen ausm Krieg und ... Was heute vielleicht für uns normal ist, also: Essen und die Landschaft und so. Also, das war für die nen Wunder.

Zum Beispiel es hat angefangen bei uns in der Klasse. Ich hab kein schönes Zeugnis, nicht besonders, daher auch meine Arbeitslosigkeit. Und ich hab auch gemerkt, daß die Schüler erstens durch Beziehungen nur Stellen bekommen haben. Und da sie auch ziemlich gut in der Schule waren, klar. Ich will nicht sagen, daß ich gerade dumm bin. Auch die anderen, die kein Hauptschulabschlußzeugnis haben, sind auch nicht dumm. Sondern waren, eben grob gesagt, zu faul. Weil sie eben dachten, ach, jetzt werde ich mal älter, jetzt kann ich mein Leben genießen. Aber ohne arbeiten geht das eben nicht.

T. H.: Kommst du dir unnütz vor, wenn du arbeitslos bist?

Martina: Unnütz, ja. Ich glaube eher, ich hab, ich interessier mich nicht im Moment. Ich mach mir viel selbst und so. Kann sein, daß ich also falschen, auf dem falschen Weg gelandet bin, ne. Und ich hätte vielleicht was anderes machen sollen. Und das also fällt einem ja immer später ein, ne.

Inzwischen ist es 22 Uhr geworden. Der kleine Tanzraum liegt im Dunkel. Wir sind die letzten, die das Jugendheim verlassen. Dann schließt der Leiter die großen Glastüren sorgfältig ab. Die beiden Scheiben weisen hier und da große Risse auf, die von vergeblichen Bemühungen einiger männlicher Jugendlicher stammen, ohne Schlüssel in das Gebäude zu gelangen.

Als ich wieder nach Hassel komme, spreche ich mit einem Jungen, der seit längerem arbeitslos ist.

T. H.: Hast du was gelernt?

Karl: Ja, Schlosser, Ja, ich bin selber eigentlich ganz gut. Erst war ich auf der Zeche, dann auf Montage mit meinem Bruder und so.

Zwischendurch habe ich auch noch für so ne Firma, die hat mich total ausgebeutet ... hat Fernsehantennen gebaut. Vierhundert Mark im Monat, aber da

war ich noch keine achtzehn. Da konnt ich nichts anders machn. Da konnt man noch keine Ansprüche stellen — unter achtzehn.

Und kurz bevor ich zum Barras kam, da bin ich bei Regelmatic, das is ne Regel- und Meßtechnikfirma, die kommt aus München. Ja, und jetzt nachn Barras, da war voriges Jahr, Januar, achtundzwanzigster oder neunundzwanzigster kam ich wieder.

Also, seit der Zeit habe ich keine Arbeit mehr. Ja, ja, knapp vierzehn Monate sind das schon.

Ja, vierzehn Monate knapp.

T. H.: Und sind mit dir noch viele arbeitslos geworden?

Karl: Ja, ganz schön — im ganzen fünfzig oder sechzig Stück.

T. H.: Sind das auch Jugendliche gewesen, die mit dir ...

Karl: ... ja, waren auch Jüngere dabei. Aber, wat aus denen geworden ist, dat weiß ich nich. Die Jugend im Jugendheim hier stellt sich doch auch fast jeder zweite, der arbeitslos is.

T. H.: Und hast du die Hauptschule abgebrochen?

Karl: Nee, die Hauptschule nich. Ich hab Grundschule gemacht, Volksschule. Mit Abschluß. Mehr nich. Ja, heißt ja jetzt heute Hauptschule. Ich war stinkfaul am Anfang. Ich hab nie Lust gehabt.

Ja, ich fühl mich nich mehr ... zu leben. Ich seh keinen Sinn mehr da drin, jetzt überhaupt noch Arbeit zu finden.

Ja, nich nur im Leben, im Weiterkommen. Man sieht doch nich nur nen Sinn im Leben durch Arbeiten. Mein Leben besteht doch auch durch andere Dinge. Durch sehr viel andere Dinge sogar. Arbeiten, da bist du nur acht Stunden im Betrieb. Dat is ein Drittel des Tages, die ein Arbeiter dafür braucht. Und die restliche Zeit wat macht er damit?

Ja, da kümmert sich doch sowieso kein Schwein drum. Wat hab ich gemacht? Ich hab malocht, auf Montage, kam nach Hause. Ja, je nachdem hab ich manchmal Morgenschicht gemacht, oder Mittagsschicht oder Nachtschicht. Dann war ich woanders aufn Betrieb wieder mit meinem Bruder. Dann haben wir zwölf, dreizehn fünfzehn Stunden gemacht.

T. H.: Fandest du das wichtig zu arbeiten, für dich?

Karl: Ja, in gewisser Hinblick. Da wird man eben akzeptiert in der Gesellschaft, daß man Geld hat. Daß man sich irgendwie wat leisten kann. Aber sonst — sehe ich den Sinn im Geld überhaupt nich. Für mich is Geld Tauschobjekt. Ich brauch kein Geld. Nich wie andere, die da gierig da sind danach. Ich bin froh, wenn ich meine Ruhe habe, und als Mensch da sein kann und existieren kann. Aber nur als Mensch, als Lasttier, als Zugtier. Man muß sich ja der Gesellschaft anpassen.

T. H.: Hast du dich bemüht beim Arbeitsamt?

Karl: Ja, sicher. Und wat habn se mir gegeben vom Arbeitsamt? Jetzt wart ich auch noch auf Bescheid. Spielplätze soll ich saubermachen, muß ich saubermachen, sonst entziehn sie mir dat Geld, Arbeitslosenunterstützung. Ja, dat is Erpressung. Aber wat will man machen?!

T. H.: Was glaubst du, warum so viele Jugendliche arbeitslos sind?

Karl: Wat soll ich dazu sagn? Meiner Meinung nach, ich meine, ich kann mir jetzt meine Meinung auf die andern auslegn. Aber meiner Meinung nach liegt dat an vielen selbst. Die sind angelernt, wie ich früher vor nen paar Jahren. Die sehen halt nur das praktische, den praktischen Sinn des Geldes. Wie wenn sie zum Beispiel keinen Job haben, dann haben sie nach paar Wochen über-

haupt gar keine Lust mehr. Dat liegt an jedem Jugendlichen selbst. Hat mit den Arbeitsplätzen gar nichts zu tun.

T. H.: Hat das gewisse Ursachen?

Karl: Dat liegt an der Zeit. Viel zu hektisch geworden alles. Dat ganze Leben. Dat packen die meisten überhaupt nicht. Hier oben nämlich. Früher da konnt man wenigstens arbeiten, konnte man ruhig leben, ja, am Tag malochen und so. Wat soll ich dazu sagn ... dat is eben alles hektischer geworden. Dat is, die meisten, die packen dat nich.

T. H.: Versteh ich nicht ganz mit der Zeit. Daß die Leute dümmer geworden sind oder was?

Karl: Nee, die sind nich dümmer geworden. Es ist alles moderner geworden. Die meisten, die kommen nich mehr mit in den Betrieben. Jeder zweite kann ja heute zum Beispiel nich Ingenieur werden oder wann. Man muß ja, die meisten sind klein angefangen. Die meisten sind zum Beispiel Hilfsarbeiter. Und die sind dann Hilfsarbeiter geblieben, weil sie mehr gekriegt haben, und heute stehn sie rum und kriegen keinen Job mehr.

Ja, und wat solln, und wat soll man mit den Arbeitern dann machen, wenn sowieso keine Arbeit dafür da ist. Für viele auf jeden Fall nich. Und mit dem Umschulen und so, dat geht ja auch nich auf die Dauer. Trägt ja schließlich meistens der Staat bei. Und der Staat hat ja sowieso nich mehr viel Kohlen. Man hört dat ja oft genug. Und jetzt werden die Chancen, die Preise und so alles, nich, so teuer. Aber ich mein, ich nehme Anteil an den Typen. Doof sind die auch nich, keinesfalls, aber ... ich geh nach dem Motto „Friß oder du wirst gefressn“. Und ich möchte nich gefressn werden.

T. H.: Hast du nen bißchen resigniert irgendwie?

Karl: Ja, sicher.

T. H.: Aber du kannst nicht benennen, woran es liegt deiner Meinung nach, daß so viele arbeitslos sind?

Karl: Heute liegt dat an der Gesellschaft, am ganzen System, an der ganzen Wirtschaft. Es ist ja, ich mein, die Masse, ne, die Masse wird ja beeindruckt von der Steuer, ne wahr, von der Führung. Von de, ja, von de Politikern und ... wenn die dat nich durchblicken, wie dat weitergehn soll, wie soll da dann die Masse durchblicken. Und wie soll da dann de Masse dabei kennen, wie die weitermachen soll. Wenn die Bosse da schon nich durchblicken.

T. H.: Und was sagen deine Eltern dazu, daß du arbeitslos bist, schon so lange? sind oder was?

Karl: Was sollen die dazu sagen?! Mehr wie rennen und so versuchen, kann ich nich ... jetzt kann ich mir auch nich erlauben, weil ich sowieso fast kein Geld habe, in eigener Bude zu leben. Das ist auch Scheiße. Ich mein, wenn man keine Kohle hat ... Monate, also im voraus muß man sowieso bezahlen, wenn man ne eigene Bude hat. Und wenn du mal nen paar Wochen nicht bezahlt oder wat, ... wirst du rausgeschmissen. Is doch Scheiße.

Freunde? — Habe ich keine. Man hat nie nen Freund. Diskutiert? Überhaupt nicht. Weil uns fast keiner versteht, außer die von unserer Clique. Mit die Typen da oben können sie doch gar nicht diskutieren ... Ja, weil die nur von heute bis zwölf Uhr abends denken können, oder wat. Wat am anderen Tag ist, interessiert die doch gar nich. Wat kommt, kommt. (Anmerkung d. Verf.: Er meint an dieser Stelle die jüngeren Jugendlichen. Karl ist 22 Jahre alt.)

T. H.: Du kommst aber hierher und trinkst dein Bier oder?

Karl: Ja, ich trinke meine Flasche Wasser, oder Bier, oder Cola, oder Fanta und tanzen. Ich tanze — wenn ich tanze, dann tanze ich nur alleine. Ich bin fast jeden Tag hier. Meine Clique sind die Ältesten.

T. H.: Und was hast du für ne Perspektive? Was meinst du, bekommst du was in der nächsten Zeit?

Karl: Ja, ich hoffe. Ich mein, es ist mir egal. Aber wenn ich ne vernünftige Arbeit bekäme.

T. H.: Was ist ne vernünftige Arbeit?

Karl: Ja, auf Montage. Im alten Trott viel Geld verdienen. Sehr viel Geld sogar. Aber nicht um des Geldes wegen, um existieren zu können.

T. H.: Bist du denn freiwillig gegangen zur Bundeswehr damals?

Karl: (lacht) Nee. Ja, das ist der größte Scheißhaufen. Da kann ich nur laut rausschreien, den ich kennengelernt hab, der größte Scheißhaufen.

Bundeswehr, Mensch Meier. Ich war Kfz-Panzerschlosser in Düren. Siebzehn Monate, weil ich so gut war.

T. H.: Was waren das denn für Kumpels?

Karl: Ach, das war alles Affenköpfe. Ich kannte außer zwei da keinen einzigen Mann.

Die hat mich nur körperlich zu schaffen gemacht, aber nicht geistig. Die hab ich doch gar nicht akzeptiert von Anfang, die Bundeswehr. Das ist doch ein Kinderhaufen. Das ist doch ein Scheißhaufen. Das ist Verarscherei. Das ist gesellschaftliche Verarscherei. Weil die Millionen und Milliarden rausschmeißen für nix und wieder nix.

Aufrüsten, abrüsten. Aufrüsten, abrüsten. Dann erfinden sie mal wieder neue Panzer vielleicht, die anders schießen oder besser zielen oder was weiß ich. Und die andern, die werden weggeschmissen. Und die Millionen und Milliarden gehen so oder so zum Fenster raus. Die dicken Bonzen, die schwimmen oben, die Kleinen kriegen ... und die ganz Kleinen, die verteilen das auch noch für die Kleinsten.

T. H.: Und zu wem zählst du dich?

Karl: Ich? — Ich bin nen Mensch, einfacher, primitiver Mensch ... Ja, die meisten sind noch primitiver, die Gesellschaftstiere.

T. H.: Wieso primitiv?

Karl: Ja, weil ich auch mal so primitiv war. Das würde ich heute anders sehen.

T. H.: Ja, was ist das „primitiv“?

Karl: Primitiv kann man heute so oder so auslegen. Auf jeden Fall die Lebensweise ist primitiv. Ich bin noch nicht zufrieden mit mir. Aber, wenn mir einer „eh, gib mir Feuer!“ oder, das ist auch primitiv für mich. In der gesellschaftlichen Umgangsform, die Sprachweise, die finde ich äußerst primitiv — die Lebensweise. Wie sich die äußert?

Malochn gehen. Ich mein, das finde ich primitiv: malochn gehen und ab und zu mal nen paar Bier leisten können, bisschen rausfahren in Urlaub oder so mit der Frau und ab und zu bumsen, wenn es Spaß macht. Wenn eine eigene Frau hat. Das ist für mich ne primitive Art ... Und so ist die Gesellschaft. Und nicht anders, so hundertprozentig.

T. H.: Und wo stehen die in der Gesellschaft an welchem Platz?

Karl: An dem letzten. Weil die gar nicht akzeptiert werden. Weil die nur verachtet werden. Aber die sind gar nicht so verachtungswürdig.

T. H.: Von wem?

Karl: Von der Gesellschaft. Der eine muß besser sein wie der andere. Sonst wird der andere gar nicht akzeptiert, nur der eine, der nen bisschen besser ist.

Nach wem man sich richten muß? Das muß, glaube ich, jeder selbst rausfinden. Ich kann doch nicht, ja, ich kann doch nichts dazu sagen, wie die anderen das Leben empfinden. Ich empfinde das Leben so, wie ich dir das sage. Ich kann doch nicht für die anderen mitdenken. Jeder muß doch für sich selbst denken.

T. H.: Nach was richtest du dich?

Karl: Ich lese viel. Ich versuch mir ne Meinung zu bilden und nen bisschen Menschenkenntnis zu kriegen. Ich habe sechs Jahre versucht so die Menschen kennenzulernen, also in der Gesellschaft. Und jetzt versuche ich die Menschen durch Bücher kennenzulernen.

T. H.: Was lesen?

Karl: Übern Kosmos, über die Weltentstehung, über die Menschheit, die Geschichte und Ursprung und so weiter.

Was das mit meinem Leben zu tun hat? Daß ich mich gewandelt hab. Weil ich, daß ich erstmal anfangen hab zu denken. Nicht so wie andere, in die Schule gehen, leben vor sich hin. Daß ich anders gedacht habe. Ich meine, ich hab noch vieles ... aber die Sache will ich ja nicht anschneiden, die ich töricht finde — einigermaßen töricht. Und wenn man diese Sache anschneiden würde, würden sie mich auch ganz verstehen. Aber, habe ich keine Lust zu. Aus der Sache, die ich nicht anschneiden will, daraus hab ich ziemlich viel gelernt.

Ich war früher auch einer von denen. Ich war nicht von Anfang an so. (Anmerkung d. Verf.: Karl ist wegen Haschschmuggel einmal verhaftet worden und auf Bewährung freigelassen. Momentan kümmert sich ein Bewährungshelfer um ihn. Diese Information stammt vom Leiter des Jugendheims in Hassel.)

Ja, ich lese viel. Hermann Hesse — zum Beispiel, aber ... Ich habe jetzt den *Steppenwolf* gelesen, den *Demian*. Und ich weiß, daß es noch andere Bücher gibt. Wenn ich mal andere Bücher auf den Tisch kriege, dann lese ich die auch, weil ich die gut finde. Weil Hermann Hesse wirklich den Typ beschreibt, wie der Mensch wirklich ist. Wie der empfindet, wie der anders, ohne der Sache ... Wie — er das empfindet. Und wie ich es mit der Sache empfinde. Und daraus gelernt hab, wie er formt.

T. H.: Das gibt dir was für dich selber?

Karl: Ja, sicher. Zum Nachdenken sowieso.

T. H.: Und kannst du was damit anfangen im täglichen Leben?

Karl: Ja, ich kann zum Beispiel, wenn ich daraus lerne, dann kann ich vielleicht, ja, was heißt vielleicht ...

T. H.: Und was liest du noch außer Hermann Hesse?

Karl: Ja, zum Beispiel viel über Tiere, ziemlich viel sogar. So Abenteuerromane und so dann Geschichtsbücher über verschiedene Kulturstämme und so.

Daß ich normalerweise mit zweiundzwanzig Jahren immer noch dahinvegetiere, daß ich eben schon aufhören könnte. Weil ich alles erlebt habe. Und viel mehr erlebt hab wie die andern Menschen, viel viel mehr. Bloß in ner andern Art. Daß ich nur gejobbt hab und nur gesoffen hab. Und vom Saufen wird man primitiv und blöde. Das weiß ich hundertprozentig, und aggressiv. Das sieht man doch fast in jedem Lokal: ... und so was alles. Und wenn sie total ... sind am ... blicken überhaupt nicht mehr durch. Das liegt alles an der Gesellschaft, würde ich sagen. Die macht sie alle kaputt. Mit kaputt, aber die Menschen, die gehen an ganz anderen Sachen kaputt, nicht nur am Leben.

Wenn ich jetzt, ich möchte jetzt wirklich mal zwanzig Jahre im voraus sein, und danach würde ich mich erschießen. Nee, da kann man nicht mehr viel ändern. Erstmal die Masse wird immer größer. Viel mehr Probleme tauchen auf. Dann ist unsere Umwelt total verschmutzt. Deshalb haben wir zum Beispiel sechs

Jahre keinen richtigen Sommer mehr gehabt oder keinen richtigen Winter. Liegt hundertprozentig an der Atmosphäre. Is doch ganz klar. Wo soll denn der ganze Schmog und alles hin? Da könne se ruhig absaugen und filtern, und wat weiß ich. Die Tonnen, die bleiben auch so drin. Schon allein die Flugzeuge. Deshalb kommt die Sonne auch nich richtig durch. Früher war die Luft rein, und das Spiel zwischen Mond, Himmel und Erde war klar. Da konnte man die Gezeiten richtig einhalten. Aber jetzt ... die Menschheit vernichtet sich selbst. Mich kotzt dat an, zuzusehn, wie dat geht. Deshalb versuche ich dat Beste drauszumachen, ob mit oder ohne Arbeit.

Ach, du je, den ganzen Stuß habn wir hier auch schon drin gehabt. Habn wir viele Gruppen drin jehabt: KPD/ML, KPD, NSDAP und wat weiß ich, wie die alle heißen. Dat sind alles kleine, kleine Gruppen, die in Massen untergehn. Die kommen nie raus, die kommen von Weltverbesserungssprüchen. Die können auch nicht versuchen irgendwie wat besser zu machen. Die kommen nich hoch. Weil die in der Masse untergehn. Die Masse, die gar nicht versteht, die schreit ja, alles wat oben kommt, verstehn se, ne, is richtig. Weil se sowieso nich durchblicken, ne. Und die anderen, die kleinen Massen, die wieder gegen die größere Masse ankämpfen, die sagen wieder „Ihr habt aber ne Pfanne, versteht doch mal, lernt doch mal und so“.

T. H.: Und die große Masse. Was ist denn die große Masse?

Karl: Die große Masse das ist meistens die Primitivität. Also, die primitiven Leute, die, die Arbeiter und so weiter und so fort.

T. H.: Und du glaubst, was oben ausgegeben wird ...

Karl: ... glauben viel Jugendliche.

T. H.: Und warum glaubst du? Weil sie sich nicht gebildet haben oder weil sie nicht Bescheid wissen über Zusammenhänge?

Karl: Nee, deshalb nich. Nich, weil sie sich nich gebildet haben. Bilden kann sich jeder Mensch.

Kein Mensch is doof. Außer wenn er von Geburt nen Schlag mitgekriegt hat oder wat. Der Mensch lernt ja. Von klein auf an.

Die Großen, die bestimmen, und die Kleinen müssen dat machen. Ob sie wollen oder nich.

T. H.: Wer ist der Große, wer sind die Bonzen?

Karl: Die Großen dat is mitunter gesehen. Für mich sind dat ja sowieso an der Regierung alles Schweine. Würde ich schon mal sagen Parteibonzen. Dann kommen erstmal hundertprozentig ... die ganze Regierung. Wenn dat nach mir geht, die könnte ich alle abballern. Alle in die Pfanne haun.

Zweitens mal kommen die Bonzen, hier die Geschäftsleute dazu. Und so, is klar, et gibt viele — Konzerne. Da ham wir viel dran zu tun und zu knacken. Aber et gibt ja viele Firmen, wo nur einer is. Und daß der eine dann noch Geld verdient und sich Häuser bauen kann und so. Dann würd ich sagen, dann sollte Ausgleich sein. Soundso viel darf er verdienen, soundso viel muß er abgeben. Dann wär dat auch nich mit den Preisen zum Beispiel und so. Daß die teurer werden oder wat. Dat kann doch heut zum Beispiel mit den Arbeitslosen auch. Die Arbeitslosen kriegen weniger Geld, weil der Staat zum Beispiel keine Kohlen mehr hat. Is doch Scheiße! Aber die dicken Bonzen, die noch richtig dran sind, die machen die Kohlen. Dann sollen die doch wat abgehn, nich. Würd ich sagen, daß die wenigstens über die Runden kommen. Zum Beispiel die Ausländer. Ich hab nix gegen Ausländer hier. Aber erst ham se den Dreck — gut ... Dann haben die Bonzen natürlich, dann sind die aufn Geschmack gekommen, daß die andere Maloche für die genauso leicht ist wie für uns. Ja, dann habn die

gedacht, weil die sowieso Jahre hier sind und die Firmen, die werden sich ... soundso lange läuft der Vertrag, soundso lange muß er hier jobben, sonst wird er sowieso ausgewiesen. Den können wir sowieso bißchen mehr führen wie die Deutschen. Ja, ohne Fleiß kein Preis. Dat letzte, dat kann man sich ja wohl reimen, nich.

Die Arbeitgeber, ne, die sagen sich doch dann, na, wenn der Deutsche nen bißchen rummuckt und so der Ausländer, der macht die leichte Maloche ohne Mucken. Und den kann man nen bißchen anmucken und nen bißchen Geld abziehn ...

Die mucken ja sowieso nich. Ja, und dann lassen wir mal lieber den Deutschen und nehmen den Ausländer. Umsonst, umsonst ham wir doch nich so viele Arbeitslose. Arbeit is doch genauso viel da wie früher auch. Bloß daß die Ausländer hier ... und seitdem ham wir so viele Arbeitslose.

Dann müssen sie eben die wieder drankriegen, die nich viel gelernt haben oder überhaupt nix lernen. Die würden doch bei der Straßenreinigung oder so ... Und die verdienen auch ziemlich viel Kohle. Die ham auch 1500,— Mark, Müllabfuhr und so. Dann sollten die Typen dat machen, die gar nich viel gelernt habn und so. Is doch uninteressant.

T. H.: Findest du, die Bonzen gehörten abgeschafft deiner Meinung nach?

Karl: Nich abgeschafft, nich abgeschafft. Abgeschafft, mein ich nich. Die sollen eben paragraphisch an Kohle wieder an den Staat übergehn müssn. Also nich für den Gesamtstaat. Für die, also die hilfebedürftig sind, ne.

Wenn dat nämlich jetzt so weiterläuft wie jetzt, würde ich sagen, dann ist eines Tages ... Wenn zum Beispiel jetzt überhaupt keine Arbeitsplätze mehr haben, überhaupt nix mehr produziert wird. Dann rostet ja alles wieder ein.

Und die Menschen, wat machen die? ... Inflation?

T. H.: Glaubst du, es könnten sich gewisse Menschen radikalieren — politisch — Jugendliche?

Karl: Ja, warum nich. Ich mein sowieso, daß Jüngere dran müßten an de Politik. Aber jetzt kann ich auch nich sagen, wer. Ich weiß ja nich, wer da eben von den jungen Leuten dazu imstande sein wird. Dat müßte eben alles umgemodelt werden — total.

T. H.: Also, ne gewisse Richtung glaubst du nicht?

Karl: Ja, es gibt ja nur zwei Richtungen. Entweder Zerfall oder Aufbau. Rechts- oder Linksradikalisierung? Ich würd sagen in der Mitte durch. Immer der Masse anpassen. Und mit der Masse also ... zusammen ... Alle Gedanken und natürlich dann die Beschlüsse. Die meisten, zum Beispiel, wenn man jetzt die Paragraphen, die sind doch auch, heißt es, vom Volk gemacht worden. Da ist dat Volk gar nicht gefragt worden. Zum Beispiel Paragraph 218.

Die meisten Jugendlichen, die fliegen zu Hause raus. Haben kein Geld, haben keine Arbeitsstelle, kriegen auch keine Arbeit. Wat machen se? Jeder Mensch muß essen, muß leben, muß irgendwie existieren. Brechen ein, is doch ganz logisch. Aber sowat wird dann noch bestraft.

Dann heißt et, na ja die Jugendlichen. Die Affenköpfe da oben an de Politik, nich die Jugendlichen. Da möchte ich mal einmal reinfunkn, wär volles Programm.

T. H.: Hast du dir das mal überlegt sowas zu machen: Geld zu beschaffen auf diese Weise, oder Zigaretten oder was auch immer?

Karl: (lacht) Ich bin sauber.

T. H.: Wie ist denn zum Beispiel deine Perspektive? Heiraten oder?

Karl: Also, Familie gründen, daß ne Familie auch existieren kann, nee. Schaffe ich nich mehr. Ich hab jetzt wieder mitgemacht. Zum Beispiel von unserer Clique. Ich will den Namen nich nennen. Da sind eine, schon bald zwei Ehen kaputt. Warum? Weil das Leben so hektisch ist. Die jobben, die machen alles. Und kommt wieder die Gleichberechtigung zutage. Die Frau will dies, er will das. Früher da durfte die Frau nich mucken — heute? Dann will sie arbeiten, dann will er arbeiten. Dann kommen die ersten Ehestreitigkeiten. Wenn sie nich nach Hause kommt und so — Familie. Die meisten, die schaffen dat alle nich. Ob ich das schaffe? Weiß ich nich.

Wenn man nen Kind in die Welt setzt, dann muß man auch ganz klar verantwortlich dafür sein. Daß dat aufwächst. Dat, dat sicher aufwächst. Und nich nachher, wie die meisten, die setzen Kinder in die Welt ... dann kommen se in Heime und werden adoptiert zum Beispiel. Oder manche lassen abtreiben — heimlich. Man muß viel Spaß dran haben ...

T. H.: Sicher? Was meinst du mit sicher? Finanziell sicher?

Karl: Ja, sicher.

T. H.: Bist du sicher aufgewachsen?

Karl: (Leicht verzweifelter Seufzer) Na, sicher nicht. Viel zu unsicher. Erstmal bin ich mit ner Schwester und nen Bruder aufgewachsen — alle älter. Ich war der Jüngste. Und na ja, Zechenwohnung, ne. Vom Bruder habn wir druffgekriegt, von der Schwester druffgekriegt, vom Alten druffgekriegt.

Schwesterliebe, Bruderliebe. Dann konntn wir uns so gut leiden, daß wir uns alle beide mit der Eisenstange schlagen konntn. Mein Bruder und ich ... Unser Alte, ach, der interssiert mich sowieso nich, könnte von mir aus tot umfallen, würde ich keine Träne bei vergießen.

T. H.: Und finanziell? Wie war es da?

Karl: Dat ging eigentlich immer. Geldsorgen? Hab ich eigentlich noch nie gehabt.

Wenn ich Geld haben wollte, hab ich Geld gehabt. Nich auf Stehlen und so. Ich hab nich geklaut, früher, obwohl ich ... weil ich Spaß dran hatte.

Taschengeld? Aber nich viel.

Aber was soll ich die Familientragödien aufzählen, habe ich keine Lust zu.

T. H.: Und die aus deiner Klasse? Aus welchen Familien kommen die? Mitschüler aus deiner Grundschule, aus deiner Volksschule?

Karl: Ja, meistens aus der Siedlung und so. Dat is Inzucht. Hasseler Inzucht.

T. H.: Kinderreiche Familien?

Karl: Ja, meistens. Wir habn uns gekloppt, auf die Ohren gehaun, habn uns dann vertragen. Wie nun mal so Typen sind ausm Ruhrgebiet. Und die größte Strafe ist die Verachtung. Da kann mir einer erzählen, wat er will. Da kann soviel Schläge — kann nen Kind gar nicht habn. Ach, mit Verachtung strafen, is wat ganz andert.

„Wir können stolz sein auf unser Land“ — so wurde der Jugend der Bundesrepublik noch vor wenigen Jahren das Märchen erzählt, sie lebte für alle Zeiten in einem Hort des Wohlstands, der Stabilität und der gesicherten Zukunft. Inzwischen sind diese Vorstellungen an der kapitalistischen Krise zerschellt.

Erschreckend sind die Antworten an *BRAVO* Anfang 1976 auf die Frage: „Habt Ihr Angst vor der Zukunft?“ Die 15jährige Christa: „Ich habe sehr oft Angst vor der Zukunft. Man liest soviel über arbeitslose Jugendliche.“ Der 17jährige Michael: „Für meine Zukunft sehe ich schwarz. Mit 17 fühle ich mich wie ein Greis. Seit einem Jahr bin ich arbeitslos. Dieser Zustand macht mich fertig.“ Und die 16jährige Annette: „In stillen Stunden kriecht schon manchmal die Angst vor der Zukunft in mir hoch. Was wird mich erwarten?“

Selbst *BRAVO*, das sonst einiges leistet, um Jugendliche von politischen Grundfragen abzulenken, kommt zu dem Eingeständnis: „Was vor wenigen Jahren noch niemand für möglich hielt, ist heute traurige Wirklichkeit: Die Jugend hat Angst vor der Zukunft. Zumindest sind die meisten verunsichert, wie es weitergehen soll.“

Jugendarbeitslosigkeit — Verbrechen an der Jugend

Für die jungen Arbeitslosen liegt der Schulbesuch nicht lange zurück. So mancher wird sich noch an die Staatsbürgerkunde-Stunde erinnern, in der das Grundgesetz als eine der „freiheitlichsten Verfassungen der Welt“ gerühmt wurde. Mancher wird vielleicht nachblättern in dem kleinen Büchlein, das er zum Schulabschluß aus der Hand des Direktors erhielt. Und unter Artikel 12 wird er finden: „Alle Deutschen haben das Recht Beruf, Arbeitsplatz und Ausbildungsstätte frei zu wählen.“

Jetzt, da der junge Arbeitslose dringend auf dieses Grundrecht angewiesen ist, muß er eine bittere Lebenserfahrung machen. Diese seine Freiheit findet ihre Grenze dort, wo andere über Arbeitsplätze und Ausbildungsstätten verfügen. Was nutzt die Freiheit der Wahl des Arbeitsplatzes, wenn jene anderen die Freiheit haben, Arbeitsplätze erst gar nicht bereitzustellen!

Wer bereits in jungen Jahren von Arbeitslosigkeit betroffen ist, wird in seiner gesamten persönlichen Entwicklung zurückgeworfen. Gerade in der Zeit bester Lernfähigkeit hat er keine Möglichkeit, sich für das ganze Leben wichtige Berufserfahrungen anzueignen. Viele Jugendliche müssen mit persönlichen Wünschen und Fähigkeiten zurückstecken. Sie nehmen jede Stelle, die sie kriegen können. Ohne Lust und Arbeitsfreude lassen sie die Arbeitsstunden vorübergehen. Erwartungen an berufliches Fortkommen werden rigoros zurückgeschraubt. Schlechtere Ausbildungs- und Arbeitsmöglichkeiten führen darüber hinaus zu Einkommensminderungen, die oft über Jahre nicht mehr aufgeholt werden können.

Wer keinen Ausbildungs- oder Arbeitsplatz hat, muß sich ausgestoßen vorkommen in einer menschenfeindlichen „Überflußgesellschaft“, die Menschen überflüssig macht. Arbeits- und Ausbildungslosigkeit wird zu einem Hemmnis aller

gesellschaftlichen Beziehungen und zur Einschränkung der menschlichen Entfaltungsmöglichkeit.

Zahlen klagen an

Erstmals in der Geschichte der Bundesrepublik tritt seit über zwei Jahren Jugendarbeitslosigkeit als Massenerscheinung auf. Im April 1976 gab es 96 300 offiziell registrierte Arbeitslose unter 20 Jahren. Zieht man die Altersgrenze bei 25 Jahren, so gab es im April mindestens 250 000 jugendliche Arbeitslose. Anfang des Jahres lag diese Zahl sogar noch höher, fast bei 400 000. Die etwas günstigere konjunkturelle Entwicklung kann das Problem der Jugendarbeitslosigkeit jedoch nicht lösen. Wir sind also keineswegs „über den Berg“, wie uns die Statistiker der Bundesanstalt für Arbeit weismachen wollen.

Den Zahlen der Bundesanstalt ist ohnehin nur mit größtem Mißtrauen zu begegnen. Sie geben nur das wieder, was sich nicht mehr verschweigen läßt. Einige hunderttausend Jugendliche, die faktisch arbeitslos sind, werden in der Statistik überhaupt nicht erfaßt: vor allem die Teilnehmer an berufsfördernden und -vorbereitenden Maßnahmen der Arbeitsämter, die meist weiblichen Jugendlichen, die sich vorübergehend aus dem Erwerbsleben zurückgezogen haben, die lehrstellensuchenden Schulabgänger, die sich nicht gleichzeitig als arbeitslos registrieren lassen, und die überhaupt nicht registrierten jugendlichen Arbeitslosen. Allein zum Umfang der letzten beiden Gruppen gibt die Bundesanstalt zu: „Die Zahl dieser Jugendlichen ist — Sonderuntersuchungen an Berufsschulen in einzelnen Bundesländern folgend — zusammengerechnet schätzungsweise ebenso groß wie die Zahl der arbeitslos gemeldeten Jugendlichen.“

Mit ihren monatlichen Zahlen verschleierte die Bundesanstalt also das tatsächliche Ausmaß der Jugendarbeitslosigkeit. Dazu kommt noch ein bereits fest eingespielter statistischer Trick, der die Jugendarbeitslosigkeit in den Sonnenstrahlen des Frühlings günstiger erscheinen läßt als im wettergrauen Herbst. In den Monaten August/September schnellte die Kurve der Jugendarbeitslosigkeit regelmäßig in die Höhe, weil das Schuljahr zu Ende ist und zahlreiche Schulabgänger keine Lehrstelle finden. Im Laufe des Jahres verschwinden diese in Hilfsarbeiterstellen und auch in Berufsförderungsmaßnahmen der Arbeitsämter oder geben gar die Suche völlig auf — und schon spiegelt die Statistik eine wieder heile Welt vor, ohne daß die betroffenen Jugendlichen wirklich das gefunden haben, was sie suchten: eine qualifizierte Lehrstelle. Doch der Schein trügt — die nächste Schulabgänger-Welle kommt im nächsten Herbst.

Die Ausbildungsbombe tickt

Seit Jahren ist ein ständiges Sinken des Lehrstellen-Angebots zu beobachten. Diese Entwicklung hat bereits dazu geführt, daß sowohl im Herbst 1974 wie auch 1975 jeweils rund hunderttausend Schulabgänger ohne Lehrstelle geblieben sind. Trotzdem behauptete Unternehmer-Präsident Schleyer Anfang April auf dem Deutschen Hotel- und Gaststättentag: „Ganz generell gesehen glaube ich, daß Angebot und Nachfrage auf dem Lehrstellenmarkt in diesem Jahr noch in etwa ausgeglichen sein dürften.“

In den nächsten Jahren wird die Situation auf alle Fälle noch schlimmer und bedrohlicher. Während das Lehrstellen-Angebot weiter sinkt, erreichen geburten-

starke Jahrgänge die Berufsreife. Schon 1977 und 1978 steigt die Zahl der Schulabgänger sprunghaft um jeweils 80 000 gegenüber dem Vorjahr an und wird sich bis in die achtziger Jahre hinein weiter erhöhen. Im Jahrzehnt 1977 bis 1986 werden 8 985 000 Schulabgängern nur 6 698 000 Ausbildungsplätze im Hochschulbereich, in beruflichen Vollzeitschulen und in der betrieblichen Berufsausbildung zur Verfügung stehen, wenn man von den gegenwärtig vorhandenen Ausbildungskapazitäten ausgeht. Mit anderen Worten: In diesem Jahrzehnt ist jeder vierte Jugendliche davon bedroht, keine Ausbildung zu erhalten. So erweist sich das Versprechen der Bundesregierung als Leerformel: Bundeskanzler Schmidt in seiner Regierungserklärung vom 17. Mai 1974: „Wir wollen für unsere jungen Menschen nicht weniger, sondern mehr Ausbildungsplätze in Werkstätten und Büros, die eine qualifizierte Berufsausbildung ermöglichen.“ Waren es diese großen Worte, die in das sozialdemokratische „Regierungsprogramm für 1976 bis 1980“ den Satz einfließen ließen: „Mit sicherer Hand hat Helmut Schmidt unser Land durch die wirtschaftliche Krise geführt.“ Wem nutzt eine „sichere Hand“, die leer ist und die die Ausbildung der Jugend nicht sichern kann?

Regierung und „Opposition“: Viele Worte und wenig Taten

Vorzüglich verstehen sich die Akteure in Regierung und Bundestag auf die Rolle der äußerst besorgten Staatsväter. Keiner möchte dem anderen nachstehen in der Schärfe des Wortes. Aber niemand drängt sich, wenn es auf Taten zur Beseitigung der Berufsnot ankommt.

Bundesminister Rohde verkündete in der Bundestagsdebatte vom 9. April dieses Jahres: „Allein von 1977 bis 1980 brauchen wir eine halbe Million Ausbildungsplätze mehr. Diese 400 000 bis 500 000 Jugendlichen werden auch vor den Türen der Berufsschulen stehen.“ In der gleichen Bundestagsdebatte der CDU/CSU-Sprecher Pfeifer: „Viele junge Menschen sehen sich heute in ihren Lebens-, Berufs- und Zukunftschancen enttäuscht. Sie stehen, was ihren späteren Berufs- und Lebensweg angeht, zunehmend vor verschlossenen Türen. Dies ist die nüchterne Bilanz der Bildungspolitik dieser Regierung.“ Und die so attackierte Regierung beeilt sich zu versichern: „Die Türen für die Jugendlichen fallen nicht zu, es sei denn, sie würden geschlossen. Dies gilt auch für die Jugendlichen aus starken Altersjahrgängen. Die Bundesregierung wird einer Politik der verschlossenen Türen im Interesse der Jugendlichen entschiedenen Widerstand entgegenzusetzen“ (Antwort der Bundesregierung auf die große Anfrage der CDU/CSU zu den „Zukunftschancen der jungen Generation“). Der CDU-Abgeordnete Göller behauptet schließlich: „Wir werden die beruflichen und sozialen Chancen der jungen Generation in dem Abschnitt der vor uns liegenden zehn Jahre sichern.“

Was bleibt übrig, wenn sich der vom Bonner Theaterdonner aufgewirbelte Staub gelegt hat? Die Bundestagsparteien und die Regierung sind zu hilflos, um wirk-same Maßnahmen zur Bekämpfung von Jugendarbeitslosigkeit und Berufsnot zu ergreifen. Das Allheilmittel, das sie entdeckt haben — auch wenn sie sich im Moment noch über die Anwendung streiten — lautet wie schon so oft: verstärkte Anreize für die Unternehmer.

Zum einen sind damit finanzielle Anreize über Steuererleichterungen und Subventionen gemeint, mit denen den Unternehmern die Bereitstellung von Ausbildungsplätzen prämiert werden soll. Diese „Kopfprämie für Lehrlinge“ ermuntert die Unternehmer förmlich, zunächst Ausbildungsplätze abzubauen — wofür sie nach großzügiger Wiederherstellung um so höhere Prämien kassieren können. Die Unternehmer, später ohnehin Nutznießer der ausgebildeten Arbeitskraft, sollen also einen Vorschuß auf die spätere Ausbeutung erhalten, ohne daß sie bereits einen Finger für den Jugendlichen gerührt hätten.

Eine andere Art des Anreizes zu weiterer Ausbildungsbereitschaft der Unternehmer ist das völlige Zurückschrauben der dringend notwendigen Berufsbildungsreform und die Senkung der Anforderungen an die Qualität der Ausbildung. Gemäß der Erpresser-Logik „Wenn das Berufsbildungsgesetz verbessert wird, bilden wir nicht mehr aus“ haben die Unternehmer und ihre Verbände die Reform der Berufsbildung zu Fall gebracht, und die Bundesregierung brüstet sich auch noch, daß sie bei der Notschlachtung das Messer führen durfte.

Das Allheilmittel — oder genauer: das Anreizmittel — der Bonner Parteien ist wirkungsvoll für die Unternehmer und wirkungslos für die Jugend. Das Rezept „Der Staat schenkt, die Wirtschaft lenkt“ hilft nicht. Wenn wir schon so weit sind, daß die Unternehmer angereizt werden müssen, um die Berufsausbildung der Jugend durchzuführen, dann findet sich im bisherigen Deutschen Bundestag keiner, der Manns genug wäre, die gewerkschaftliche Forderung nach Entzug der Verfügungsgewalt der Unternehmer über die Ausbildungsplätze zu vertreten.

Ist das Wortgewitter auf der Bonner Bühne verstummt, so wissen wir: Es war Goethes Tasso, der dort aufgeführt wurde: „Durch Heftigkeit ersetzt der Irrende, was an Wahrheit und an Kraft ihm fehlt.“

Wachsende Berufsnot — wachsender Druck von oben

Die Zeit ließ am 2. April 1976 einen Warnruf vor der „angepaßten Generation“ erschallen, vor der „Gefahr, daß wir Schulen für Untertanen bekommen“: „Numerus clausus, Lehrstellenmangel und Überprüfungspraktiken stellen für Kinder und Jugendliche eine ernsthafte Bedrohung dar... Sie bedeuten für viele junge Menschen unüberwindbare Sperren am Ende von Schule und Hochschule und erzeugen damit im Klassenzimmer wie im Hörsaal völlige Ungewißheit, was die Zukunft angeht. Sie zwingen die Betroffenen, alles daran zu setzen, die ständig steigenden Normen zu erfüllen. Weil der marktwirtschaftliche Mechanismus zwischen dem Angebot aus dem Bildungsbereich und der Nachfrage des Ausbildungsbereichs zerstört ist, hat nur noch der ‚Beste‘ einigermaßen kalkulierbare Möglichkeiten, also vor allem, wer — mit welchen Mitteln immer — eine Eins bekommt und wer anständig ist, seine Pflicht tut und fleißig arbeitet, etwas leistet und niemals Anstoß und Aufsehen erregt.“

Während *Die Zeit* dem zerstörten bürgerlich-liberalen Ideal nachtrauert, jubelt die *Welt* (31. 12. 1975) „Lehrlinge fegen wieder den Hof!“. „Eine Großbäckerei in Bochum verlangt von ihren fünf Lehrlingen, sie müßten nach sechs Stunden Berufsschule wieder zur Arbeit kommen — ein eindeutiger Verstoß gegen das Jugendarbeitsschutzgesetz. Als sich die jungen Leute dagegen wehren, wer-

den sie bestraft. Sie müssen Kästen fetten, den Hof kehren... Die Fälle häufen sich, in denen der Ausbilder einen Lehrling mit dem Argument anspornt: ‚Wenn Du nicht spurst, andere stehen auf der Straße und warten auf Deinen Platz.‘ Die Lehrlinge, vor Jahren noch von den Betrieben umworben, ducken sich.“

Und die *Süddeutsche Zeitung* (26. Januar 1976) erblickt sogar wieder den alten Zunftgeist des Mittelalters: „Die Zeiten haben sich wieder geändert, die Vergangenheit scheint den Lehrlingsalltag schon wieder eingeholt zu haben. Heute gilt wie ehemals der alte deutsche Kernsatz, daß ‚Lehrjahre kein Herrenjahre‘ sind... Lehrstellenmangel und Jugendarbeitslosigkeit ganz allgemein haben ein Klima geschaffen, in dem es Eltern und Jugendlichen gleichermaßen ratsam erscheint, den Mund zu halten und auf die Einhaltung bestehender Gesetze nicht zu pochen.“

War das gemeint, als Bundeskanzler Schmidt bei der Vorlage des SPD-Regierungsprogramms für 1976 bis 1980 Mitte Mai erklärte: „Die Sozial- und Reformpolitik der SPD/FDP-Bundesregierung hat den Bürgern der Bundesrepublik erfahrbar ein Stück mehr Freiheit gebracht. Das ist auch ein Stück Sozialismus.“

Der Brief der Firma Johann Klaus in Schopp/Pfalz an die Eltern der Lehrlinge ist ein Beispiel für dieses „Stück mehr Freiheit“: „Um eine Lösung aus dem Lehrvertrag bzw. Schließung des Betriebes zu verhindern, sehen wir noch eine Möglichkeit: Den Erlaß der Ausbildungsbeihilfe (mon. Zahlung) bis auf weiteres. Sollten Sie damit einverstanden sein, so bitten wir um Ihre Genehmigung auf beigefügtem Formular.“

Ursachen der Berufsnot

Ständig wiederholen Regierung und Bundestagsparteien, die Jugendarbeitslosigkeit habe lediglich konjunkturelle Ursachen und der Lehrstellenmangel sei auf einen „Schülerberg“ — also einen Überschuß an jungen Menschen — zurückzuführen. So kommt die Armut von der Powerteh.

Untersucht man den Lehrstellen-Mangel genauer, stellt man fest, daß Großkonzerne Lehrstellen schon immer äußerst knapp gehalten haben. Sie haben nur so viele Facharbeiter ausgebildet, wie es zur Erhaltung der Stammebelegschaft unbedingt notwendig war. Die Großkonzerne liegen durchgängig mit dem Anteil der Lehrstellen an der Gesamtzahl der Arbeitsplätze weit unter dem Bundesdurchschnitt. Ein großer Teil der Konzerne hat die knappen Ausbildungsplätze in den letzten Jahren sogar noch weiter eingeschränkt. So stehen zum Beispiel in diesem Jahr 275 Lehrstellen bei Opel/Rüsselsheim 816 Bewerbungen gegenüber, und bei Bayer/Leverkusen haben sich 1200 Abiturienten um 67 Lehrstellen als Wirtschafts- und mathematisch-technische Assistenten beworben.

Das Handwerk, das nur einem Drittel der Erwerbstätigen Arbeit bietet, bildet jedoch zwei Drittel aller Lehrlinge aus — mit dem Ergebnis, daß die meisten Handwerkslehrlinge schon kurz nach der Ausbildung Arbeitsplatz und Beruf wechseln müssen. In Zeiten der Konjunktur greift die Industrie gern auf dieses Arbeiter-Reservoir zurück, nachdem sie keinen Pfennig für die Ausbildung elementarer Arbeitsfähigkeiten zu investieren brauchte.

Im letzten Jahr kam eine Planungsgruppe im Bundesministerium für Bildung zu der Erkenntnis: „Wollte die Industrie ihren Nachwuchs an Facharbeitern und Fachangestellten vollständig selber ausbilden statt einen Teil dieser Ausbildungsleistung dem Handwerk oder anderen Bereichen zu überlassen, dann müßte sie ihr gegenwärtiges Ausbildungspotential um rund 50 Prozent erhöhen. Es gibt gar keinen Zweifel, daß in diesem Fall ein für sämtliche Schulabgänger ausreichendes Angebot an Ausbildungsstellen vorhanden wäre.“ Wegen der Konzentration der Berufsausbildung in Klein- und Mittelbetrieben und der Vernichtung gerade solcher Betriebe in der Krise gingen weitere Ausbildungsplätze verloren. Ganz bewußt sperren die Großunternehmer die Mehrheit der Arbeiterjugend von einer qualifizierten Berufsausbildung aus. Bildungs- und Menschenfeindlichkeit spricht aus den Elitetheorien, die sie sich zurechtgezimmert haben. Anfang des Jahres war im offiziellen Organ der Bundesvereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände *der arbeitgeber* zu lesen: „Empirisch abgesicherte Erkenntnisse der Intelligenz- und Sozialisationsforschung lassen den Schluß zu, daß nur wenige (ca. 20—25 Prozent) der heutigen Jugendlichen ohne Ausbildung für theoretisch anspruchsvollere Tätigkeiten ausgebildet werden können... Das Problem der Ungelernten ist ein Problem der Lernschwachen.“

Diese Politik der Monopole ist wirklich nur noch vom augenblicklichen Profitdenken diktiert. Weil sie selbst keine Zukunft mehr haben, wollen sie auch die Jugend der Zukunft berauben.

Dr. Dieter Mertens, Leiter des Instituts für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung, warnte auf dem GEW-Kongreß „Ausbildung und Arbeit für junge Bürger“ im Mai 1976 vor dem Unternehmergerede von der „drohenden Überqualifikation“: „Das wichtigste Strukturproblem der Zukunft liegt wahrscheinlich darin, daß die Qualifikationspyramide der Arbeitsplätze höher liegt als diejenige der Arbeitskräfte. Angesichts der zahlreichen statistischen Belege für diese Entwicklung und angesichts der außergewöhnlichen arbeitsmarktpolitischen Probleme, die mit ihr verbunden sind und die beispielsweise zu erheblichen Fortbildungsprogrammen in den meisten Ländern geführt haben, ist es unverständlich, wenn immer von dieser oder jener Seite unterstellt wird, das umgekehrte Problem sei zu fürchten und zu erwarten: Die Heranbildung von zuviel Qualifikation in der Gesellschaft. Von allen anderen Aspekten abgesehen, läßt sich arbeitsmarkt- und wirtschaftspolitisch dergleichen nicht vertreten... Unser größtes Risiko ist also keineswegs die *Überqualifikation*, sondern die *Unterqualifikation*.“

Unser größtes Risiko — so möchte man ergänzen — ist nicht die Forderung nach besserer Bildung und Berufsausbildung, sondern die weitere Herrschaft der Unternehmer über die Ausbildungsplätze.

Vor nunmehr über 200 Jahren verkündete Friedrich II. das Bildungsideal des alten Preußen: „Man muß sich damit begnügen, selber weise zu sein, wenn man es vermag, aber den Pöbel dem Irrtum überlassen und nur danach trachten, ihn von Verbrechen abzubringen, die die Gesellschaftsordnung stören.“

Wachsende Aktionen — wachsender Druck von unten

Wachsende Berufsnot hat nicht nur zu verstärktem Druck von oben geführt, sondern vor allem zu einem verstärkten Druck von unten, zu wachsender Ak-

tionsbereitschaft der Jugend und bei einem Teil schon zu Erkenntnissen über den Charakter des Systems, in dem wir leben. Immer mehr junge Menschen machen die Erfahrung, daß dem Kapital die Herrschaft über Bildung und Arbeit streitig gemacht werden muß, wenn Bildungs- und Jugendfeindlichkeit mit der Wurzel ausgerottet werden sollen.

Die Zeichen stehen auf Aktion: Gewerkschaftsjugend, SDAJ, Falken und andere demokratische Jugendorganisationen mobilisieren neue Kräfte, um die bedrohliche Jugendarbeitslosigkeit, die Lehrstellenknappheit und den Angriff auf die sozialen und demokratischen Rechte der Jugend zurückzuweisen. Über 350 000 Jugendliche haben im vergangenen Jahr an Aktionen teilgenommen.

Höhepunkt war der 8. November 1975: Der Deutsche Gewerkschaftsbund hatte zur zentralen Demonstration und Kundgebung gegen Arbeitslosigkeit, für wirk-same Mitbestimmung und für bessere Berufsausbildung aufgerufen. Über 50 000 Mitglieder und Mitstreiter der demokratischen Jugendorganisationen kamen nach Dortmund und verstanden: Nur wenn wir alle zusammenstehen und uns nicht gegeneinander ausspielen lassen, können wir Erfolge erreichen. Nur wenn wir kämpfen, können wir die Angriffe des Kapitals auf unsere Grundrechte zurückweisen.

Einige wenige Beispiele für die Vielfalt der örtlichen Aktionen:

In Hamburg organisierte die SDAJ ein Arbeiterjugendtribunal gegen die Howaldtwerke/Deutsche Werft. Die 1100 Teilnehmer waren sich in der Anklage einig: Veraltete Ausbildungsmethoden und soziale Mißstände, Bruch des Berufsbildungsgesetzes und Knapphaltung der Lehrstellen. Das Urteil des Tribunals: HDW muß sofort 410 Ausbildungsplätze bereitstellen. Der Anteil der Auszubildenden ist auf 12 Prozent der Gesamtbelegschaft zu erhöhen. Lehrmethoden, Gebäude und Maschinen müssen modernisiert werden. Dieses Urteil soll wirksam werden durch die weitere gemeinsame Aktion der Jugend.

Anfang des Jahres veranstalteten die in der Koordinationskonferenz Hamburger Jugendverbände zusammengeschlossenen Organisationen Aktionstage unter dem Motto „Macht mit für bessere Bildung und Berufsausbildung.“ Träger waren Sportjugend, kirchliche Verbände, Pfadfinderorganisationen, die Arbeiterjugendverbände, die Jungsozialisten, die Landes-ASTen-Konferenz und die Hamburger Schülerkammer. Mit gezielten Gruppenabenden, Info-Feten und vielfältigen kleinen Aktionen wurde die Forderung von 10 000 neuen Ausbildungsplätzen in Hamburg vertreten.

Die Wolfsburger Jugendinitiative verlangt — mit Unterstützung der im Stadtjugendring zusammengeschlossenen Jugendverbände — vom VW-Konzern die Bereitstellung von 1000 zusätzlichen Lehrstellen.

Die Jugendversammlung der Kölner Felten & Guillaume-Carlswerke AG richtete an den Vorstand des Unternehmens die Forderung nach Übernahme aller Auszubildenden in ein Arbeitsverhältnis und die Bereitstellung weiterer 30 Ausbildungsplätze.

Die Jugend der Deutschen Postgewerkschaft drängt mit einer bundesweiten Aktion darauf, daß alle 9000 bei der Bundespost ungenutzten Lehrstellen sofort genutzt werden. Demonstrationen und Unterschriftensammlungen vor und in den Dienststellen verleihen den Forderungen Nachdruck. In Freiburg legten

50 Lehrlinge und 20 Ausbilder die Arbeit nieder und protestierten vor dem Fernmeldeamt gegen den Lehrstellenabbau der Bundespost. Empörte junge Arbeitslose, die meisten von ihnen Schulabgänger, besetzten Anfang Juni in Hamburg die Lehrwerkstatt des Fernmeldeamtes 4. Sie forderten die sofortige Nutzung von 300 unbesetzten Ausbildungsplätzen. Ein von der Postdirektion herbeigerufenen Polizeikommando räumte die zum großen Teil ungenutzte Lehrwerkstatt von denjenigen, die sie nutzen könnten.

Im August letzten Jahres wehrten sich über tausend BASF-Lehrlinge in Ludwigshafen mit Demonstrationen durch das Werk und durch die Stadt gegen die geplante Nichtübernahme von hundert Lehrlingen ins Arbeitsverhältnis.

Die Forderungen all dieser Aktionen lassen sich auf einen gemeinsamen Nenner bringen. Gewerkschaftskonferenzen und Jugendverbände erheben sie immer wieder mit allem Nachdruck:

- Bereitstellung von genügend qualifizierten Ausbildungsplätzen durch Ausbildungsverpflichtung der Großkonzerne.
- Verwirklichung des Rechtes auf Arbeit durch Übernahme vom Ausbildungsins Arbeitsverhältnis.
- Wirksame Hilfen für jugendliche Arbeitslose.
- Grundlegende Reform der Berufsausbildung entsprechend den Forderungen des DGB.

Erste Erfolge sind nicht ausgeblieben. Großkonzerne wie die Flensburger Schiffbaugesellschaft, HDW, Siemens und Opel sahen sich gezwungen, die Zahl ihrer Lehrstellen zu erhöhen. In Kassel und Marburg konnte die kostenlose Nutzung des Nahverkehrs und anderer öffentlicher Einrichtungen durch junge Arbeitslose durchgesetzt werden. Und selbst die Tatsache, daß kein Politiker mehr an den Problemen der Berufsausbildung und der Jugendarbeitslosigkeit vorbeikommt, ist vor allem auf die Aktionen der Jugend zurückzuführen. Dabei zeigt so mancher erst recht das jugendfeindliche Gesicht — siehe Franz Josef Strauß in seiner diesjährigen Aschermittwochs-Rede in Passau: „Wenn wir heute 1,3 Millionen Arbeitslose haben, dann ist der hohe Anteil der Jugendlichen, bei denen die gesellschaftlichen Schäden auf die Länge der Zeit gesehen am schlimmsten werden, am bedenklichsten, denn Jugendliche ohne Ausbildung und ohne eine adäquate Beschäftigung mit einem entsprechenden Einkommen, das sie erwarten, sind sozusagen der Infektionsherd für revolutionäre Agenten und für gesellschaftspolitische Hetzer und Agitatoren.“

Hetze also statt Hilfe, aber auch damit schafft Strauß die Entwicklung nicht aus der Welt, daß junge Menschen begonnen haben, nach einer gesellschaftlichen Alternative zu suchen, daß sie dabei auch über die Grenzen der BRD und des kapitalistischen Systems hinausschauen und feststellen, daß in den Ländern der sozialistischen Gemeinschaft Arbeitslosigkeit und Lehrstellen-Mangel nur als Meldungen aus dem Westen bekannt sind.

Volker Hinz, Lehrling im VEB Mansfeld-Kombinat, drückte vor dem X. Parlament der FDJ aus, was seine Kollegen in der DDR angesichts dieser Nachrichten empfinden: „Ich weiß von meinen Großeltern, die selbst die kapitalistische Zeit miterlebt haben, und ich weiß auch aus den Veröffentlichungen in der Presse und im Fernsehen, was der Mensch im Kapitalismus wert ist. Arbeits-

losigkeit, Hunger, Verrohung der Jugend, Elendsquartiere — ich bin froh, daß wir diese Begriffe nur aus Büchern und Erzählungen kennen.“

Wie kommt unsere Jugend zu größeren Erfolgen?

Überall haben Jugendliche in der letzten Zeit die Erfahrung gemacht, daß sie nur etwas erreichen, wenn sie kämpfen. Andererseits mußten sie auch sehen, daß nicht jede Aktion automatisch Erfolg bringt. Angesichts der Tiefe und des umfassenden Charakters der Berufsnot ist es notwendig, sich auf die Langfristigkeit der Probleme und somit auch des Kampfes einzustellen. Es geht darum, im Betrieb und am Ort die brennendsten konkreten Sorgen aufzugreifen und mit ebenso konkreten Forderungen eine Bewegung der Betroffenen zu entwickeln. Hier, in der unmittelbaren Auseinandersetzung, sind in der nächsten Zeit vor allem Resultate zu erwarten. So reifen die Voraussetzungen für größere, grundlegende Erfolge.

Ein gutes Beispiel für wirksame betriebliche Aktivitäten bietet die Jugendvertretung der Flensburger Schiffbaugesellschaft. Über lange Jahre wurde hier die gewerkschaftliche Jugendarbeit entwickelt. Alle Jugendlichen sind gewerkschaftlich organisiert. Eine aktive gewerkschaftliche Jugendgruppe, deren Kern die Jugendvertretung ist, schafft den notwendigen Rückhalt bei der Durchsetzung von Forderungen. Wolfgang Thomsen, Vorsitzender der Jugendvertretung, läßt gern in seinen Erfahrungsschatz blicken:

„Die Probleme der Jugendlichen, denen wir uns annehmen mußten, wurden immer mehr. Das konnten wir alles gar nicht während der Arbeit packen. So fingen wir an, uns zweimal im Monat nach Feierabend zu treffen. Erst kamen zwei, drei Kollegen mehr hinzu, dann zehn, dann fünfzehn. Wir fingen an mit Film- und Bildungsabenden, wurden eine richtige Betriebsjugendgruppe der IG Metall. Und dann kam unsere Aktion bei der Industrie- und Handelskammer. Zuerst waren wir Jugendvertreter allein zur IHK marschiert. Dort durften wir Ausbildungsordnungen studieren und haben Gespräche geführt. Die waren mager und einseitig. Es war immer nur vom Unternehmensinteresse die Rede. Erreicht haben wir nichts. Unser nächster Besuch war weniger brav, machte Schlagzeilen in der Presse und den Bossen den nötigen Dampf. Zwei Drittel aller Lehrlinge waren nämlich diesmal mitgekommen. Mit dem Druck dieser Aktion, mit der Unterstützung der Gewerkschaft und im abgestimmten Vorgehen mit dem Betriebsrat konnte jetzt mit der Geschäftsleitung verhandelt und gewonnen werden. Seitdem muß die Werft alle Lehrlinge von der ersten in die zweite Stufe der Berufsausbildung übernehmen.“

Die Erfolgslatte, auf die die Jugendvertretung der Flensburger Schiffbaugesellschaft verweisen kann, ist viel länger. So brauchen die Lehrlinge heute nicht mehr schmutzig nach Hause zu gehen, sondern können nach der Arbeit duschen. Während der Arbeitszeit können sich die Lehrlinge in Sprechstunden direkt an ihre Jugendvertreter wenden. Für die Lehrlinge wurde ein Aufenthaltsraum eingerichtet. Es gibt endlich einen Ausbildungsplan, der den Ausbildungsablauf genau regelt. Der öffentliche Aushang schlechter Zensuren wurde abgeschafft. Die neu eingestellten Lehrlinge bekommen Weihnachtsgeld. Betrieblicher theoretischer Unterricht wurde durchgesetzt, in der Lehrwerkstatt wurden moderne Maschi-

nen installiert. Die Zahl der Ausbilder wurde von drei auf acht erhöht. Und ein ganz besonderer Erfolg ist die Erhöhung der Lehrstellenzahl von 100 auf 150. Kommentar der Jugendvertretung: „Wenn wir zusammenstehen und kämpfen, kann Jugendarbeitslosigkeit erfolgreich bekämpft werden.“

Gerd Nies

Berufsausbildung: Anmerkungen zur Rechtslage

Wie die Statistiken zeigen, ist die Zahl der betrieblichen Ausbildungsplätze seit 1965 in einem ständigen Rückgang begriffen. Im Jahr 1965/66 waren bei den Arbeitsämtern noch 50 Prozent mehr Berufsausbildungsstellen gemeldet als für die Jahre ab 1977 zur Verfügung stehen.

Selbst wenn man unterstellt, daß der Anteil der „frei“ vergebenen Lehrstellen wegen der Verknappung in den letzten Jahren zugenommen hat, ist der Rückgang der angebotenen Stellen gravierend. Einem Lehrstellenangebot von 632 519 im Jahre 1965/66 — wovon 42,2 Prozent unbesetzt blieben — steht im Jahre 1973/74 ein Angebot von 261 246 Ausbildungsplätzen gegenüber, von dem nur 11,2 Prozent ungenutzt geblieben sind.

Schon aus diesen Zahlen scheint klar, daß es sich bei dem Mangel an Ausbildungsmöglichkeiten nicht nur um eine vorübergehende Erscheinung handelt und daß der manchmal beschworene „Geburtenberg“ zwar die Krise der Berufsbildung verschärft, aber nicht ihre Ursache sein kann.

Man wird allein daher sagen dürfen, daß das gegenwärtige System der Berufsausbildung jetzt und in der Zukunft nicht imstande sein kann, ein quantitativ ausreichendes Angebot an Ausbildungsmöglichkeiten zur Verfügung zu stellen.

Heute sind Jugendliche, die einen Ausbildungsplatz suchen, gezwungen, jeden Platz zu nehmen, den sie angeboten bekommen, wenn sie nicht überhaupt ohne Lehrausbildung bleiben wollen.

Unterstellt man noch, daß die Situation regional unterschiedlich ist, so bedeutet das: praktisch jeder angebotene Ausbildungsplatz wird auch genommen. In vielen Fällen werden dann Berufe erlernt, die den Neigungen und Fähigkeiten der Jugendlichen nicht oder wenig entsprechen, und häufig werden Ausbildungsplätze akzeptiert, die schon den heutigen Anforderungen nicht mehr gerecht werden.

Im Großraum München hat — nach FAZ vom 10. 11. 1975 — die Zahl der Neueinschreibungen im gegenwärtigen Berufsschuljahr bei Bäckern und Konditoren um 61 Prozent, bei Metzgern um 124 Prozent zugenommen, ohne daß in der Öffentlichkeit etwas darüber bekannt geworden wäre, daß der gesellschaftliche Bedarf an Bäckern, Konditoren und Metzgern in den nächsten Jahren wesentlich steigen dürfte.

Nach alledem erscheint der Schluß gerechtfertigt, daß das gegenwärtige System der Berufsausbildung jetzt und in der Zukunft nicht imstande ist, ein qualitativ ausreichendes Angebot an Ausbildungsplätzen zur Verfügung zu stellen.

Es gehört angesichts der angedeuteten Tatbestände schon einiger Zynismus dazu, wie die CDU/CSU-Fraktion im deutschen Bundestag zu behaupten: „Das Berufsbildungsgesetz vom 14. August 1969 hat sich nach den bisherigen Erfahrungen in seiner Grundstruktur bewährt und als eine tragfähige Grundlage zur Weiterentwicklung der beruflichen Bildung erwiesen“ (Begründung zum CDU/CSU-Entwurf einer Novellierung des Berufsbildungsgesetzes — BT-Drucksache 7/4574 vom 14. 1. 1976).

Das Berufsbildungsgesetz von 1969 hat die gegenwärtige Situation nicht geschaffen — aber die Misere der Berufsausbildung läßt sich an diesem Gesetz ablesen: Es ist insgesamt von dem Gedanken einer möglichst geringen Einmischung des Staates in die Berufsausbildung getragen; betriebliche und schulische Berufsausbildung sind getrennt; die betriebliche Ausbildung wird von den Betrieben in eigener Verantwortung durchgeführt. Das Berufsbildungsgesetz beschränkt den Staat auf einige Kontrollaufgaben, die zudem weitgehend von den Arbeitgebern selbst über ihre Kammern (Industrie- und Handelskammern etc.) durchgeführt werden. Die möglichen Sanktionen bei Verstößen gipfeln zwar in der Untersagung der Berufsausbildung (eine höchst zweifelhafte Lösung, die im Anwendungsfalle nicht zur Verbesserung einer unzureichenden Ausbildung, sondern zum Abbruch führt), sehen jedoch keine Möglichkeit der Einwirkung auf die Ausbildung selbst vor.

Es gibt nach dem BBiG einerseits keine Verpflichtung zur Berufsausbildung und andererseits — außer einer wirkungslosen Generalklausel — auch keine Höchst- oder Mindestzahlen für Ausbildungsplätze. Das geltende Berufsbildungsgesetz läßt es ebenso zu, daß die Großkonzerne weit weniger Lehrlinge ausbilden, als nach dem Anteil der bei ihnen beschäftigten Arbeitnehmer in der gesamten Wirtschaft notwendig wäre, wie es andererseits erlaubt, daß manche Handwerksbetriebe nicht nur weit mehr Lehrlinge ausbilden als sie tatsächlich „ausbilden“ können, sondern sogar einen wesentlichen Teil ihrer Produktion von Lehrlingen erwirtschaften lassen. Je mehr Aufwand für eine Ausbildung erforderlich ist, je höher Investitionen für den Ausbildungsplatz, um so geringer wird danach die Neigung, ihn zu schaffen, so daß gerade qualifizierte Ausbildungsplätze fehlen.

Eine staatliche Berufsausbildungsplanung existiert nicht. Zwar wurden nach dem Berufsbildungsgesetz Bundesausschüsse und Landesausschüsse für Berufsbildung errichtet, doch haben sie weder Kompetenzen noch auch nur ausreichende Unterlagen für eine vernünftige zukunftsorientierte Planung der Berufsbildung. Das gleiche gilt im Grunde genommen für das Bundesinstitut für Berufsbildungsforschung, das laut BBiG die Entwicklung der Berufsausbildung beobachten und Empfehlungen auf diesem Gebiet ausarbeiten soll.

Bleibt zu ergänzen, daß die Mitbestimmungsrechte von Jugendvertretungen und Betriebsräten nach dem Betriebsverfassungsgesetz sich darauf beschränken, daß der Betriebsrat bei der Aufstellung von Regeln für die Durchführung der betrieblichen Berufsbildung zu beteiligen ist und daß die Gewerkschaften nur über ihre Mitgliedschaft in den Bundes- und Landesausschüssen für Berufsbildung und dem Bundesinstitut für Berufsbildungsforschung und über die Drit-

telbeteiligung an den Prüfungsausschüssen der Kammern eine geringe Einflußmöglichkeit haben.

Sollte die bestehende katastrophale Situation der betrieblichen Berufsausbildung verbessert und eine weitere Verschlimmerung in den nächsten Jahren, wie sie von der Bundesanstalt für Arbeit vorausgesagt wird, vermieden werden, wäre eine radikale Reform der Berufsausbildung notwendig. Sie würde brechen müssen mit dem Prinzip der Freiwilligkeit des Angebots betrieblicher Berufsausbildungsplätze, mit dem Prinzip der praktisch unkontrollierten Eigenverantwortlichkeit der Betriebe für die Ausbildung und mit der Unterordnung der Entwicklung des Ausbildungsangebots unter die Regeln der freien Marktwirtschaft. Eine Reform, die die Situation nachhaltig verändert, erfordert eine Ausbildungspflicht der Unternehmer, eine staatliche Kontrolle der Ausbildung, Mitbestimmung der Gewerkschaften und Betriebsräte bei der Ausbildung und eine gesamtgesellschaftliche Planung der Berufsausbildung, die auch über wirksame Steuerungs- und Durchsetzungsmöglichkeiten verfügt.

Es ist ein gesellschaftlicher Anachronismus, die Berufsausbildung für den größten Teil der Jugendlichen, also die betriebliche Berufsausbildung, weiterhin allein in der Hand derer zu lassen, die selbst und unverhüllt erklären, daß Maßstab für den Umfang der Ausbildung allein ihr wirtschaftliches Interesse ist, und die bereit sind, Jugendlichen die Berufsausbildung zu verweigern, weil „in der Wirtschaft ein nicht unerheblicher Teil an Arbeitsplätzen bleiben (wird), deren Anforderungen keine Facharbeiterausbildung erfordern. Darauf muß sich die Bildungspolitik einstellen.“ (Arbeitgeber 3/76)

Die Bundesregierung hat einen Entwurf für ein neues Berufsbildungsgesetz vorgelegt, der mittlerweile, nach Annahme durch den Bundestag, im Bundesrat gescheitert ist — nicht ohne die freundliche Einladung des Bundeswirtschaftsministers an die Unionsparteien, eben dieses Ergebnis herbeizuführen.

In der Begründung zu diesem Regierungsentwurf hieß es recht vielversprechend:

„Die weitverbreitete wertende Unterscheidung zwischen allgemeiner und beruflicher Bildung hält den Erfahrungen und Notwendigkeiten nicht stand. Die verengende Sicht, aus der Bildungspolitik sich fast ausschließlich mit dem öffentlichen Schul- und Hochschulsystem befaßt, muß überwunden werden.“

„Die berufliche Bildung muß — wie jegliche Bildung — Lernziele und -Inhalte erfassen, die zu kritischem Verständnis und Verantwortungsbewußtem Handeln befähigen ...“

„Die Notwendigkeit einer verstärkten öffentlichen Verantwortung für die berufliche Bildung wird in der öffentlichen politischen Diskussion unterstrichen. Öffentliche Verantwortung für die berufliche Bildung bedeutet konkret, daß die Qualität der beruflichen Bildung nicht durch Zufälligkeiten der regionalen Wirtschaftsstruktur und nicht durch die besonderen wirtschaftlichen Interessen eines Betriebes allein bestimmt sein darf.“

Die Bundesregierung konnte sich allerdings nicht entschließen, diese Zielsetzung konsequent in einen Gesetzentwurf umzusetzen.

Im wesentlichen sah der Entwurf folgende Veränderungen vor:

In § 14 ff wurden präzisere und etwas verschärfte Anforderungen für die Eignung der Ausbildungsstätte und der Ausbildungspersonen vorgesehen; §§ 17, 18 sahen die Möglichkeit der Einführung einer pädagogischen Ausbilderprüfung vor und eine durch Rechtsverordnungen näher zu regelnde Ausbilder-Ausbildungsordnung (§ 19). Entsprechend den detaillierteren Anforderungen an Ausbildungsstätten und -Personal war auch eine verstärkte Aufsicht durch die zuständigen Stellen“ vorgesehen (§§ 21 ff) — diese zuständigen Stellen sollten allerdings die Kammern bleiben, wobei die Aufsicht noch nicht einmal dem paritätischen Berufsbildungsausschuß der Kammern unterstehen sollte (§ 109).

Neugeregelt sollte das Prüfungswesen werden, durch eine flexiblere Ausgestaltung des Prüfungsverfahrens, Berücksichtigung der Berufsschulleistungen und der Möglichkeit ausbildungsbegleitender Nachweise. Da gleichzeitig im Entwurf Ausbildung und Abnahme der Prüfung keinen weitergehenden Mitbestimmungsrechten der Jugendvertretungen, Betriebsräte und Gewerkschaften unterworfen werden sollten, lag darin freilich gleichzeitig die Gefahr einer stärkeren Disziplinierung der Jugendlichen während der Ausbildung.

Nicht verändert hätte der Entwurf die rechtliche Stellung der Auszubildenden. Zwar sind detailliertere Bestimmungen über den Inhalt des schriftlich abzuschließenden Vertrages aufgestellt worden (§ 33), doch blieben die Pflichten der Ausbilder recht allgemein formuliert und weitgehend sanktionslos. Eine Bestimmung wie der vorgesehene § 35 IV:

„Der Ausbilder darf dem Auszubildenden keine Tätigkeiten übertragen, die offensichtlich nicht dazu dienen, den Ausbildungsinhalt nach der Ausbildungsordnung zu vermitteln“, kann „offensichtlich“ keinen wirksamen Schutz und keine wirksame Verbesserung der Qualität der Ausbildung bringen.

Zulässig bliebe nach dem Entwurf weiterhin die fristlose Kündigung des Ausbildungsverhältnisses aus wichtigem Grund durch den Ausbilder (§ 42) mit der Folge, daß eine Kündigung, auch wenn sie unwirksam ist, erst einmal vollzogen würde und das Ausbildungsverhältnis unterbricht. Eine auf dem Prozeßweg vom Jugendlichen erstrittene Feststellung der Unwirksamkeit der Kündigung kann das nicht mehr rückgängig machen.

In § 38 I sollte geregelt sein, daß „der Auszubildende dem Auszubildenden ein angemessenes Ausbildungsgeld zu zahlen“ hat. Bisher war nach § 10 BBiG eine angemessene Vergütung zu zahlen. In der Begründung der Bundesregierung zu diesem Etikettenwechsel heißt es:

„Abweichend vom geltenden Recht wird der Begriff ‚Ausbildungsgeld‘ (bisher ‚Vergütung‘) neu eingeführt.

Damit soll ... auch von Gesetzes wegen unterstrichen werden, daß es nicht Zweck der Berufsausbildung ist, ein wirtschaftlich verwertbares Produkt zu erzeugen, für das er mit Geld zu zahlen wäre.“

So wie diese Regelung blieb manches im Entwurf im Kosmetischen stecken — beispielsweise die Regelung über das Eingehen eines Arbeitsverhältnisses nach Beendigung der Ausbildung. — § 44 des Entwurfs sah hierzu vor, daß der Auszubildende dem Auszubildenden spätestens drei Monate vor dem Ablauf der Ausbildungsdauer schriftlich mitzuteilen hat, ob und unter welchen Vorausset-

zungen er mit dem Auszubildenden ein Arbeitsverhältnis eingehen will. Versäumt der Ausbildende schuldhaft diese Frist, wird ein Arbeitsverhältnis für die Dauer von drei Monaten begründet. Auf die Pflicht zur Übernahme in ein Arbeitsverhältnis verzichtet damit auch dieser Entwurf — das begünstigt im übrigen auch die Tendenz zur Ausbildung in ungeeigneten Berufen ohne ausreichenden Bedarf, mit geringen Investitionen für den Ausbildungsplatz, eine Ausbildung, bei der der Auszubildende nur eine billige Arbeitskraft darstellen kann.

Neu am Entwurf war vor allem die vorgesehene Einführung einer Berufsbildungsplanung (§ 74) und einer Berufsbildungsstatistik (§§ 75 ff). Im § 74 I des Entwurfs hieß es dazu:

„Durch die Berufsbildungsplanung sind Grundlagen für eine abgestimmte und den technischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Anforderungen entsprechende Entwicklung der beruflichen Bildung zu schaffen.“

Freilich fehlt es im Entwurf zum Berufsbildungsgesetz am Instrumentarium für die Durchsetzung einer solchen Planung; nur deswegen fällt es auch nicht so schwer ins Gewicht, daß das in §§ 90 ff vorgesehene „Bundesinstitut für Berufsbildung“ nur eine unzureichende Beteiligung der Gewerkschaften an der Berufsbildungsplanung bringen sollte.

Voraussetzung für diese Berufsbildungsplanung sollte die Berufsbildungsstatistik bringen, die erstmals Voraussetzungen dazu schafft, systematisch die Fakten zu sammeln, die schon zur Erstellung einer Übersicht über den gegenwärtigen Stand der Berufsbildung notwendig wären.

Umstrittenster Teil des Regierungsentwurfs war die Regelung über Förderungsmaßnahmen und die Berufsbildungsabgabe.

Mit diesen Bestimmungen wollte der Regierungsentwurf Ansätze für eine staatliche Steuerungsmöglichkeit im Hinblick auf Zahl und Art der zur Verfügung stehenden Berufsausbildungsplätze schaffen. Die Regelung sah vor, Zuschüsse an Ausbildungsbetriebe zu gewähren, wenn sie neue Ausbildungsplätze schaffen. Voraussetzung sollte sein, daß im vorausgegangenen Jahr die Zahl der insgesamt angebotenen Ausbildungsplätze die insgesamt nachgefragten Ausbildungsplätze um weniger als 12,5 Prozent überstieg und nicht zu erwarten stand, daß sich das Verhältnis von „Angebot und Nachfrage“ wesentlich verbessern würde. Die Hilfe sollte auf einzelne Ausbildungsberufe, Ausbildungsabschnitte, Ausbildungsjahre und Regionen beschränkt werden können.

Die Mittel für die Förderung sollten nach § 87 durch eine sogenannte Berufsausbildungsabgabe beschafft werden; die Abgabe sollte sich an der Höhe der von den Unternehmen insgesamt gezahlten Arbeitsentgelte orientieren, wobei durch die Einräumung eines Freibetrages eine Freistellung der Kleinbetriebe von der Abgabepflicht vorgesehen war. An diesem eher schüchternen Versuch staatlicher Einflußnahme auf das Angebot an Ausbildungsplätzen scheiterte schließlich der Regierungsentwurf am Widerstand der CDU/CSU im Bundesrat.

Gerade an diesen Förderungsmaßnahmen wird der Kompromißcharakter des ganzen Regierungsentwurfes deutlich. Einerseits bekennt sich der Regierungsentwurf schon in seiner Begründung zur „öffentlichen Verantwortung für die

berufliche Bildung“, andererseits rührt er nicht an das entscheidende Problem: die Unterwerfung von Quantität und Qualität der Ausbildungsplätze unter die Regeln der freien Marktwirtschaft.

Schon in der Diktion des § 86 I wird dies deutlich, wenn das Einsetzen der staatlichen Förderung wörtlich am Verhältnis von „Angebot und Nachfrage“ orientiert wird. Dabei ist die „Nachfrage“ keineswegs unbedingt mit der erforderlichen Zahl von Ausbildungsplätzen für eine sachgerechte Ausbildung der Jugendlichen identisch; dies wird schon aus einer Modellrechnung des Instituts für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung der BfA vom Dezember 1975 ersichtlich, die 10 Prozent der Jugendlichen als „freiwillige Abgänger“ aufführt, die also die „Nachfrage“ nicht verstärken. Zudem sind „Angebot und Nachfrage“ nur sehr grobe Indikatoren für die erforderliche Art von Ausbildungsplätzen in der Zukunft. Entsprechend dem marktwirtschaftlichen Verständnis der Berufsausbildung beschränkt sich der Regierungsentwurf dann auch auf eine Einwirkung auf die Ausbildungsbereitschaft der Unternehmer durch entsprechende Zuschüsse.

Wäre der Regierungsentwurf Gesetz geworden, hätte er aller Voraussicht nach die Probleme der Berufsausbildung und der Jugendarbeitslosigkeit nicht lösen können; die Interessen der Jugendlichen an einer qualifizierten Ausbildung wären nicht befriedigt worden, die Interessen der Unternehmer an einer Beibehaltung des gegenwärtigen Zustands kaum berührt. Daß der Entwurf gleichwohl scheiterte, zeigt allerdings, daß die CDU/CSU und die Unternehmer hoffen, die gegenwärtige Krise der Berufsausbildung für weitere Veränderungen in ihrem Sinne zu nutzen: die Übernahme der Ausbildungskosten durch den Staat bei gleichzeitiger Beibehaltung der ausschließlichen Verfügung über die Berufsausbildung durch die Unternehmen.

Ewald Dede
Von der Tutzingener Höh

Diskussionsverlauf einer Tagung der Evangelischen Akademie Tutzing (2.7.-4.7.76)

Nachdem er lange genug auf sich warten ließ, nun endlich, zwar noch etwas schwach auf der Brust und subventionsgestützt, in Sicht ist, muß er auch gleich für alles herhalten. Vorletztes Ministerwort: der Wirtschaftsaufschwung wird hoffentlich auch die Jugendarbeitslosigkeit beseitigen. Nach den dünnen jetzt also wieder die fetten Jahre; die Frage nach Ursachen der Jugendarbeitslosigkeit und Möglichkeiten ihr zu begegnen, ist demnach überflüssig. Derart Wahlkampfschaum für bare Münze nehmend hätten die über 50 Teilnehmer - Sozialarbeiter, Studenten, Lehrer, Jungarbeiter, Schüler, Pfarrer und Arbeitslose - wenigstens Gelegenheit gehabt, den ansonsten für grundbesitzlose Mitbürger kaum zugänglichen Starnberger See von seiner schönsten Seite, dem Tutzingener Schloßpark, kennen zu lernen.

Die heterogene Struktur der Gästegruppe machte den Einstieg in das vielschichtige Problem nicht eben leicht. Den unterschiedlichen Erfahrungsbereichen - Universität,

Schule, Betrieb usw. - entsprachen ebenso differierende Vorstellungen über Ablauf und Inhalt des Seminars.

Auf den ersten Blick schien daher der Versuch der Referentin vom Deutschen Jugendinstitut München, schwerpunktmäßig die Situation der Betroffenen darzustellen, den größten gemeinsamen Nenner aller Beteiligten gefunden zu haben. Der Verlust des Arbeitsplatzes war hier nur noch der zur öffentlichen Angelegenheit gewordene Höhepunkt eines von Benachteiligungen gekennzeichneten Prozesses der Identitätsfindung, der seinen Ursprung im Kontext familialer Sozialisation und Schulbildung hat und endgültig präfixiert wird durch die individuell erlittenen 'Niederlagen' im Schulsystem. Den unmittelbaren Zusammenhang von Ausbildung und Arbeitslosigkeit belegt die Statistik. Widerspruch im Plenum regte sich erst, als die Referentin aus ihren Darlegungen die These ableitete, *vorrangiges Ziel sozialpädagogischer Maßnahmen sollte sein die Vermittlung der positiven Erfahrungen, etwas Sinnvolles, Eigenes tun zu können (unabhängig von der Verkäuflichkeit auf dem Arbeitsmarkt).*

Zum einen nämlich ergäbe diese Forderung in praxi eine gesteigerte Isolierung des arbeitslosen Jugendlichen aus seinem sozialen Umfeld, andererseits implizierte ein angenommener Betreuungserfolg die jederzeitige Reintegrationsmöglichkeit des Arbeitslosen in den Produktionsprozeß, sollte die erzielte psychische Stabilisierung nicht unversehens wieder aufgehoben werden.

Unberücksichtigt blieben also die strukturellen Veränderungen des Arbeitsmarktes und die hieraus resultierende Lehrstellenverknappung. In der Arbeitshypothese der Referentin hieß es denn auch, Jugendarbeitslosigkeit sei ein demographisches (Geburtenüberschuß), kein „Marktproblem“.

Das 'offizielle' Ende des ersten Arbeitstages war folglich ein Diskussions-Hick-Hack, das von der Forderung „zuerst einmal eine gründliche Kapitalismusanalyse“ (Student) bis zu deren Gegenteil „Systemfragen interessieren doch die Praktiker nicht“ (Referentin) reichte.

Der Konsens schien ferner als zu Beginn. Doch Wochenendtagungen entwickeln bekanntlich eine gewisse Eigendynamik, da sie mit dem 'offiziellen' Teil eben nicht beendet sind. Und so rückte bei Abendbrot, später Wein, Bier und Billardspiel die 'Systemfrage' immer stärker in den Mittelpunkt der Gespräche. Zwar nicht als abstrakte Analyse, mehr über den Austausch individueller Erfahrungen, doch deutlich genug, um dem folgenden Tag ein gänzlich anderes Gepräge zu geben. In allen Arbeitsgruppen wurde die isolierte Betrachtung des Problems 'Jugendarbeitslosigkeit' aufgegeben zugunsten einer Herleitung der ökonomischen Zusammenhänge von kapitalistischem Verwertungszwang, Krise, Rationalisierung und Arbeitslosigkeit. Als zum Mittag die Ergebnisse zusammengetragen wurden, bestand Einhelligkeit nicht nur darüber, daß private Wirtschaftsplanung notwendig Arbeitslosigkeit hervorruft („Arbeitsplätze sind für die nur Abfallprodukte der Profitmaximierung“), auch die Thesen des anwesenden DGB-Vertreters galten nunmehr als gemeinsames Votum: *Bildungspolitische Maßnahmen zur Behebung der Jugendarbeitslosigkeit greifen, insbesondere was berufsvorbereitende Maßnahmen anbetrifft, zu kurz; sie schaffen keine Arbeitsplätze. Ökonomische Krisen und Strukturveränderungen entscheiden, wieviele arbeitslos werden. Das Qualifikationsniveau als Ergebnis der Sozialisationsbedingungen und des Bildungssystems trägt entscheidend dazu bei, wer von Arbeitslosigkeit betroffen ist.*

Die hieraus abgeleiteten Forderungen widerspiegelten das Problembewußtsein: Kurzfristig wurde ein „Rationalisierungsgesetz“ verlangt, das Arbeitsplatzabbau nur noch dann ermöglichen sollte, wenn gleichzeitig gleichqualifizierte Arbeit in einem anderen Bereich zur Verfügung gestellt würde; darüber hinaus sollte die Mitbestimmung im Umfang des DGB-Antrags durchgesetzt werden. Im Schulsektor wurde eine zehnklassige polytechnische Ausbildung gewünscht, der langfristig eine öffentlich und gewerkschaftlich kontrollierte Lehrlingsausbildung anzuschließen sei.

Daß dieser Katalog zur Durchsetzung eine starke politische Kraft bräuchte, da er an Tabus des kapitalistischen Produktionssystems rührt, war allen Diskutanten klar. Eingeladen zum Thema „Gesellschaftliche Maßnahmen“ war der SPD-Bundestagsabgeordnete Egon Lutz, der leider die einzige, dafür aber folgenreiche Leerstelle des Seminars hinterließ. Lutz, der sich nach eigenen Worten seit zwei Jahren intensiv mit Arbeitsmarktpolitik beschäftigt und selbstverständlich in den entsprechenden Bundestagsgremien Sitz und Stimme hat, erschien am Anfang seines Vortrags sicherlich der Mehrzahl der Anwesenden als idealer Ansprechpunkt. In der Tat erwies sich sein Detailwissen über die bestehende Misere als größer gegenüber demjenigen der Seminarteilnehmer, was man bei den Schlußfolgerungen nicht mehr behaupten konnte.

Zwar, so gestand er ein, entwerfe seine Partei hin und wieder globale Programme, doch schränkte er ein: „Langfristige Politik ist gar nicht möglich.“ An dieser Stelle änderte sich der Gesprächston schlagartig: ein Teilnehmer erklärte, er fühle sich 'versarscht.' Lutz, um genauere Auskunft angegangen, ließ sich herab, sein Modell der „Modernen Demokratie“ zu entwickeln: es gibt mehr Probleme als das Parlament behandeln kann; folglich behandelt es nur die dringendsten. Diese wiederum entscheidet es im Interesse derjenigen, die am lautesten „schreien“, damit es die nötige Ruhe für das nächste usw. Lutz kann das unmöglich akustisch gemeint haben, denn die am 8. 11. 75 in Dortmund versammelten 50 000 Gewerkschaftler haben bestimmt lauter nach einer Berufsbildungsreform geschrien als H. M. Schleyer, und doch hat er sich durchgesetzt. Einzige Möglichkeit, diesem Dilemma zu entfliehen, erkannte Lutz darin, „Druck zu erzeugen“, worauf eine aufgebrachte Seminaristin rief, daß solcherart Tun von SPD-Regierungschefs mit Berufsverbot belegt werde.

Es wäre zu kurz gegriffen, an dieser Stelle nur die persönliche Niederlage eines SPD-Abgeordneten oder des sozialdemokratischen Reformkonzepts insgesamt zu konstatieren. Die folgenden Kaffee- und Biertischdiskussionen zeigten vielmehr, daß die Anwesenden mehrheitlich keine alternative politische Kraft zur Durchsetzung ihrer Forderungen benennen konnten. Wenige setzten ihre Hoffnung auf basisorientierte Modelle zur Entwicklung von „Gegenökonomie“; ihre begrenzten Handlungsspielräume ließ das diskutierte Modell des „Unabhängigen Jugendzentrums Glocksee“ erkennen: der Aufbau einer eigenen Lehrwerkstatt, die eine repressionsfreie Ausbildung arbeitsloser Jugendlicher ermöglichen sollte, ist notwendig schon an den Beschaffungskosten für die Maschinen gescheitert. Es ist überdies eine alte Erfahrung der Arbeiterbewegung (Konsumgenossenschaften), daß der Kapitalismus nicht dadurch aufzuheben ist, indem man selbst als konkurrierender Warenproduzent 'mit geläuterten Absichten' auf dem Markt erscheint. Das grundsätzliche Interesse an einer konsequenten Arbeiterpolitik brachten die großen Erwartungen gegenüber dem DGB zum Ausdruck.

Johanna Hund Dequalifikation als Schicksal?

I.

In einer Prognose des Instituts für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung (IAB) der Bundesanstalt für Arbeit heißt es, daß in den zehn Jahren von 1977–86 für mindestens 1,4 Millionen Abgänger aus dem allgemeinbildenden Schulsystem weiterführende Ausbildungspätze in der betrieblichen Ausbildung, in beruflichen Vollzeitschulen und im Hochschulbereich fehlen werden. Zusätzlich werden noch etwa 1 Million sogenannte freiwillige „Verzichter“ geschätzt; dies sind solche Jugendliche, die die Suche nach einem Ausbildungsplatz von vornherein für aussichtslos halten.¹

Wie nicht anders zu erwarten, ging die Studie über die künftige Ausbildungssituation von der derzeitigen Lage aus; wie könnte man auch nach den bisherigen Erfahrungen in Sachen Bildungspolitik wesentliche Veränderungen im Bildungs- und Ausbildungssystem zugrunde legen. Die Bevölkerungsentwicklung läßt sich vorausrechnen: in diesen zehn Jahren muß mit dem Andrang der geburtenstarken Jahrgänge auf alle Sparten der beruflichen Ausbildung gerechnet werden.

Durch die Art und Weise, wie sich der eklatante Mangel an Ausbildungsplätzen real niederschlägt, verschärft sich die Situation der Ausbildungssuchenden noch zusätzlich: der Kampf um die Ausbildungsplätze verläuft in sogenannten Verdrängungsprozessen als „Bewerberabdrängung durch Zertifikatsqualität“:

„Alle Abiturienten erhalten einen Ausbildungsplatz, und zwar ein Teil einen Studienplatz, die übrigen einen vollzeit-schulischen oder betrieblichen Ausbildungsplatz, allerdings dort die interessanteren Plätze. Alle Realschulabgänger erhalten ebenfalls einen Ausbildungsplatz, sei es in beruflichen Vollzeitschulen oder in der betrieblichen Ausbildung (soweit noch nicht von Abiturienten besetzt). Der Rest der betrieblichen Ausbildungsplätze wird dann auf die besten Hauptschulabgänger verteilt. Das Bilanzungleichgewicht schlägt sich vor allem als Chancenlosigkeit der nicht erstklassigen Hauptschulabgänger (vor allem ohne qualifizierten Abschluß) oder der Sonderschulabgänger nieder.“²

Folgerichtig stellen die Autoren dann fest — und gehen wiederum davon aus, daß die Situation von heute auch in zehn Jahren noch die gleiche sein wird: „Es ist nicht unrealistisch, davon auszugehen, daß wir . . . auf dem Höhepunkt der Nachfrage (wegen der geburtenstarken Jahrgänge, J. H.) in den Jahren 1980 bis 1982 mehr als 300 000 arbeitslose Jugendliche jährlich haben werden.“³ Eine düstere Perspektive für die Angehörigen der geburtenstarken Jahrgänge! Allerdings nicht nur für sie. Wir brauchen unseren Blick nicht erst zehn Jahre voraus in die Zukunft zu richten, denn die gegenwärtige Situation für die Auszubildenden ist nicht weniger düster: Anfang 1976 wurden immer noch ca. 400 000 jugendliche Arbeitslose unter 25 Jahren registriert (das sind 28,6 % aller Arbeitslosen!). Mehr als 55 % der Arbeitslosen sind ohne Berufsausbildung; ein Drittel hat eine Lehre. Das Ausbildungsplätze-Angebot ist seit 1970 von

690 000 auf 480 000 zurückgegangen; die Zahl der Auszubildenden allein zwischen 1970 und 1974 ist um rund 50 000 auf etwa 1,42 Millionen gestiegen; der Mangel an qualifizierten Ausbildungsplätzen ist schon immer groß gewesen.⁴

Der Abdrängungsprozeß ist auch bereits heute voll wirksam: „Die Umkehr einer jahrzehntelangen Tendenz, wie sie in der Zunahme der Zahl der Jungarbeiter⁵ seit 1970 zum Ausdruck kommt, (. . .) (spricht) für die Annahme, daß die Bewerberabdrängung bereits seit mehreren Jahren stattfindet.“⁶

Die Jugendlichen selbst wollen sich nicht mit der bestehenden Situation abfinden. Unter dem Motto: „Uns reicht's: Berufsbildungsreform und Ausbildungsplätze — jetzt!“ gab es die größten Jugendprotestaktionen der letzten Jahre. Die Forderung nach einer besseren Berufsausbildung steht dabei gleichberechtigt neben der Sorge um ein ausreichendes Lehrstellenangebot.

II.

Einigen Bildungsforschern⁷, die Verdienste im Kampf um eine Bildungs- und Ausbildungsreform in der BRD haben, sind in jüngster Zeit selbst Zweifel gekommen: die Forderung nach Bildungs- und Berufsbildungsreform, so daß alle Jugendlichen eine qualifizierte Ausbildung erhalten (eine solche, die sie in jedem Fall auf zu erwartende Anforderungen durch Fortschreiten der Technologie ausbildungsmäßig vorbereitet, d. h. höher qualifiziert), sei zwar wünschenswert, aber unter den gegebenen Bedingungen unrealistisch. Angesichts kapitalistisch betriebener Produktion unterliege der Einsatz der Ware Arbeitskraft — weil Kostenfaktor — den Gesetzmäßigkeiten der Kapitalakkumulation, d. h. je niedriger das Qualifikationsniveau, desto billiger die Arbeitskraft.

„Da die Produktionskosten insoweit von der Qualifikationsstruktur der eingesetzten Arbeitskräfte abhängen, als hohe Qualifikationen ceteris paribus — hohe Personalkosten verursachen, schließt dies das Interesse ein, das Qualifikationsniveau durch entsprechende technische und arbeitsorganisatorische Maßnahmen möglichst niedrig zu halten.“⁸

Dieser Mechanismus sei die entscheidende Sperre dagegen, daß „überschüssige“ Qualifikationen vom Produktionsprozeß aufgesogen werden. (Konkrete Beispiele werden nicht gegeben.) Von daher wird auch die Tendenz zum verstärkten Einsatz von besserer Technik gesehen, dessen „Prinzip es ja gerade (ist), den Wert der produktiven Arbeitskraft zu reduzieren.“⁹ Technischer Wandel soll sich

⁴ Todtenberg, Oswald; Arbeitslosigkeit und Berufsnot der Jugend; in: Demokratische Erziehung 3/75, S. 25.

⁵ Jugendliche unter 18 Jahren ohne Auszubildendenverhältnis.

⁶ Braun, Frank: Bildungsmaßnahmen „gegen“ Jugendarbeitslosigkeit; in: Braun/Weidacher; Materialien zur Jugendarbeitslosigkeit und Berufsnot Jugendlicher, DJI-Verlag, Deutsches Jugendinstitut, München 1976, im Druck.

⁷ Stellvertretend seien hier erwähnt: Baethge, Martin u. a.; Produktion und Qualifikation — eine Vorstudie zur Untersuchung von Planungsprozessen im System der beruflichen Bildung; Schriften zur Berufsbildungsforschung, Hannover 1975. Gerstenberger, Friedrich: Strukturelle Entwicklungstendenzen im Beschäftigungssystem der Bundesrepublik Deutschland ab 1960 unter besonderer Berücksichtigung von Tätigkeits- und Anforderungsprofilen; Hrsg. Deutscher Bildungsrat, Gutachten und Studien der Bildungskommission, Entwicklungstendenzen im Beschäftigungssystem Nr. 57, Stuttgart 1976. Ofte, Claus; Berufsbildungsreform. Eine Fallstudie zur Reformpolitik, 1976.

⁸ Baethge, a. a. O. S. 16.

⁹ Baethge, Martin; Abschied von Reformillusionen. Einige politisch-ökonomische Aspekte zum Ende der Bildungsreform in der BRD; in: b:e, 11/75, S. 22.

¹ Kühlewind, Gerhard u. a.; Zur drohenden Ausbildungskrise im nächsten Jahrzehnt. Hrsg. Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung (IAB), unveröffentlichtes Manuskript, Nürnberg 1975, 13 S. und Tabellen.

² Kühlewind, a. a. O., S. 10.

³ Arbeitsgemeinschaft für Jugendhilfe (AGJ) und Deutscher Bundesjugendring (DBJR), Rundbrief vom 6. 4. 1976 (53/76).

demzufolge — betrachtet man ihn aus der Perspektive der Qualifikationsentwicklung „über eine immer wieder modifizierte Anpassung der Technik an das vorhandene Qualifikationspotential“¹⁰ vollziehen. Auch gehe in die Planung von Produktionstechnik als Kalkül bereits die Vermeidung höherer Qualifikationsanforderungen ein.

Neben den ökonomischen Gesichtspunkten, höhere Qualifikationsanforderungen zu vermeiden und durch Technik zu ersetzen, spielen auch politische eine Rolle. Denn je höher die Qualifikationen sind, desto schwieriger lassen sich diese bloß auf Erfordernisse des Produktionsprozesses beschränken; sie könnten auch zu grundlegenden Einsichten in die gesellschaftlichen Verhältnisse führen.

Natürlich stellen die Autoren auch ausdrücklich fest, daß die Produktion mit hochentwickelten Anlagen und Apparaturen von hochqualifizierten Kadern bedient werden muß. Diese jedoch blieben beschränkt auf eine kleine Teilgruppe der Arbeiterklasse, d. h. die Mehrheit der Arbeiter in der Produktion sehe sich einem Dequalifizierungsprozeß ausgesetzt.

Durch die Entwicklung der Produktivkräfte selbst, die nicht geradlinig und unter kapitalistischen Bedingungen außerordentlich widersprüchlich verläuft, erscheint es so, als könne die Realität Thesen dieser Art bestätigen. Das Interesse der Kapalseite, ständig den variablen Teil des Kapitals, also die Lohnkosten, zu senken, erzwingt tatsächlich — betrachtet man nur diese Seite des Prozesses — ein möglichst niedriges Qualifikationsniveau der Arbeitskräfte.

Die empirische Grundlage für obige und ähnliche Thesen hinsichtlich der Qualifikationsentwicklung bietet im wesentlichen immer noch eine in den Jahren 1963 bis 1968 vom Soziologischen Seminar der Universität Göttingen durchgeführte Forschungsarbeit.¹¹

Wichtig für den Zusammenhang unserer Erörterungen sind drei Tatbestände, die an den zum Untersuchungszeitraum fortgeschrittensten Produktionsverfahren beobachtet wurden:

— Einmal wird eine Polarisierung der Belegschaften¹² in wenige hochqualifizierte und mehrheitlich minder qualifizierte Produktionsarbeiter festgestellt. Dieser allgemeine Prozeß tritt gerade an den modernen, technisch fortgeschrittenen Arbeitsplätzen zutage.

— Die Qualifikationsreserven der Industriearbeiter reichen normalerweise aus, um auch in den Fällen, in denen technische Neuerungen mehr Wissen und Können verlangen, den Anforderungen zu genügen.¹³ Selbst auf den fortgeschrittensten Stufen der Mechanisierung und Automation sollen keine umfangreichen theoretischen Vorkenntnisse und deshalb auch keine entsprechende Ausbildung benötigt werden.

— Schließlich verändern sich die Anforderungen auch und gerade bei weiterentwickelten Produktionsverfahren dergestalt, daß sogenannte prozeßunabhän-

¹⁰ Baethge, Produktion und Qualifikation, S. 66.

¹¹ Kern, Horst/Schumann, Michael; Industriearbeit und Arbeiterbewußtsein; Frankfurt a. M. 1970. Daß dies immer noch die von den Sozialwissenschaftlern am meisten gelesene und diskutierte Studie ist, zeigt, wie selten gerade Probleme der Industriearbeit Gegenstand sozialwissenschaftlicher Forschung sind.

¹² Kern/Schumann, S. 163.

¹³ Kern/Schumann, S. 280.

gige Fähigkeiten auch „technische Qualifikationen“ genannt¹⁴ erheblich an Bedeutung gewinnen.

Das Charakteristikum dieser sogenannten prozeßunabhängigen Fähigkeiten wird darin gesehen, daß sie vielfältig eingesetzt werden können. Die Arbeitskraft ist mobiler, Umstellungen sind leichter zu bewältigen. Darüber hinaus zeigten angeblich die „spezifischen Jedermann-Berufe“¹⁵ eine Tendenz zur Dequalifizierung, weil ihre Zunahme auf Kosten der traditionellen Facharbeiterberufe erfolgte.

Es scheint sich also nach den vorliegenden Untersuchungen eine Tendenz abzuzeichnen, daß größere Flexibilität und Einsatzbreite, weniger aber spezielle Fähigkeiten und Kenntnisse erforderlich werden.

III.

Der Meinungsstreit um die Einschätzung konkreter Erscheinungen der kapitalistischen Form des Einsatzes von Arbeitskräften und insbesondere möglicher Entwicklungsperspektiven der Qualifikationsstruktur der Arbeiterklasse ist notwendig, weil er die Grundlage für politische Handlungsstrategien darstellt und damit zu praktischen Konsequenzen führen kann. Wäre dem nicht so, könnten wir die „Entscheidung“ über manche Fragen ruhig der Geschichte „überlassen“. Daß natürlich die „andere Seite“ handelt, wenn auch — aus der historischen Perspektive betrachtet — blind, darf nicht übersehen werden.

Im Grunde verabsolutiert man nur die Strategie des Kapitals, wenn man die Forderung nach besserer, sprich: höherer Qualifizierung als illusionär verwirft. Die „uneingeschränkte Allmacht des Kapitals“¹⁶ gerade zum gegenwärtigen Zeitpunkt zu verkünden, da die Schranken des kapitalistischen Gesellschaftssystems für viele Jugendliche unmittelbar spürbar werden, mag zur Rechtfertigung der eigenen Resignation dienen, ist aber für den Kampf der Arbeiterjugend um bessere Berufsausbildung schädlich, weil desorientierend.

Meines Erachtens wäre Kritik im wesentlichen an drei Punkten anzubringen:

1. Eine Position, die davon ausgeht, daß menschliche Arbeitskraft geradlinig mit dem Fortgang der technologischen Entwicklung durch Technik (z. B. Automation) ersetzbar wird, so daß nur noch gänzlich unbedeutende Handgriffe übrig bleiben, ist technizistisch. Sie verkennet die Rolle und Bedeutung der Produktivkraft Mensch bei weit fortgeschrittenen Produktionsverfahren auch unter kapitalistischen Bedingungen. So läßt sich beispielsweise bei automatischen Verfahren feststellen, daß der Mensch zwar aus der unmittelbaren Produktionstätigkeit verdrängt wird, keineswegs aber aus der materiellen Produktion überhaupt. Und unbestritten dürfte auch sein, daß den verbleibenden, vom Menschen auszuführenden Tätigkeiten wie steuern und regeln, aber auch warten und instandhalten, d. h. dem Beherrschen ganzer automatisierter Produktionsabschnitte sehr

¹⁴ ebenda, S. 68.

Prozeßgebundene Qualifikationen werden an einem bestimmten Produktionsverfahren erlernt und trainiert; sind auch auf neue Arbeitsbereiche übertragbar. Zu den prozeßunabhängigen Fähigkeiten gehören insbesondere: Flexibilität, technische Intelligenz, technische Sensibilität und Verantwortung.

¹⁵ Gerstenberger, Friedrich, a. a. O., S. 25.

¹⁶ Ohm, Christoph u. a.; Ist die Bildungsreform zu Ende? Die Verbreitung von Resignation in der Bildungsreform durch Martin Baethge; in: Demokratische Erziehung, 6/76, S. 28 ff.

viel mehr Bedeutung für den gesamten Produktionsprozeß zukommt als den ehemals bloßen Bedienungsfunktionen an Maschinen oder Fließbändern.

2. Eine Position, die das Streben nach Profit als die Schranke für eine Entwicklung in Richtung Höherqualifikation ansieht, ist ökonomistisch, weil sie die Widersprüche der kapitalistischen Produktionsverhältnisse außer acht läßt. Denn einerseits muß das Kapital Reformen der allgemeinen und beruflichen Bildung fordern, weil es Arbeitskräfte benötigt, die den Anforderungen moderner technologischer Produktionsanlagen gewachsen sind, andererseits kämpft es zugleich gegen Reformen, weil immer auch die Gefahr besteht, daß eine besser ausgebildete Arbeiterschaft ihre ungehinderte Ausbeutung erschweren und sogar in Frage stellen kann.

„Gerade weil die vom automatischen Produktionsprozeß geforderten höheren technischen und ökonomischen Kenntnisse und Fähigkeiten und kooperativen Verhaltensweisen tendenziell die Erkenntnis der gesellschaftlichen Zusammenhänge ermöglichen, versucht das Kapital seinen ideologischen Einfluß zu verstärken und in entsprechenden Bildungs- und Ausbildungsstrukturen zu sichern.“¹⁷

3. Und schließlich bleibt eine Position perspektivlos, bezieht sie nicht den politischen Kampf der Arbeiterklasse und der demokratischen Volkskräfte auch um Reform von Bildung und Ausbildung mit ein. Demokratische bildungspolitische Forderungen haben immer auch einen moralischen Aspekt, der sich aus dem Anspruch auf Verbesserung der gegenwärtigen, insbesondere auch der zukünftigen allgemeinen Existenzbedingungen der Arbeiterklasse ableitet und dessen Maßstab die Entwicklung der Produktivkräfte ist. Dieser moralische Aspekt muß und wird sich gegen das Kapitalinteresse durchsetzen.

Wenn auch das derzeitige politische Kräfteverhältnis in der BRD so ist, daß die im Bundestag vertretenen Parteien ungescholten das „Ende der Reformära“ in Sachen Bildungspolitik verkünden konnten, so ist auf der anderen Seite der erkämpfte Baden-Württembergische Lohn-Rahmen-Tarifvertrag von 1973 — bei wie bescheidenem Ergebnis auch immer — ein bedeutungsvoller Fortschritt in der Geschichte der Tarifkämpfe. Denn erstmalig wurden auch tarifvertraglich festgelegte Auflagen zur Arbeitsplatzgestaltung vereinbart, die keineswegs der üblichen „Kostenstrategie“ der Unternehmer entsprechen:

„In einer Erklärung der Unternehmer der Metallindustrie Baden-Württembergs heißt es u. a.: „Der Lohn-Rahmen-Tarif bringe neben erheblichen Kostenbelastungen vor allem eine Erschwerung der Wettbewerbssituation...“¹⁸

Kernstück dieses LR II, neben einer günstigeren Pausenregelung, ist der Versuch, die Monotonie der Arbeit durch „Aufgabenbereicherung“ und „Aufgabenerweiterung“ zu durchbrechen. Sicherlich besteht die Gefahr, daß de facto dabei reine Rationalisierungsmaßnahmen herauskommen, nach der Methode: ein Arbeiter übernimmt mehrere Aufgaben, die vorher von verschiedenen ausgeführt wurden, und das wird „Aufgabenerweiterung“ genannt. Eine solche Anwendung des Rahmenvertrags muß vor Ort durch Betriebsräte und betroffene Arbeiter selbst konsequent verhindert werden. Sinnvoll wäre es, gemäß der Absicht der IG Metall beim Abschluß des Tarifvertrages, die auf die Spitze getriebene Zer-

¹⁷ Ohm a. a. O., S. 38.

Diese Strategie schlägt sich in aller Schärfe gegenwärtig in den Berufsverboten gegen fortschrittliche Lehrer nieder.

¹⁸ Unsere Zeit (UZ) vom 17. 1. 1976.

stückelung der Arbeitsaufgaben — häufig noch in Fließbändern über sehr kurze Taktabstände organisiert — zu größeren Einheiten zusammenzufügen. Dabei könnte man durchaus so verfahren, daß die zu einer Aufgabe zusammengeführten Teiloperationen verschiedene Fähigkeiten und Fertigkeiten unterschiedlichen Niveaus von einem Arbeiter erfordern. Auch auf diese Weise ließe sich der ständige Dequalifizierungsprozeß, in dem die Arbeit auf kleinste Operationen reduziert wird, aufhalten.¹⁹

Bei Olivetti in Italien (wir beschränken uns auf dieses Beispiel, weil es für unsere Erörterungen herausragend ist) erreichten die Arbeiter und ihre Gewerkschaften durch Kampfmaßnahmen, daß ein elektronischer Tischrechner eines bestimmten Typs statt wie vorher nach dem Taylorschen System der extremen Arbeitszerlegung im Fließbandverfahren jetzt in Montageinseln hergestellt wird. Die „Inselbelegschaft“ erledigt neben der Montage die Materialbeschaffung, die Kontrolle des Produkts und die Reparaturen der Anlagen. Diese Umstellung von Bandarbeit auf Montageinseln ist de facto eine Anhebung der Qualifikation der Betroffenen, weil die verschiedenen Arbeiten rotieren, also alle Arbeiter alles in dieser Arbeitseinheit Anfallende können müssen.

In den Auseinandersetzungen um diese Umstellung präsentierten die Gewerkschaften dem Konzern einen Forderungskatalog, der „auf der einen Seite ... eine radikale Beschneidung der Lohngruppenskala durch Beseitigung der untersten Lohngruppen verlangt; auf der anderen Seite wurde gefordert, daß der höheren LohnEinstufung auch eine reale berufliche Verbesserung in Form qualifizierter Arbeit“ entsprechen sollte.“²⁰

Erwähnt werden soll auch, daß der Konzern Olivetti vorher ökonomische „Schwierigkeiten“ hatte, sowohl hinsichtlich des Absatzmarktes (Konkurrenz aus USA) als auch hinsichtlich der Rentabilität (hohe Ausschußproduktion und hohe Fluktuation); die Konzernseite war also „offen“ für Verbesserungen. Entscheidend aber scheint mir, daß die Arbeiter und ihre Gewerkschaften durch ihren Kampf die Richtung der Umstellungen wesentlich mitbestimmen konnten, auch wenn jetzt für den Konzern über die Organisation von Inselmontage die Möglichkeit von Kleinserien und die Reduktion von Ausschußproduktion und Fluktuation gegeben ist.²¹

IV.

Wenden wir uns noch einmal dem Produktionsbereich oder Beschäftigungssystem insgesamt zu, so lassen sich dort Entwicklungen aufzeigen, aus denen Forderungen nach Höherqualifizierung objektiv begründet werden können. Im Bereich der industriellen Produktion wurden in den letzten zehn bis fünfzehn Jahren im wesentlichen zwei Tendenzen deutlich:

¹⁹ Vgl. Hund, Johanna, „Humanisierung der Arbeit“ — Humanisierung der Ausbeutung? in: Sozialistische Politik (SOP), 33/75, S. 63 ff.

²⁰ Kern, Horst u. a.: Neue Formen betrieblicher Arbeitsgestaltung; Forschungsberichte des Soziologischen Forschungsinstituts Göttingen, 1975, S. 52.

²¹ M. E. lassen sich Unterschiede in der „Reichweite“ der Umstellungen zwischen obigem Beispiel (und anderen in Italien) und Volvo sowie anderen skandinavischen Modellen feststellen. In Skandinavien werden die Umstellungsverfahren in der Regel nach Entwürfen von Forschungsgruppen durchgeführt, die gemeinschaftlich von Unternehmern und Gewerkschaften beauftragt wurden.

— einmal verändert sich die Produktionstechnik selbst, d. h. immer größere Bereiche werden voll- bzw. teilautomatisiert;²²

— zum anderen werden neue Formen der Organisation von Arbeit eingeführt, d. h. statt extremer Zerlegung einzelner Arbeitsaufgaben werden mehrere Operationen, aber auch Arbeitsaufgaben und sogar verschiedene Arbeitsabläufe zu einem Arbeitskomplex zusammengefaßt.

Von der Arbeit her betrachtet, bedeutet der Prozeß der Automation, daß einfache, habitualisierbare Handgriffe, die innerhalb kürzester Einarbeitungszeiten erlernbar sind, in zunehmendem Maße von der technischen Apparatur übernommen werden. Der Mensch selbst tritt „neben“ den Produktionsprozeß, anstatt unmittelbar in ihn eingebunden zu sein. Er steuert den jeweiligen Ablauf, übernimmt die Kontrolle und Instandhaltung, muß den Gesamtprozeß „beherrschen“.

Auch bei der Zusammenfügung von Teilaufgaben zu größeren Arbeitseinheiten soll gerade die Beschränkung auf ein und denselben immer wiederkehrenden stupiden Handgriff zugunsten einer Ausweitung auf mehrere, verschiedene Fertigkeiten erfordernde Aufgaben überwunden werden.

Insgesamt geht also mit der Entwicklung der Produktivkräfte eine Tendenz zu komplexeren Arbeitstätigkeiten einher. (Dies dürfte auch für die unterschiedlichsten Tätigkeiten im Dienstleistungsbereich, den wir hier außer acht lassen mußten, zutreffen.)

M. E. wäre die notwendige Konsequenz einer derartigen Entwicklung, daß sowohl die allgemeine als auch die berufliche Bildung — gemessen am derzeitigen Niveau — verbessert werden muß. Neben quasi handwerklichen Fertigkeiten, die künftig auch breiter gefächerten Anforderungen genügen müssen, werden theoretische Kenntnisse erforderlich, beispielsweise über Materialbeschaffenheit, Prozeßabläufe (Meß-, Steuer-, Regeltechnik), sowie soziale Verhaltensweisen, die auch erlernt werden müssen: etwa die Fähigkeit, Probleme selbst zu lösen, größere Kooperationszusammenhänge einzugehen, etc.

Erst auf einer breiten Grundlage praktischen und theoretischen Grundwissens scheint eine sinnvolle Spezialisierung und Flexibilität, die den raschen Umstellungen gewachsen ist, möglich. Es liegt auf der Hand, daß das Kernstück einer Bildungsreform die Integration von beruflicher und Allgemeinbildung zu sein hätte.

Natürlich — das soll keinesfalls übersehen werden — verläuft die Entwicklung der Produktionskräfte bei uns nicht nach den Gesetzmäßigkeiten gesamtgesellschaftlicher Planung auf der Basis eines gesellschaftlichen Allgemeininteresses, sondern nach den Gesetzen des Profits. So kommt es, daß der technologische und arbeitsorganisatorische Fortschritt (damit selbstverständlich auch die Anforderungen an Qualifikation) unterschiedlich, räumlich wie zeitlich ungleich entwickelt ist. Manchmal werden auch bestimmte Tätigkeiten aus der Automatisierung ausgeklammert, und die betroffenen Arbeiter bleiben an schwere, extrem belastende „Lückenbüßer-Tätigkeiten“ gekettet, die nicht aus technologischen sondern aus Profitgesichtspunkten erhalten werden. Die gleichen Profitgesichts-

²² Vgl. Autorenkollektiv; Automation in der BRD; in: Das Argument, Sonderheft 7/1975, S. 52 ff.

punkte sind auch der Grund dafür, daß der technische Fortschritt — bis auf einen kleinen Teil hochqualifizierter Kader — auf dem Rücken der Arbeiter bewältigt und heute noch zum größten Teil mit den sogenannten Qualifikationsreserven bestritten wird.²³

Wer über diese „Reserven“ nicht verfügt, wird freigesetzt — wie eben insbesondere Jugendliche.²⁴

Gelingt es nicht, eine demokratische Bildungsreform zu erkämpfen, so sind weiterhin Millionen allein schon deshalb „von permanenter Arbeitslosigkeit bedroht, weil ihnen die für den wissenschaftlich-technischen Fortschritt erforderlichen Kenntnisse fehlen — ihr altes Fachwissen . . . wertlos geworden“²⁵ ist.

²³ Vgl. Kern/Schumann, Industriearbeit und Arbeiterbewußtsein, Frankfurt/Main 1970, Teil I, S. 280.

²⁴ „In einer . . . Studie wird etwa ‚berechnet‘, daß durch ‚wachsende Arbeitsproduktivität . . . seit 1960 drei Millionen Arbeitskräfte freigesetzt‘ werden.“ Automation in der BRD, a. a. O., S. 46.

²⁵ Haug, Frigga: Zum Streit um die Bildungsökonomie; in: Das Argument, 88/1975, S. 897.

Literatur im Gespräch

An der Gesprächsrunde des kürbiskern vom 23. 6. 1976 nahmen teil: die Korrespondentin Rosi Kraft und der Maschinenschlosser Rudi Kugler, beide mit Funktion in der SDAJ; Harald Frey, Fotograf und DGB-Jugendfunktionär; der Buchhändler Sol de Sully und der Verlagskaufmann Otto Schmidl; die kürbiskern-Redakteure Klaus Konjetzky und Roman Ritter.

Klaus Konjetzky: Das ist jetzt das dritte kürbiskern-Gespräch, in dem wir mit Autoren, Kritikern, Lesern über Bücher und deren Aufnahme bei Rezensenten und Publikum diskutieren. Wir haben uns in der Redaktion über viele Lesermeinungen gefreut, die darin mit uns einig gehen, daß eine solche möglichst lebendige Diskussion über Erfahrungen mit Literatur, über die eigene Lektüre und über Probleme der Literaturkritik, -vermittlung und -theorie die Chance hat, das Bücherlesen mit aktuellen politischen, gesellschaftlichen und kulturellen Fragen zu verbinden. Damit kann deutlich werden, daß die Auseinandersetzung um kulturelle Belange nicht zu trennen ist von den Fragen, mit denen wir täglich in den verschiedenen gesellschaftlichen Bereichen konfrontiert sind.

In dieser Runde wollen wir uns vor allem mit der Situation von Jugendlichen auseinandersetzen, besonders solchen, die von Arbeitslosigkeit, Lehrstellenmangel, Beschränkungen in der Berufsausbildung usw. bedroht oder betroffen sind. Welche Konsequenzen hat diese Situation für die Literatur, für Leser und Autoren? Beginnen wir mit der Vorstellung, wir wüßten über Arbeitslosigkeit nur aus den Massenmedien Bescheid: da hat man immer wieder lesen und hören können, daß es einem Arbeiter in der Bundesrepublik eigentlich kaum besser gehen kann, als in der Zeit, wo er arbeitslos ist. Ich erinnere mich an Bilder im Fernsehen: der urlaubmachende Arbeitslose am Mittelmeerstrand, beim high life, und natürlich fehlt nicht der Hinweis, daß es unseren Arbeitslosen jedenfalls besser gehe, als den Arbeitenden etwa in der DDR. Nach dieser Logik müßte man mit einiger Wahrscheinlichkeit auch annehmen, die Zeit der Arbeitslosigkeit ist eine Hochzeit für Literatur, jetzt müssen die Leute nicht mehr in den Betrieb gehen, sind materiell abgesichert und können endlich mal in Ruhe die Bücher lesen, die sie sich schon lange vorgenommen haben.

Roman Ritter: In einem Text von Franz Josef Degenhardt mit dem Titel „Arbeitslosigkeit“ – wir drucken ihn in diesem Heft – geht es ja in die Richtung: das Hasten und der Leistungsdruck am Fließband sind vorbei und damit auch, was die Linken immer beklagt haben; jetzt haben die Leute wieder Zeit zu einem guten Buch, Konzert, Theater, Bildung. Ist das nur blanke Ironie oder ist da was dran?

Harald Frey: Erfahrungsgemäß lesen diejenigen Jugendlichen am meisten, die im Betrieb mit ihrer Jugendvertretung, mit ihrer Gewerkschaftsgruppe in Berührung gekommen sind. Die noch nie in einem Betrieb angefangen haben, sondern direkt von der Schule weg arbeitslos werden, haben mit Sicherheit diese Begegnungen nicht und von daher auch nicht die Chance, auf bestimmte Literatur hingewiesen zu werden. Deshalb ist auch nicht zu erwarten, daß der mehr liest, als einer, der nicht arbeitslos ist.

Rosi Kraft: Ich weiß nicht, ob der Jugendliche, der jetzt arbeitslos ist, unbedingt weniger liest, als einer, der in Arbeit steht. Aber was liest er denn? Kitschromane oder

Groschenhefte oder was? Oder liest er jetzt doch Sachen, die was zu tun haben mit seiner Situation, über die Lage, in der er sich hier in der Bundesrepublik befindet, im Arbeitsprozeß, in der Freizeit, heute als Arbeitsloser, morgen in der Bundeswehr, wo es überall Probleme für ihn gibt, oder liest er solche unmögliche science fiction, die mit irgendwelcher Zukunftserwartung für ihn überhaupt nichts zu tun hat?

Zu dem Degenhardt-Lied, das Roman angesprochen hat: natürlich ist es Ironie. Aus Diskussionen mit jungen Arbeitslosen bin ich ziemlich sicher: die ersten paar Wochen finden sie eigentlich ganz toll; da sagen sie, ja, wir können mal ausruhen und so. Aber nach ein oder zwei Monaten spätestens wird ihnen das dann langweilig, weil sie einfach nicht wissen, für was bin ich eigentlich überhaupt noch da. Ich will jetzt gern arbeiten. Das sieht man ja vor jedem Arbeitsamt, wie viele Jugendliche hingehen und sich um Arbeit bemühen. Bei älteren Arbeitslosen ist das alles noch viel härter; ein Jahr lang bekommen sie ja 80 % des Bruttolohnes, dann Arbeitslosenhilfe, was nur noch um die 50 % ausmacht. Dann geht das schon an den Lebensstandard und die Lebensexistenz überhaupt.

Otto Schmidl: Wenn allgemein gesagt wird, die Jugend liest nicht, dann stimmt das so nicht. Wieso waren denn über 50 % aller Teilnehmer an unserer Buchwoche '76 im Mai dieses Jahres Schüler, Lehrlinge, Studenten, junge Arbeiter – also Jugendliche? Und von den 85000 Teilnehmern am Festival der Jugend hat im Durchschnitt jeder eine Mark für Bücher und Schallplatten dagelassen, und es wären noch mehr gewesen, wenn die Stände nicht oft von Hunderten blockiert gewesen wären. Ich meine, daß arbeitslose Jugendliche, und zwar auch ganz unpolitische, vielfach mehr lesen, als wenn einer in Arbeit ist, aber eben doch letzten Endes Groschenromane, Landserhefte und solches Zeug – er sucht ja etwas, das ihm eine andere, eine schöne, wilde Welt vorgaukelt.

Harald Frey: ... bis er dann aufhört, überhaupt zu lesen, weil es den Menschen gar nicht gibt, der keine Arbeit hat und dann für lange Zeit in Sissy- oder Perry-Rhodan-Romanen seine Befriedigung findet. Irgendwann werden sie ihn ankotzen, und er wird sie auf die Seite schmeißen und seinen Tag verbummeln, vergammeln, die Zeit tot machen, rumsitzen, rumstehen, schauen und wer weiß was für schrullige Sachen entwickeln. Ich würde so weit gehen, zu sagen, daß Arbeitslosigkeit, wenn sie nicht Anstoß wird zur Solidarisierung, zur Politisierung, in der Konsequenz wohl von jeder Literatur wegführt.

Klaus Konjetzky: Das halte ich für ganz wesentlich: Wenn einem Menschen die Existenzgrundlage in Form der Arbeit weggezogen wird, dann ist das nicht zu füllen mit Literatur. Literatur hat doch was mit dem Leben zu tun und mit Auseinandersetzungen um die eigene Lebenssituation, kann also sinnvoll nur wirken und eingebracht werden, wenn sie auf einen aktiven Zusammenhang des Menschen zu seiner Arbeit, zu seinen Kollegen, zu all dem, was halt sein Leben ausmacht, verweisen kann. So wäre es auch ganz falsch, ja es käme mir zynisch vor, würde man sich nun überlegen: wie nützen wir jetzt von der Angebotsseite, als Verlag, als Autor, die Situation der massenhaften Arbeitslosigkeit, verstanden als massenhafte Freizeit, für uns aus, um da sozusagen in eine Lücke hineinzukommen.

Roman Ritter: Die Kulturindustrie macht das ja – besonders auch mit Texten, die dem Käufer Erfolg versprechen, wenn er genügend Anpassung nach oben entwickelt und im übrigen genug Ellbogen. Und da würde ich gerne den Buchhändler fragen: Kom-

men überhaupt Jugendliche in die Buchhandlung? Und speziell: kann man irgendwie feststellen, ob junge Arbeitslose sich für bestimmte Bücher interessieren, sie kaufen? *Sol de Sully:* In Prozenten der Statistik gerechnet nur in Ausnahmefällen. Ich meine wie Otto, daß arbeitslose Jugendliche mehr zu Groschenromanen greifen, besonders in Leihbüchereien, wo so ein Hefttausch stattfindet. Man kann nicht davon sprechen, daß arbeitslose Jugendliche verstärkt den Trend zum Buch haben. Anders ist das bei solchen – und da beziehe ich mich auf das, was Harald vorher gesagt hat –, die in der Gewerkschaft organisiert oder wenigstens schon in Kontakt mit solch einer Organisation gewesen sind. Die finden auf jeden Fall schon eher ein Verhältnis zum Buch. Die Jungen, die aus der Volksschule kommen oder aus der Realschule, haben meist kein Verhältnis zu Büchern, das ist ihnen gründlich ausgetrieben worden. Jugendliche, die dann im Arbeitsleben stehen, Kontakt zur Gewerkschaft haben, die finden leichter einen Zugang, weil schon mal Anstöße da sind: man befaßt sich zum Beispiel in der Gewerkschaft mit den Grundsatzbeschlüssen, mit bestimmten Entschlüssen – das ist überhaupt schon mal ein Schritt zum Lesen, auch für die Zeitschrift der Gewerkschaft, für ein Jugendmagazin, wie „ran“ oder „elan“. Zum Buch ist dann nicht mehr so weit. So verstehe ich auch den Erfolg beim Dortmunder Festival der SDAJ und des MSB Spartakus und auch die guten Ergebnisse, die wir hier in München in unserem Bücherzelt beim Bayernstadel der DKP erzielt haben: mit etwa 7000 Besuchern und einem Pro-Kopf-Umsatz von durchschnittlich zwei Mark.

Klaus Konjetzky: Sicher habt ihr da auch die ökonomische Seite mit erlebt: ein Arbeitsloser verdient weniger, damit wird auch der Buchkauf problematisch, wenn man an die Preise denkt.

Sol de Sully: Ja, klar. Bei den Groschenheften gibt's den Wechsellust für 20 Pfennig, der kostet zwar viel Zeit, aber die haben sie ja. Wenn sie dagegen ein Buch kaufen sollten, das vielleicht zehn Mark kostet oder auch nur 6.80 in der Kleinen Arbeiterbibliothek – das ist für die meisten gar nicht drin. So waren auch im Buchzelt bei uns die billigen Sachen, oft sehr gute Bücher aus unserem Modernen Antiquariat, am meisten gefragt.

Roman Ritter: Wo taucht denn Jugendarbeitslosigkeit als Thema überhaupt schon in der Literatur auf? In dem Werkkreis-Band „Weg vom Fenster“ spielen die Probleme eine Rolle, besonders in dem Kapitel „Erst 15 und schon arbeitslos“. Das ist ein wichtiger Anfang. Gibt es sonst Bücher, belletristische und auch theoretische, die sich mit Jugendarbeitslosigkeit beschäftigen?

Harald Frey: Im Damnitz-Verlag ist ja schon vor einiger Zeit das Buch von Rudolf Braune erschienen: „Junge Leute in der Stadt“. Der Junge, der dort vor 45 Jahren arbeitslos ist, treibt sich eben auch am Bahnhof rum, oder bei seinen Taxifahrer-Kollegen, oder im Hausgang oder in der Wirtschaft oder sonstwo. Aber daß mal irgendwo steht, er liest jetzt ein Buch und erzählt davon seiner Freundin, das findet man nicht drin. Da ist recht gut geschildert, wie doch der Tag vergehen kann für einen Arbeitslosen, und wie jeder neue Tag verbunden ist mit neuen Problemen, die sich eskalieren.

Klaus Konjetzky: Schildert dieses Buch aus den 30er Jahren Deiner Meinung nach die Situation so, daß es für einen heute, hier Betroffenen eine Geschichte ist, in der er seine Probleme wiederfindet?

Harald Frey: Ob einer, der arbeitslos ist, überhaupt an das Buch rankommt? Aber es war in der UZ veröffentlicht, und das war sicherlich gut.

Ja, es ist so geschrieben, daß man es auch heute noch als spannend und unterhaltsam liest. Man nimmt Anteil und macht mit dem Buch die Erfahrung, daß einer eigentlich kritisch gegenüber der Gesellschaft erst wird, wenn er von jemandem angesprochen, mitgenommen wird und wenn er durch ein persönliches Erlebnis, in diesem Fall die Auseinandersetzung mit der Staatsgewalt, dann eben zur Sache kommt.

Otto Schmidl: Ein aktueller Text ist in der rotfuchs-Reihe erschienen: „Was soll man machen?“. Da erzählen Schüler, Lehrlinge, Gesellen von ihren Schwierigkeiten und ihren Sorgen und auch schon von solchen Erfahrungen, daß Schweigen nicht Geld bringt, weil sich von selbst die Lage für keinen Lehrling zu seinen Gunsten verändert.

Rosi Kraft: Zu den Groschenheften fällt mir ein: die müssen auch nicht immer schlecht sein, es gibt auch welche von der SDAJ, von der Freizeit-Situation der Jugend bis zu Geschichten aus dem Leben Ernst Thälmanns. Ich weiß, das haben die Buchhändler nicht so gern, weil an den billigen Ausgaben kaum was zu verdienen ist. Aber ist das der einzige Grund? Wo gibt es denn bei uns in den Buchhandlungen, abgesehen mal von Libresso in München und den collectiv-Buchhandlungen in den anderen Städten, ein wirkliches Anbieten von Literatur, die jugendliche Arbeitslose betrifft? Und zwar in dem Sinn: nicht nur Beschreibung der Situation, sondern auch: wie komm ich denn aus dieser Situation heraus? Und da gibt es einige Bücher, zum Beispiel „Wir sind 16 und wollen nicht stempeln“ oder „Miese Bildung – mieses System“, beide erschienen im Weltkreis-Verlag. Da wird klar, daß ein Arbeitsloser für seine Rechte selbst mit eintreten muß, und genauso der Schüler, der Lehrling, der junge Arbeiter. Wenn ein Arbeitsloser dagegen in einer Serie im *Münchner Merkur* jugendliche Arbeitslose als Playboys dargestellt findet, dann vergeht ihm und mir auch die Lust am Lesen. Ich weiß schon, das hilft mir im Endeffekt nicht weiter. Und ich finde es deshalb sehr wichtig, daß man jetzt mit einfachen Büchertischen oder bei Buchfeten, also durch Angebote auch außerhalb der Buchhandlungen, doch ein Ansteigen im Literaturverkauf an Jugendliche, dabei auch an Arbeitslose feststellen kann.

Ein Problem bleibt natürlich die finanzielle Seite. Wenn ich für das schmale Buch von Ludwig Fels „Die Sünden der Armut“ fast 13 Mark hinlegen muß – wer kann und will das schon zahlen? Ich habe angefangen, das Buch zu lesen, und bin etwa bei der Hälfte. Wird hier die Situation der Arbeiterjugend beschrieben? Vielleicht eines Teils, eines ganz geringen Teils der Arbeiterjugend, die unter diesen besonderen Verhältnissen aufwächst. Aber auch ihr wird meines Erachtens keine Alternative gezeigt, wie dagegen anzukämpfen ist. Ludwig Fels scheint Sachen, die er in seiner Kindheit nicht verarbeitet hat, jetzt mit dem Niederschreiben erst verarbeiten zu wollen.

Klaus Konjetzky: Das ist aber doch ein authentischer Bericht, er ist nicht aus der Luft gegriffen.

Rosi Kraft: Authentisch und nicht aus der Luft gegriffen, mag sein. Aber betrifft er die Fragen, die ein Großteil der Arbeiterjugend heute hat? Die Sorge, komme ich in die zweite Stufe bei Stufenausbildung; wenn ich jetzt meinen Hauptschulabschluß habe, kriege ich dann überhaupt eine Lehrstelle? Wir haben über 300 000 arbeitslose Jugendliche unter 25 bei uns in der Bundesrepublik. Wie wollen die was ändern, wenn man ihnen keinen Weg zeigt?

Sol de Sully: Ich habe mich mit Rosi vorher schon kurz über das Buch unterhalten. Ich persönlich finde es sehr gut, vielleicht weil ich aus dem Milieu komme. Aber es ist

richtig, daß es wirklich nur den kleinen Teil der Jugendlichen betrifft, die aus solchen Gegenden kommen, und ich glaube, daß die auch etwas damit anfangen können.

Klaus Konjetzky: Man darf natürlich einem erzählerischen Werk nicht einen praktischen Ratgeber abverlangen: wie verhalte ich mich in diesem Fall, wie komme ich aus dieser Situation heraus? Da sollte man schon trennen zwischen Sachbüchern, die politische und praktische Orientierungshilfen geben, die dem Betroffenen zeigen, was kann ich tun, wo kann ich Hilfe erfahren usw. – und erzählerischen Werken, die so etwas in der Weise nicht bringen müssen und können. Ich stelle mir aber vor, daß Ludwig Fels mit diesem zwar sicherlich nicht statistisch-repräsentativen Bericht doch eine Diskussion in Gang bringen und eine Herausforderung für die Betroffenen sein könnte, sich über so ein Buch mit der Geschichte auseinanderzusetzen und mit der eigenen Situation.

Rosi Kraft: Natürlich gebe ich Dir darin recht – das ist ein Unterschied, ob ich erzählerisch das mache, von meiner eigenen Person her, oder ob ich das als Buch verfasse, wo ich dokumentarische Fakten und Daten, politische Theorie und Praxis vermittele. Ich glaube aber, um der Arbeiterjugend oder jungen Arbeitslosen Hilfe zu geben, muß ich doch zeigen: wie kann man denn dagegen an? Das Wie ist ja vielfältig. Ich bin selbst in einem Arbeiterviertel aufgewachsen, meine Eltern sind Arbeiter, ich kenne auch die Situation. In unserer Organisation sind viele Arbeiterjugendliche, Lehrlinge, auch Arbeitslose. Aber da spielt doch zum Beispiel diese Frage mit den Huren und dem Geschlechtsverkehr keinesfalls diese ständige und übertriebene Rolle – bei ihm kannst Du auf jeder Seite mindestens einen Satz dazu lesen, manche recht abstoßend. Selbst die so aufgewachsen sind, sehen da nur ihren eigenen Aufwuchsbereich wieder, aber man lernt nichts davon.

Otto Schmidl: Sicher stimmt es, Klaus, daß man von einem erzählerischen Werk keinen praktischen Leitfaden verlangen kann. Aber gerade, wenn man so viele Jugendliche sieht, die bisher keine Beziehung zur schönen Literatur oder auch zum politischen Buch haben – liegt da nicht doch eine Aufgabe auch für Schriftsteller? Ich könnte mir das reizvoll vorstellen für einen Autor, daß er versucht, hier wirklich den Jungen zu helfen, mit einem Roman, in Erzählungen menschliche Sensibilität und Aktivität anzuregen, auch bis hin zu politischem Engagement.

Roman Ritter: Da sehe ich jetzt aber Widersprüche: Auf der einen Seite die vielen jungen Arbeiter oder Arbeitslosen, die noch kaum lesen, und am allerwenigsten, was man anspruchsvolle Literatur nennt. Auf der anderen Seite kommt jetzt so ein Bild von Literatur, wo alle Probleme auftauchen und auch Ratschläge gegeben werden, wo Weltzusammenhänge erklärt werden sollen und wenn man's gelesen hat, ist womöglich auch schon das politische Bewußtsein fertig.

Rudi Kugler: Das Problem Jugendarbeitslosigkeit wird in nächster Zeit noch viel gravierender werden, und es wird so oder so ins Bewußtsein auch der arbeitenden Jugendlichen eintreten. Das kann sie getäuscht durch falsche Versprechen und Hoffnungen auf die ‚starke Hand‘ nach rechts führen, wie gehabt. Das kann auch mit Illusionen überdeckt werden, so: das pendelt sich schon wieder ein. Aber das Problem ist langfristig, und es geht tief. Kann die Literatur helfen, das ins Bewußtsein zu bringen, und zwar so, daß die Jungen ihre Situation besser erkennen und wirksamer verändern? Bei dem vielfältigen Literaturangebot, das alles bringt, bloß nicht die Situation der Jugend und schon gar nicht ihr Interesse, sehe ich für uns um so dringender die

Schlußfolgerung, daß unsere ganze Arbeit mit dem Buch da noch eine große Aufgabe hat – die fortschrittlichen Schriftsteller und auch die fortschrittlichen Verlage, vom Inhalt und der Form her, über den Preis bis hin zur Aufmachung, die junge Menschen ansprechen soll. Dazu gehört auch, zu überlegen, was für einen Bildungsgrad der Arbeiterjugend in diesem System gegeben wird oder vorenthalten. Das erfordert noch viel mehr Mühe, eine entsprechende attraktive Form zu finden, wie man den Inhalt vermitteln kann, jeder fortschrittliche Schriftsteller auf seinem eigenen Weg, natürlich mit seinem eigenen Stil, und doch in dem gemeinsamen Bewußtsein, die Verantwortung für die Schriftsteller wächst in dem Maß, wie die Situation der Jugend sich zuspitzt.

Roman Ritter: Trotzdem, für mich bleibt da dieser Widerspruch....

Klaus Konjetzky: Mir scheint, wir manövrieren uns da in eine falsche Alternative rein. Die Frage, was Literatur überhaupt leisten kann, fortschrittliche Literatur, die dann auch geeignet sein könnte, arbeitenden Menschen in diesem Land kulturelles Vergnügen zu bereiten und Identifikationen zu ermöglichen, ist eine Sache. Andererseits stellt sich das Problem, wie die Literatur verbreitet, vertrieben, dargestellt wird in der Öffentlichkeit, über die Medien. Und damit haben wir es generell zu tun, unabhängig davon, ob wir uns nun an Arbeiter oder Arbeitslose, an Studenten oder Akademiker wenden wollen.

Rosi Kraft: Wir haben gesagt, wie die Situation ist, warum sie so unterschiedlich ist, und wir waren uns in unserer Runde doch einig, wohin wir denn nun wollen. ‚Die Jugend will ja überhaupt nicht lesen‘ – da bin ich anderer Meinung, und die Erfahrungen, auf die Otto und die anderen Kollegen schon hingewiesen haben, sprechen ja auch dagegen. Um den Kreis dieser jungen Leser zufrieden zu stellen und ihn mit ihrer Hilfe zu erweitern, gerade deshalb wollen wir doch Bücher, in denen der junge Leser seine Probleme wiederfindet und auch, wie er aus diesen Problemen herauskommt. Die Literatur ist ja nicht klassenneutral, sondern ganz hart klassenbezogen. Rudi hat vorher gefragt: wollen die Schriftsteller uns helfen, mit ihren Büchern an die Arbeiterjugend heranzukommen? Und was dürfen wir von den Verlagen erwarten, die wollen, daß man diese Probleme überhaupt behandelt? Mir scheint es wichtig, daß sich der Autor konkreter mit diesem Gegenstand befaßt, sich zum Beispiel auch kritisch auseinandersetzt mit dem, was bei uns so publiziert wird, etwa von der Bundesanstalt für Arbeit, wo man nachweisen kann, daß da manipuliert wird. Und vor allem: daß der Schriftsteller sich auch mehr mit der Arbeit der Jugendorganisation, mit der Jugendvertretung im Betrieb in Verbindung setzt, daß er seine Überlegungen und seine Entwürfe und dann seine Werke mit Arbeiterjugendlichen diskutiert und sich dort auch neue Erfahrungen holt. Es ist ja ganz klar: als Schriftsteller kann ich jetzt nicht aus heiterem Himmel heraus über Arbeiterjugend oder Arbeitslosigkeit schreiben, wenn ich nicht die menschliche Beziehung dazu habe, wenn ich nicht weiß, wie lebt und kämpft denn die Arbeiterjugend. Das ist doch auch eine ganz entscheidende Sache, daß die Verbindung zwischen Schriftsteller und Arbeiterjugend enger werden, wachsen muß. Und das eben auch um zu zeigen, wie kann es denn weitergehen. Und zwar anhand der Erfahrungen, die es ja doch auch schon gibt.

Sol de Sully: Ich würde Dir bis zu dem Punkt recht geben, daß es für die Schriftsteller notwendig ist, sich mit den Problemen wirklich zu befassen. Vom Medium der Literatur möchte ich zur Zeit sagen, daß das eigentlich noch kaum passiert ist oder zumin-

dest nur in wenigen Ergebnissen vorliegt. Warum ich mich ein bißchen dagegen wehre, von Belletristik so eine Art Lebenshilfe zu verlangen, ist, daß so etwas sehr schnell recht fad wird und gerade so niemandem hilft. Da kommt der Roman in eine ungute Konkurrenz zur Soziologie, zu den Sachbüchern, wie „Notstände der Jugend“. Dabei muß ich sagen, daß auch bei denen der Absatz durchaus noch nicht so ist, daß er der Situation entsprechen würde.

Ich bin mir nicht ganz klar geworden, was Rosi damit meint: Es soll was rauskommen. Was soll denn rauskommen für den Leser?

Rosi Kraft: Nimm das Buch „Auf der Suche nach Gatt“! Da wird an Zuständen, an denen ein Mensch kaputt zu gehen droht, Kritik geübt. Aber ich werde nicht damit sitzengelassen, ich erfahre von der Chance, die dieser Mensch hat, ich erlebe mit, wie es mit der Gesellschaft und mit ihm weitergeht. Das als Beispiel, was ich von guter Literatur, einem guten Schriftsteller erwarte.

Harald Frey: Das darf man und soll man von Literatur auch verlangen. Es ist eine arme Jugendgruppe, die keine solche Literaturempfehlung geben kann. Und sehr viele können das noch nicht. Zum Teil, weil sie für die Arbeit mit dem Buch keine genügende Erfahrung und Hilfe haben, aber auch, weil zu wenig Literatur von der Art der Braune oder Neutsch für sie zugänglich ist. Das kann man sagen. Auch die Büchergilde Gutenberg bringt davon leider zu wenig.

Wenn wir sehen, daß jugendliche Arbeitslose kein erhöhtes Lesebedürfnis entwickeln, und zugleich feststellen, daß es für sie massenhaft falsche Literatur gibt, dann ist das kein Widerspruch, sondern es sind zwei Seiten derselben Medaille. Wenn wir dagegen etwas tun wollen, müssen wir auch bedenken: trotz Jugendarbeitslosigkeit ist der wesentlich größere Prozentsatz junger Menschen in den Betrieben, und genau an sie muß sich auch Literatur richten, die gegen Jugendarbeitslosigkeit wirken will. Der Jugendliche im Betrieb soll doch durch das Lesen, durch das Gespräch über das Buch in der Gruppe seine unmittelbare Erfahrung erweitern. Er hat selber den Zustand der Arbeitslosigkeit noch nicht verspürt. Wenn er sich davon keine rechte Vorstellung machen kann, dann wird er bei den Kollegen ganz leichtfertig über Arbeitslosigkeit reden. Er kann den Schrecken, den sie doch für die Arbeiterschaft darstellt, nicht einschätzen und er wird daher auch in der Praxis politische Konsequenzen vermissen lassen. So wählen nach wie vor viele Betriebe, die Betriebsjugendvertreter wählen könnten, eben keine – aus Opportunismus oder Angst, mangels Phantasie oder aus Unkenntnis über die tatsächlichen Gefahren, die dieses kapitalistische System auch für den mit sich bringt, der seinen Arbeitsplatz im Betrieb hat. Welche Literatur also ist hier geeignet? Der relativ unpolitische Jugendliche wird kaum ein Sachbuch kaufen, schon gar nicht in der Buchhandlung. Diese Literatur wird erfahrungsgemäß innerhalb der Organisationen an Funktionäre und auch aktive Mitglieder vertrieben; die holen sich dann aus dem Sachbuch gezielte Argumente für ihre politische Arbeit, als Referenten auf Jugendversammlungen und dergleichen mehr. Wenn wir dem jugendlichen Arbeitslosen ein Buch in die Hand geben wollen, dann möchte ich sagen: so ein Roman wie „Junge Leute in der Stadt“, unterhaltsam und spannend, hat in wesentlich größerer Breite die Chance, dem Leser, mit der Romanfigur konfrontiert, die Möglichkeit der Identifikation zu bieten. Und auch dann gilt noch: Über ein Buch allein wird keiner zum Kommunisten. Und nur über Literatur kommt keine Frau zum Kind.

Rudi Kugler: Gehen wir also davon aus, daß die Leute, an die wir rankommen können und wollen, in der Hauptsache Gewerkschafter sind. Dann ergibt sich als Schwerpunkt: in den Gewerkschaften, auf Gewerkschaftsschulungen sollten solche Bücher popularisiert werden, die dem Interesse und den Interessen dieser Leser entsprechen und entgegenkommen, und das eben nicht einseitig, nur Arbeitslosigkeit, nur schlechte Lehre, sondern mit der ganzen Skala der menschlichen und gesellschaftlichen Probleme, das Ändern immer eingeschlossen.

Roman Ritter: Stichwort Büchergilde – Du hast bedauert, daß in ihrem Angebot nicht allzuviel zu finden ist in der Richtung, die Rudi eben angedeutet hat.

Harald Frey: Ja, das ist ein Problem. Natürlich geht auch die Büchergilde davon aus, daß sie dem Arbeiter in seiner Freizeit gute Literatur bieten will, und das geht dann von Büchner und Fontane über Gogol zu Grass. Dieser gewisse Bildungsanspruch wird ja auch von vielen Mitgliedern – Facharbeitern, Angestellten – akzeptiert, sie kaufen solche Bücher und lesen sie auch. Literatur, die allzu grau den Alltag eines Arbeiters darstellt, ist nicht so gefragt. Manche Werkkreis-Autoren wundern sich über die Kritik an manchen ihrer Texte, sie sagen, wir haben doch alles ganz realistisch im Detail dargestellt. Aber wenn ein Text nicht mehr leistet – welcher Arbeiter mag sich schon die Welt, die er gerade verlassen hat um viere, daheim als Literatur trocken und grau schon wieder vorführen lassen? Er ist doch froh, wenn er dann was findet wie die „Zündschnüre“ von Degenhardt. Und das gibt es auch in der Büchergilde. Vor zehn Jahren wäre ein Roman von der Qualität und dem Thema nicht so ohne weiteres in der Büchergilde angekommen. Es ist auch hier ein Fortschritt zu verzeichnen.

Roman Ritter: Und wenn sie außerdem Fontane lesen – warum eigentlich nicht? Das sind spannende Bücher, realistische, unterhaltsame Bücher, und man kann aus der Weltliteratur viele nennen, die sicher für alle Leser interessant wären.

Otto Schmidl: Ich bin etwas anderer Meinung als Du, Harald. Ich finde, daß das Programm der Büchergilde in den letzten Jahren eher verflacht ist, daß es jedenfalls gegenüber der gesamten Entwicklung unserer demokratischen und sozialistischen Literaturströmung relativ zurückbleibt. Du hast jetzt Degenhardt genannt. Aber vor zehn oder fünfzehn Jahren waren im Verhältnis mehr Titel drin, die man als echte Arbeiterliteratur bezeichnen kann. Ich bin seit 20 Jahren Mitglied der Büchergilde, und ich habe mir schon überlegt, ob ich nicht austrete. Die Büchergilde war doch unter dem Motto angetreten, die Arbeiterbildung zu fördern. Ich verstehe das nicht als Gegensatz zu Büchner, Fontane, Gogol oder auch den frühen Romanen von Grass. Aber heute hat die Büchergilde hauptsächlich Angebote wie die bürgerlichen Buchgemeinschaften auch, samt Orientierung auf den Bestseller als Hauptempfehlung. Als positive Ausnahme fallen mir die Reportagen von Engelhardt und Wallraff ein, und aus letzter Zeit noch „Zeit zum Aufstehn“ von August Kühn.

Für die gesamte Programmentwicklung der Büchergilde typisch finde ich aber das Wort, das sie neuerdings in ihrer Werbung vorne hinstellt: Nicht mehr Büchergilde, sondern Freizeitgilde. Und so sieht auch der Katalog aus – wie so ein kleiner Neckermann-Abklatsch, mit Taschenrechnern und Kaffeeservices und Sofakissen.

Rosi Kraft: Um so mehr sollten wir uns fragen: wie verbreiten wir denn unsere Literatur, die wir für uns den Anspruch erheben, daß wir mit unseren Büchern den Arbeitern, der Jugend was zu sagen haben? Also ein Beispiel: Da hatten wir die Broschüre „Unsere Siemens-Familie“. Die ist vor dem Betrieb verkauft worden, für eine Mark.

Und sie wurde glänzend abgenommen von den Arbeitern. Das ist ein Tatsachenreport über die Lage der Arbeiter und ihre Forderungen, nicht in Romanform, sondern ganz konkret die Tatsachen über die Entwicklung von Siemens, seine Rüstungsgeschäfte in der Vergangenheit, was die Familie Siemens heute treibt, wieviel Gewinn sie macht und so weiter. So ein Verkauf auf der Straße, am Werkstor hilft uns, Menschen zu erreichen, die mit Literatur in der Buchhandlung noch längst nicht in Berührung kommen. So sehe ich auch die Büchertische bei der SDAJ, beim Gruppenabend in der Gewerkschaftsjugend, in der DKP oder bei öffentlichen Veranstaltungen gegen die Berufsverbote oder für internationale Solidarität. Da können wir doch aus dem breiten Spektrum unserer Literatur bestimmte Schwerpunkte bilden, zugleich aber auch ein breites Angebot machen, vom Roman und dem Gedicht bis zur Dokumentation und der theoretischen Arbeit.

Und vielleicht nach wie vor das Wichtigste: Wie komme ich denn über Gespräche mit meiner Kollegin im Betrieb oder mit meiner Mitschülerin oder mit dem Kumpel am Arbeitsplatz neben mir oder auch am Badeplatz neben mir dahin, daß die mal ein gescheites Buch lesen – dafür müßten wir uns alle noch stärker engagieren.

Klaus Konjetzky: Nach all dem scheint es mir falsch, Arbeitslose als eine speziell zu bedenkende Zielgruppe – wie es in der Branche heißt – zu betrachten. Wenn der Mensch Kopfschmerzen hat, muß man ihm nicht darstellen, wie sehr das im allgemeinen mit der Weltverschmutzung zu tun hat und wo wiederum deren Verursacher zu suchen sind; ihm geht es darum: wie bringe ich die Kopfschmerzen weg? Das schließt aber nicht aus, daß man nicht nur immer reagierend auf aktuelles Leiden, auf Defekte etwas anbietet. Man muß sich natürlich Gedanken machen, damit diese aktuellen Leiden und Defekte nicht mehr auftreten. Ich will sagen: eine fortschrittliche Literatur, die für arbeitende Menschen von Bedeutung ist, hört nicht auf, bedeutungsvoll zu sein für einen, der arbeitslos ist. Die Literatur beseitigt die Arbeitslosigkeit nicht, sondern die arbeitenden Menschen werden diesen Skandal beseitigen, und sie dabei zu unterstützen mit unserer Literatur, das muß die Aufgabe sein.

Rosi Kraft: Ich finde das unheimlich wichtig, was Du da sagst: daß man eben nicht diese Jugendarbeitslosigkeit oder Arbeitslosigkeit überhaupt als isoliertes Problem sieht, sondern als Bestandteil dieses kapitalistischen Systems. Und daß der Verlust des Arbeitsplatzes die gleiche Ursache hat, wie eine schlechte Berufsausbildung, wie eine miese Stufenausbildung, wie die Mißachtung der Menschenrechte in der Bundeswehr, wie die Berufsverbote, wie der ganze Kulturabbau.

Roman Ritter: Wenn es möglich ist, Bücher zu schreiben, die speziell für jugendliche Arbeitende und noch spezieller für Arbeitslose interessant sind in ihrer Situation, ist das gut. Das ist sicher schwierig, und noch schwerer ist es, sie an die Leute zu bringen. Es wäre aber wirklich – da gebe ich Klaus recht – falsch für den Autor, sich darauf etwa spezialisieren zu wollen. Schon aus dem einfachen Grund, weil ja viele andere Leute, die nicht arbeitslos sind, auch viel zu wenig wissen über die Realität in unserem Land, von der die Arbeitslosigkeit eben nur ein bestimmter, wenn auch sehr symptomatischer Teil ist. Zum ändern kann es für mich als Schriftsteller nicht damit getan sein, daß ich mich hinsetze und schreibe, und dann kommt es doch nicht an die Leute, für die es gemacht ist. Mir geht es ja darum, wie komme ich an die Menschen heran mit meiner Literatur, mit meinen Gedichten? Was ist da auf gewerkschaftlicher Ebene

möglich? Gelingt es, jugendliche Arbeitslose für Lesungen zu gewinnen, ist da überhaupt ein Ansatz? Welche Erfahrungen habt Ihr damit?

Harald Frey: Wer Jugendarbeit macht, der wird die Erfahrung haben, daß es lange dauert, bis man Jugendliche, die relativ kontinuierlich in der Jugendgruppe dabei sind, auch dazu animiert, dann und wann oder gar regelmäßig was zu lesen. Es muß also mehr Literatur einfließen in Jugendgruppen-Abende, und wo es gemacht wird, kommt es sehr gut an. Die Jugendgruppe Druck und Papier hat bereits dreimal Lutz Goerner mit Lyrik als Jugendgruppen-Abend verkauft, und er ist immer recht gut angekommen, mit Neruda zum Beispiel und vor allem mit Heine. Das ist doch interessant: man kann ja nicht sagen, daß Heine jetzt in unmittelbarem Zusammenhang steht mit der Situation eines jungen Arbeiters im Betrieb oder vor dem Arbeitsamt, und trotzdem beobachtet man, daß es da einen Punkt gibt, wo der Jugendliche anspringt. Roman Ritter hat ja selber voriges Jahr einmal vor hundert Leuten seine Gedichte gebracht, und auch das hat unseren Gewerkschaftsjugendlichen gut gefallen, ich muß sagen, sehr gut sogar. Es war wirklich flott. Ich erinnere mich besonders an eine Glosse über Berufsverbote, die ist also wirklich exzellent aufgenommen worden. Vielleicht wäre einmal zu überlegen, wie man über eine solche Arbeit mit dem Buch bei den Gewerkschaftern auch neue Möglichkeiten schafft, auf die Büchergilde mehr Einfluß zu nehmen. Das ist ein langer Weg und ein komplizierter, aber das sollte auch weiter versucht werden. Ich mach mal etwas in Zukunftsmusik: wenn ich da Degenhardt drin sehe, dann kann ich mir mit etwas Phantasie auch vorstellen, wenn man den richtigen Mann an seinem guten Tag erwischt, daß unter Umständen mal auch das „Poem vom Grünen Eck“ dort seinen Platz bekommen könnte – sicher nicht ganz unkompliziert, weil Lyrik relativ schwierig ist bei Arbeitern, aber es ist denkbar.

Klaus Konjetzky: Es wäre schön. Aber bleiben wir zunächst auf dem Boden der Tatsachen, und die sehen ja nun so aus, daß eine Literatur, die objektiv die Interessen der Arbeiterklasse vertritt und sie künstlerisch darstellt, darum noch lange nicht von den Angehörigen der Arbeiterklasse gelesen wird. Daraus kann man aber nicht folgern, daß diese Literatur für sie offenbar nicht geeignet wäre, daß sie nur für einen kleinen Kreis taugt. Aus dem, was ist, kann man nur den Schluß ziehen, daß offensichtlich ein Großteil der arbeitenden Menschen noch nicht in die Lage versetzt worden ist – durch Schulbildung, durch die Arbeitssituation, in der sie sich befinden, auch die Zeitsituation, den Streß während und nach der Arbeit –, solche Bücher zu lesen. Ich habe die Erfahrung gemacht, und zwar bei der Dokumentation zusammen mit Manfred Bosch „Für wen schreibt der eigentlich?“, daß doch für viele Lehrlinge und junge Arbeiter Bücher, und gar nicht speziell nur solche, die sich unmittelbar mit Arbeiterproblemen hier und heute beschäftigen, ein ganz wichtiger Anstoß gewesen sind für ein Bewußtwerden, auch für eine Emotionalisierung, daß die gemerkt haben: da werden menschliche, gesellschaftliche Probleme dargestellt, die mich durchaus etwas angehen. Auch das ist ein Stück einer allgemeinen Politisierung. Das heißt also: Die Chance, daß Bücher Menschen einmal irgendwo anpacken und bewegen, ist gegeben.

Ulrike Maercks-Franzen Jetzt Arbeit haben, das wäre unheimlich schön

Literatur zum Thema Jugendarbeitslosigkeit

1. Angesichts der massenhaften Jugendarbeitslosigkeit ist man überrascht, wie wenig Bücher es dazu bei uns gibt. Ist da kein Markt? Ist das kein Thema? Es gibt ja nicht nur die betroffenen Jugendlichen, sondern auch ihre Eltern, Lehrer, Kollegen und Gewerkschafter, Pädagogen und Sozialarbeiter im Jugendfreizeit- und Berufsbildungsbereich, die Jugendpolitiker, Jugendverbände usw., also viel mehr „Betroffene“, die ein Interesse an Information und Vorschlägen, an Darstellung und vielleicht auch an Anleitung haben.¹ Was steht ihnen an neuerer Literatur zur Verfügung?

2. „Die erste Adresse war ein Betrieb, der einen Elektrikerlehrling suchte. Ulrike stellte sich vor. ‚Was, Sie als Mädchen wollen Elektriker werden? Nein, das geht doch nicht. Wir stellen nur Jungen ein. Stellen Sie sich doch einmal vor, wer stellt denn später eine Frau oder ein Mädchen als Elektriker ein?‘“²
„Auch für Otto, einen hochaufgeschossenen 18jährigen, ist das städtische Jugendhaus in den letzten Wochen so etwas wie eine Fluchtburg geworden. ‚Meine Mutter behandelt mich so, als wäre ich in ganz Memmingen der einzige arbeitslose Jugendliche.‘ Dabei haben von Ottos 16 Klassenkameraden nur zwei eine Lehrstelle und zwei weitere einen Handlangerjob gefunden. Otto wollte nach dem Besuch der Handelsschule ins Büro. Bei zehn Firmen hat er vorgesprochen, zehnmal bekam er dieselbe Antwort: ‚Tut uns leid, versuchen Sie's später nochmal oder vielleicht woanders.‘ Weil ihn das ‚fix und fertig‘ gemacht hat, griff Otto zeitweilig zur Droge. Jetzt geht er Gelegenheitsarbeiten nach, um nicht jeden Tag aufs neue seine Eltern um Taschengeld bitten zu müssen.“³

Berichte, in denen jugendliche Arbeitslose ihre Lage schildern, bilden ein wesentliches Moment in zweien der drei hauptsächlich hier zu nennenden Titel: „Wir sind 16 und wollen nicht stempeln“ und das „Lehrlings-Rollen-Buch.“ Vor allem im ersteren finden sich eindringliche Reportagen über die Situation der Jugendlichen und ihre vielfältigen Anstrengungen, etwas dagegen zu tun. Sie führen dem Leser eine Reihe individueller und doch auch wieder typischer Schicksale vor: Lehrlinge, die ihre Lehre nicht beendet haben, z. B. als Folge ihrer Beschwerden über unzureichende Ausbildung. Dem Leser wird so gegenwärtig, daß das, was lange Jahre den Inhalt der Diskussion um die Situation der Arbeiterjugend ausmachte, die Frage der ausreichenden beruflichen Qualifizierung, ja noch gar nicht „erledigt“ war. Das Berufsbildungsgesetz von 1969 war in keiner Weise den notwendigen Ansprüchen gerecht geworden. Es wirkt mittelbar auf die heutige Situation ein: Viele, vor allem kleine und mittlere Betriebe, die immer noch einen Großteil der Ausbildungsplätze stellen, erklärten

¹ Ein Beleg: Jugendarbeitslosigkeit, Materialien und Analysen zu einem neuen Problem, hrsgg. von Sybille Laturner und Bernhard Schön, Reinbek 1975, hatte bis März 1976 eine Auflagenhöhe von 23 000 Exemplaren.

² Wir sind 16 und wollen nicht stempeln! Reportagen und Berichte von Wolfgang Bartels, Jens Hagen, Jochen Mandel, Fritz Noll u. a., Dortmund 1976, S. 42.

³ Claus Garbe, Stephanie Odenwald: Das Lehrlings-Rollen-Buch. Ein Arbeitsbuch zur Jugendarbeitslosigkeit und Reform der beruflichen Bildung. (West-)Berlin 1975, S. 8.

Ulrike Maercks-Franzen: Jetzt Arbeit haben, das wäre unheimlich schön

sich danach aus den unterschiedlichsten Gründen nicht mehr in der Lage, weiter auszubilden, bzw. nutzten im Verein mit den Großbetrieben die angedrohte oder tatsächliche Reduzierung der Lehrstellen als Druckmittel gegen weitere Reformen in der Berufsbildung. Unter anderem deswegen gibt es bis heute kein neues oder auch nur fortgeschriebenes BBiG.

Gleichzeitig wuchs die verständliche Scheu der Jugendlichen, ihre berechtigten Forderungen im Betrieb zu formulieren. Der Lehrstellenmangel sowie der Mangel an Arbeitsplätzen überhaupt (vor allem für Arbeitskräfte ohne abgeschlossene Berufsausbildung — sie stellen Ende Mai 75 71,7 Prozent aller jugendlichen Arbeitslosen)⁴ bedeutet existentiellen Druck, der jede „Aufmüßigkeit“ verhindert.

Die Jugendlichen kommen hier weitgehend selbst zu Wort. Im Unterschied zu anderen Darstellungen bleiben die Berichte aber nicht auf das Faktum der Arbeitslosigkeit allein beschränkt, sondern es wird versucht, die Jugendlichen auch in ihrem sozialen Kontext zu zeigen, von dem wesentlich abhängt, wie der einzelne auf die Situation reagiert. Als mindestens gleich wichtig neben dem finanziellen, bildungsmäßigen und sozialen Aspekt erweist sich der psychologische. Die häufig geäußerte Vermutung, daß Arbeitsscheu und Faulheit zu den wesentlichen Ursachen der Jugendarbeitslosigkeit gehörten, daß sich da viele mit der Arbeitslosenunterstützung einen schönen Tag machen — diese Verdächtigung wird hier überzeugend widerlegt.

Einer, dem es erging „wie vielen arbeitslosen Jugendlichen: Langeweile, Kneipe, saufen, keine Freundin, lange schlafen, Langeweile, Kneipe, saufen . . . Und dann kam es noch schlimmer. ‚Nachdem ich so ein halbes Jahr arbeitslos war, da ging's auf einmal nicht mehr, ich wußte nicht mehr, was ich machen sollte. Das kam mir alles so sinnlos vor, und ich hab gedacht: für was lebst du eigentlich? Das ist doch sinnlos, da kann ich auch gleich sterben . . .‘“ kommt zu ganz neuen Erkenntnissen: „Gerade jetzt in der Zeit, wo ich arbeitslos bin, hab ich gemerkt, daß Arbeit eigentlich unheimlich schön ist . . . Arbeit — das gibt einem eben so etwas wie ein Füllegefühl. Man kann seine Kraft für irgendetwas aufbringen, und wenn es noch etwas Vernünftiges ist, dann um so besser.“ („Wir sind 16 . . .“, S. 64—65)

Ähnlich berichtet ein arbeitsloser Jugendlicher in dem Band „Jugendarbeitslosigkeit“ (Materialien und Analysen zu einem neuen Problem. Herausgegeben von Sybille Laturner und Reinhard Schön):

„Als Arbeitsloser bist du mit dir selbst nicht zufrieden, man kommt in einen Strudel, und man merkt kaum, daß der Sog einen immer tiefer reißt. Dieser Sog wird von Tag zu Tag immer größer. Je größer dieser Sog, desto beschissener ist es, da rauszukommen. Du bist von allen abhängig. Du kommst dir irgendwie nicht mehr als Mensch vor. Du wirst automatisch nicht akzeptiert von der Gesellschaft. Daß man so verachtet wird? Indem du verachtet wirst, bist du mit dir selbst nicht zufrieden. Irgendwie will doch jeder Mensch akzeptiert werden.“ (S. 15—16)

Um so wichtiger ist in solchen Fällen der Rückhalt der Jugendlichen in der Familie und unter anderen betroffenen oder interessierten Gleichaltrigen. Über die gemeinsame Situation hinaus sind gemeinsame Interessen und Ziele notwendig, wie im Kampf um ein Jugendfreizeitzentrum, den Jens Hagen am Beispiel

⁴ Wir sind 16 . . ., S. 107.

von Kandel schildert.⁵ Denn neben der Frage, wie ein arbeitsloser Jugendlicher seine „Freizeit“ sinnvoll ausfüllen kann, steht mindestens ebenso drängend die, wie er zum vollen Bewußtsein seiner Lage und zum Handeln für die eigenen Interessen gelangt. Sowohl die Reportagen des Weltkreis-Bandes wie die entsprechenden Analysen bei Laturner/Schön kommen zu ähnlichen Ergebnissen:

„Häufig wird die Frage gestellt, ob die Erfahrung der Arbeitslosigkeit die Erkenntnis über die eigene Klassenlage und ein politisches Handeln gegen die gesellschaftlichen Verhältnisse, die die Arbeitslosigkeit letztlich hervorbringen, fördere. Ich bin der Ansicht, daß dies nur insoweit der Fall sein kann, wie die Erfahrung der erzwungenen Arbeitslosigkeit in einer gesellschaftlichen Situation erfolgt, die durch offene Klassenkonflikte gekennzeichnet ist, und auf ein Bewußtsein trifft, das die Arbeitslosigkeit nicht in erster Linie als Ergebnis eigenen Versagens und persönlicher Schuld erscheinen läßt. Dieses Bewußtsein entsteht nicht durch die Erfahrung der Arbeitslosigkeit selbst.“⁶

Die Entwicklung politischen Bewußtseins wird also schon als Aufgabe begriffen, aber es fehlt noch weitgehend eine Analyse, die über das Wahlverhalten von Jung- und Erstwählern hinausgeht. Ansätze finden sich vor allem bei Willy Schwettmann: „Notstände der Jugend“.⁷ Dort werden unter anderem auch Erhebungen und Statistiken der letzten Jahre ausgewertet, die sich mit den politischen Vorstellungen und Wünschen und dem politischen Interesse Jugendlicher allgemein beschäftigen. Doch die Fragen einer italienischen Untersuchung⁸ — „Wie reagieren z. B. die Jugendlichen in politischer Hinsicht auf die gegenwärtige ‚Durststrecke‘? Wem schreiben sie die Verantwortung dafür zu? Welches sind die Organisationen, die Massenmedien, die ‚Meinungsführer‘, an denen sie sich orientieren? Welche Kompensationsformen finden sich bei ihnen?“ (S. 40) — sind hier wie dort noch nicht ausreichend beantwortet.

Hier bietet sich eben nicht nur die Möglichkeit einer progressiven Entwicklung in Richtung auf mehr Einsicht in das profitorientierte Wirtschaftssystem, dem entschlossenes solidarisches Handeln entgegengesetzt werden muß. Die primäre Reaktion ist ja oft Resignation, Zurückziehen, Stillehalten im Betrieb, in der Schule und in der Öffentlichkeit. Die konzertierte Aktion der Unternehmer gegen fortschrittliche einsatzbereite Jugendvertreter bleibt ebensowenig wirkungslos wie die Drohung der Berufsverbote; die gab es schon vorher weniger spektakulär, aber vielfach praktisch durchgesetzt in den Betrieben.

„Die Jugendarbeitslosigkeit wirkt nicht nur auf die direkt Betroffenen. Im Grunde spürt jeder Jugendliche die Auswirkungen in der einen oder anderen Form. In der letzten Zeit häufen sich Meldungen, daß Jugendliche von den Unternehmern gezwungen werden, auf erkämpfte Rechte zu verzichten. Besonders das Jugendarbeitsschutzgesetz und das Berufsbildungsgesetz werden in stärkerem Ausmaß von den Unternehmern durchbrochen...“ („Wir sind 16...“, S. 125)

Aber es gibt auch positive Anzeichen, wie der Kampf um die Forderung der

⁵ Wir sind 16... , S. 45—66.

⁶ Jugendarbeitslosigkeit S. 58.

⁷ Willy Schwettmann: Notstände der Jugend. Berichte zur Lage der Jugend in der BRD. Weltkreis-Verlag Dortmund 1975.

⁸ Marcello Fedele: Das Verhältnis der Jugend zur Gesellschaft. Altersgruppen und wirtschaftliche Strukturen, Schule und Arbeitsmarkt, Familie, Konsum, Wahlverhalten. (Aus: Rinascita, Rom 1975, Nr. 22, S. 23/24), hier zitiert nach: Marxismus Digest 23 (Heft 3, 1975): Arbeiterjugend. Soziale Lage — Bewegungen — Ideologie. IMSF Frankfurt/M., S. 28—43.

BASF-Lehrlinge: „Alle müssen übernommen werden“ (ebd.), die Zusammenstellung von Pabst: „Jugendarbeitslosigkeit — Was tun die Betroffenen selber?“ bei Laturner/Schön zeigt. Hingewiesen sei auf die dort genannten Zahlen zentraler gewerkschaftlicher Aktivitäten bis Mai 1975. Sie werden ergänzt bei Bartels in „Wir sind 16...“, doch fehlt eine ausführlichere Zusammenstellung.

Die Aktionen finden ihren Widerhall auch in den Befürchtungen der Unternehmer und der bürgerlichen Parteien, „eine anhaltende Arbeitslosigkeit könne politische Gefahren bringen“; die Arbeitslosen überkomme „ein Groll gegen Wirtschaft, Gesellschaft und Staat in der bestehenden Form... Die jugendlichen Arbeitslosen und die schon seit längerem Stellungslosen — diese zwei Gruppen haben besonderen Anlaß, sich als Opfer unseres Gesellschaftssystems zu fühlen. Hier könnten radikale Parolen bald stärkeren Anklang finden.“ (Die Welt, 5. 3. 75).

So werden psychologisch schon weitere law-and-order-Maßnahmen vorbereitet. Die demagogischen Versuche von Unternehmern, Bundesregierung und bürgerlichen Parteien, „wegen der Zweischneidigkeit der Jugendarbeitslosigkeit — einerseits Druckmittel, andererseits jedoch wachsendes Bewußtwerden der Arbeiterjugend über den Charakter des kapitalistischen Systems — ... in massenwirksamer Form Besorgnis zu heucheln und Maßnahmen zur Bekämpfung der Jugendarbeitslosigkeit vorzutauschen, ohne das Problem mit der Wurzel zu beseitigen“⁹ werden dort am Beispiel des „Dringlichkeitsprogramms“ der CDU/CSU, der entsprechenden Äußerungen verschiedener Vertreter der Industrieverbände und des „Sofortprogramms“ der Bundesregierung auseinandergenommen.

3.

Neben der Bestandaufnahme und der Analyse der Ursachen werden in diesen Büchern Lösungsmöglichkeiten aufgezeigt und entsprechende Forderungen formuliert.

Sie alle setzen sich mit dem offiziellen Zahlenmaterial auseinander. Übereinstimmend wird festgestellt, daß zu den genannten, als arbeitslos registrierten Jugendlichen noch eine ganze Reihe hinzugezählt werden müssen, die aus verschiedenen Gründen nicht registriert werden.¹⁰ Neben dieser notwendigen Erweiterung bietet vor allem die Analyse von W. Bartels in „Wir sind 16...“ weiterführende und die Gesamtzahlen differenzierter aufschlüsselnde Statistiken, u. a. über Dauer von Arbeitslosigkeit, Anteil Jungen — Mädchen, Zusammenhang mit beruflicher Qualifizierung.

Die Feststellung „Der wichtigste Grund für die überdurchschnittliche Zunahme der Jugendarbeitslosigkeit ist der Rückgang an Lehrstellen“¹¹ ist zwar einerseits berechtigt, und die dort aufgeführten Ursachen für den Abbau der Lehrstellen treffen zu, doch reicht die Begründung nicht aus. Ausführlicher argumentieren dazu Crusius/Wilke¹². Zwar sind, wie W. Hanesch feststellt,

⁹ Wir sind 16... , S. 127.

¹⁰ Wir sind 16... , S. 103; Jugendarbeitslosigkeit, S. 38—52.

¹¹ Das Lehrlings-Rollen-Buch, S. 18.

¹² Reinhard Crusius/Manfred Wilke: Von der vergessenen zur verlassenen Majorität, Berufsbildungsmisere, Lehrstellenverknappung und Jugendarbeitslosigkeit; in: Jugendarbeitslosigkeit, S. 26—38.

„die am wenigsten Qualifizierten am stärksten betroffen“, aber das Problem der Jugendarbeitslosigkeit ist nicht nur das fehlender Qualifikation:

„Einerseits scheint im Zuge der Tendenz zur Polarisierung der industriellen Qualifikationsanforderung der Bedarf an qualifizierten Lohnabhängigen zu stagnieren; dem entspricht die Tatsache, daß dem durch Konzentration und Strukturwandel bedingten Lehrstellenrückgang von seiten des industriellen Großkapitals und der technologisch fortgeschrittenen Bereiche mit keiner Ausweitung der eigenen Ausbildungskapazitäten begegnet wird.

Andererseits werden im Zuge des mittelfristigen Abbaus „überflüssigen“ Personals vor allem die am wenigsten profitabel einsetzbaren lohnabhängigen Gruppen freigesetzt. Führt die eine Tendenz zu einem steigenden Anteil der Jugendlichen ohne qualifizierte Berufsausbildung, so bewirkt die andere einen steigenden Anteil der Jugendlichen an dem ständigen Arbeitslosensockel, der lediglich in ausgesprochenen Hochkonjunkturphasen teilweise abgebaut wird. Treffen diese Schlußfolgerungen zu, dann hängt die weitere Entwicklung der Jugendarbeitslosigkeit (neben den Reaktionen von Staat und Gewerkschaften) entscheidend von der weiteren ökonomischen Entwicklung der BRD ab.“¹³

Weiterhin muß man folgende negative Faktoren berücksichtigen: die Auswirkungen von Frauenarbeitslosigkeit, die geringe arbeitsrechtliche Absicherung, die Rücksichtslosigkeit gegenüber den Jungen bei Entlassungen usw. . . .¹⁴ Außerdem muß zwischen der formalen und der inhaltlichen Qualifikation unterschieden werden. Es ist eine erhebliche Zunahme von Auszubildenden in bestimmten Handwerksberufen festzustellen, was bedeutet, daß der Qualitätsanspruch an eine Lehrstelle erheblich abgenommen hat, daß sich die durchschnittliche Qualität der Berufsausbildung, vor allem der Berufsperspektive verringert hat.

Zu Fragen der Berufsausbildung in Verknüpfung mit dem Problem der Jugendarbeitslosigkeit noch einige Literaturhinweise: Im bereits genannten Band von W. Schwettmann „Notstände der Jugend“ beschäftigt sich das Kapitel „Der Lehrling im Betrieb“ mit Situation, Qualifikationsmöglichkeiten, Interessenvertretung der Auszubildenden in Klein-, Mittel- und Großbetrieben. Weiter wäre zu nennen der Protokollband der Internationalen Konferenz zu Fragen der Bildung und Berufsbildung, die SDAJ und MSB am 25./26. 1. 75 in München veranstalteten: „Miese Bildung. Mieses System. Bildung und Berufsausbildung im internationalen Vergleich“ (Dortmund 1975, Weltkreis-Verlag). Auch im schon erwähnten Lehrlings-Rollen-Buch nehmen berufliche Bildung und gewerkschaftliche Reformbestrebungen einen großen Raum ein. Die auch bei Laturner/Schön vertretenen Autoren R. Crusius und M. Wilke haben zusammen mit W. Lempert in der gleichen Reihe den Band „Berufsausbildung — Reformpolitik in der Sackgasse?“ herausgegeben (rororo aktuell 1968).

4.

Vorschläge und Maßnahmen gegen Lehrstellenmangel und Jugendarbeitslosigkeit können nicht entwickelt werden ohne die Einordnung dieser Erscheinungen in die Wirtschaftsordnung der BRD. Entsprechend dem unterschiedlichen politischen Standort der Autoren ergeben sich vor allem in den langfristigen

¹³ Walter Hanesch: Wirtschaftskrise und Jugendarbeitslosigkeit; in: Jugendarbeitslosigkeit, S. 48, 49.

¹⁴ Wir sind 16 . . . , S. 114.

Lösungsvorschlägen Unterschiede. Sowohl bei Bartels wie auch bei Hanesch wird der Zusammenhang zur konjunkturellen Krise des kapitalistischen, auf Profitmaximierung orientierten Wirtschaftssystems der BRD hergestellt, beide führen an, daß durch die vor allem zu Rationalisierungszwecken eingesetzten Investitionen auch bei einem kommenden konjunkturellen Aufschwung die Frage der Arbeitslosigkeit nicht automatisch gelöst wird, wie es auch viele dokumentierte Aussagen von Unternehmerseite belegen. Auch die Unterdrückungsfunktion, Arbeitslosigkeit als Mittel der Pression, wird allgemein erkannt.

In präziser Auseinandersetzung mit den Vorschlägen von Bundesregierung und Opposition weist Bartels nach, daß es durchaus notwendig und möglich ist, heute Forderungen im Kampf gegen die Jugendarbeitslosigkeit durchzusetzen und Erfolge zu erringen, daß aber die Lösung des Problems erst im Sozialismus möglich ist, daß dementsprechend in der heutigen Etappe des Kampfes um den Sozialismus die Zurückdrängung der Macht der Monopole die zentrale Stellung einnimmt, zu der alle gesellschaftskritischen Bestrebungen, alle sozialen, ökonomischen und politischen Fragen in Bezug gesetzt werden müssen. So verstehen sich auch die von der SDAJ in Übereinstimmung mit gewerkschaftlichen Forderungen entwickelten Vorschläge. Das langfristige Ziel ersetzt oder verhindert nicht die aktuelle Aufgabenstellung, sondern erleichtert sie, zeigt aber auch die Grenzen auf. Man vermißt an dieser Stelle allerdings etwas konkretere Vorschläge für die Einbindung der möglichen Aktivitäten in die gewerkschaftliche Arbeit über die Gemeinsamkeit der Forderungen hinaus — zumal sich Beispiele dafür in den Reportagen finden lassen.

Paul/Wacker¹⁵ sehen diese Frage so, daß „nur die organisatorische Unterstützung und Anerkennung der Arbeitsloseninitiativen durch die Gewerkschaften Voraussetzung eines wirkungsvollen Kampfes sein könne“, wenn es sich hier auch um Initiativen außerhalb der Gewerkschaften handelt. Allerdings beinhaltet ihre Doppelstrategie „Entfaltung von wirksamem Druck auf die Gewerkschaften durch unterhalb der offiziellen Gewerkschaftsapparate in aktiven Widerstandszentren organisierte Arbeitslose und gleichzeitig innergewerkschaftliche Unterstützung dieses Kampfes“ (S. 177/78) neben illusionistischen Ansätzen auch die bekannten antigewerkschaftlichen Gefahren der Spaltung in „Apparat“ und unterstützende Mitglieder, der Unterlaufung der gewerkschaftlichen Organisationsstruktur usw. . . . Wenn die doppelte Zielsetzung der Einbeziehung der Arbeitslosen in die gewerkschaftliche Organisation (die Konkurrenz zwischen Arbeitenden und Arbeitsuchenden aufzuheben sowie praktische Solidarität zu organisieren durch den möglichen Druck der „konfliktfähigen“ starken Organisation) akzeptabel und realistisch sein soll, muß sich das in der Organisationsform niederschlagen. Leider gibt es bisher dafür kaum Beispiele, die Kölner Arbeitsloseninitiative um Günter Tolusch, von der in einem Interview berichtet wird, halte ich jedenfalls nicht dafür.“¹⁶

¹⁵ Gerhard Paul/Ali Wacker: Arbeitslosen-Initiativen — Organisation oder Desorganisation? in: Jugendarbeitslosigkeit, S. 174—178.

¹⁶ Die Arbeitslosen-Initiative Köln; in: Jugendarbeitslosigkeit, S. 163—169.

Die in Zusammenhang mit einem neuen BBiG entwickelte Strategie von Crusius/Wilke orientiert auf die Aktivierung der gewerkschaftlichen Basis und auf die Entwicklung spezifischer gewerkschaftlicher Aktivitäten anstelle der Förderung von „Bonner Illusionen“. Die Einschätzung der bis Anfang 1975 vorgelegten inhaltlichen Veränderungs- und Finanzierungsvorschläge als „eine größere politische Kapitulation als das Gesetz von 1969“¹⁷ wird durch die uns heute bekannten Pläne bestätigt. Die Autoren treten dafür ein, auch angesichts der verschärften Situation „weiterhin und noch massiver auf den Gesetzgeber zu drücken“, mit Aktionen, die im gewerkschaftlichen Bereich „eine breite Diskussion über die gewerkschaftlichen, direkten Möglichkeiten provozieren, Reform der Berufsausbildung, Abbau der Jugendarbeitslosigkeit und Abbau des Ungelernten-Heeres zu fördern.“ (ebd.) Allerdings verharren sie mit ihrer Strategie im Rahmen der Habermas'schen Legitimationsproblematik, die den Kapitalismus als in sich geschlossenes, sich selbst transformierendes System begreift, in dem die Unternehmer durch Sachzwänge zu Zugeständnissen zu zwingen seien, die im Interesse der Arbeiterklasse liegen. Wenn sich auch die Strategien der hier vorgestellten Titel in ihrer historischen Perspektive unterscheiden, so läßt sich doch erkennen, daß Raum bleibt zu aktueller gemeinsamer Aktion.

5.

Einige zusammenfassende Bemerkungen zu den drei hauptsächlich behandelten Titeln.

Das „Lehrlings-Rollen-Buch“ ist erschienen als Bestandteil des Medienpaketes „Projekt Lehrlingsrolle“, das die zentrale Kampagne der Gewerkschaftsjugend begleiten soll. Mit vielen Fotos, Karikaturen sowie dem Abdruck der z. T. hervorragenden Poster aus der ebenfalls zum Projekt gehörenden „Lehrlings-Rolle“ bildet es ein auch optisch ansprechendes Handbuch, das direkt für die Jugendlichen geschrieben wurde. Neben Information und verständlicher Argumentation zu den Hauptproblemen finden sich hier vor allem Basis-Informationen, die sonst vorausgesetzt werden, sei es über den Inhalt des BBiG von 1969, sei es über Aufbau, Funktion und Forderungen der Gewerkschaften wie über Jugendarbeitsschutz, Betriebsrat, Jugendvertreter usw. Es erscheint mir als gute jugendgemäße Einführung in die Berufswelt und Heranführung an gewerkschaftliche Organisation und Arbeit. Die Analysen beruhen zumeist auf den bei Laturner/Schön gesammelten Aufsätzen.

Der Band „Wir sind 16 und wollen nicht stempeln“ stellt schon durch das Titelbild die Aktivität der Betroffenen heraus. Hier ist bei klarer Einschätzung der Situation für Resignation kein Platz. Der in der Nähe der Dokumentarliteratur angesiedelte erste Teil weckt mit seinen Reportagen Interesse und bietet Anregungen für eigenes Handeln. Manchmal nimmt die eingeschobene Selbstreflexion des Berichterstatters überhand, stört dann trotz flapsiger Formulierung. Gut die Auseinandersetzung mit „Bravo“ und die Tips zur Arbeitslosigkeit. Der erste Teil erfüllt durchaus auch eine unterhaltende Funktion. Was das

¹⁷ Crusius/Wilke, S. 37.

Buch langfristig brauchbar und vor allem auch für die Arbeit der Jugendlichen wie mit Jugendlichen notwendig und empfehlenswert macht, ist der des öfteren schon genannte Artikel von W. Bartels. Sein Vorzug ist besonders die klare, aber nicht zu umfangreiche Analyse auf marxistischer Grundlage in einer auch für Jugendliche ohne große Mühe verständlichen Sprache, die ebenso wie die zahlreich eingestreuten Zitate von Partei- und Arbeitgebervertretern zu eigener Argumentationsmöglichkeit verhilft. Gewünscht hätte man sich für dieses Buch noch so einen Teil, wie er mir in der Material- und Analysensammlung von Laturner/Schön als der brauchbarste für die betroffenen Jugendlichen selbst erscheint: „Praktische Hilfe für die Arbeit am Ort“, mit Tips im Falle der Kündigung, für Arbeitsamt und Sozialamt, mit Leitfaden für die Gruppenarbeit und Literatur- und Filmliste zum Thema.

Im übrigen richtet sich dieser Sammelband von Anspruch und Formulierung her eher an den von diesen Fragen berührten Sozialarbeiter, Pädagogen und Gewerkschafter, was sich auch in manchen Themenstellungen niederschlägt. Für Jugendliche mit der Ausbildung unseres dort selbst beschriebenen Bildungssystems wird ein Großteil der Texte nicht verständlich sein. Hervorzuheben ist die Fülle an Informationen, bedingt durch die breiten und differenzierten Fragestellungen, die sowohl historische Rückblicke wie Lösungsversuche, theoretische Fundierung wie praktische Erfahrungen ansprechen, die zur Diskussion herausfordern und insofern auch vorwärtstreibenden Charakter haben. Vor allem werden hier reale Ansätze, Denkweisen und Methoden widerspiegelt, die man nicht außer acht lassen kann, will man mit den Gewerkschaften den Kampf gegen die Jugendarbeitslosigkeit führen.

6.

Inzwischen gibt es erfreulicherweise nicht mehr nur „Sachbücher“ zum Thema Jugendarbeitslosigkeit, sondern es findet auch seinen Platz in unserer Jugendliteratur.

Positiv einzuschätzen ist da vor allem der Band von Frank Göhre „Gekündigt“.¹⁸ Das Buch hakt ein am Punkt der Ausbildungsproblematik, an der Situation der Lehrlinge im Betrieb. Erzählt wird die Geschichte von Marianne W., 17 Jahre, Buchhändlerlehrling, die ausflippt, „aussteigt“, sich umbringt, die ihrer Situation nicht gewachsen ist, deren Tod aber andere zum Nachdenken und Handeln bringt. Obwohl die „Handlung“ von vornherein absehbar ist, lebt das Buch doch aus einer inneren Spannung, die der Autor durch die Montage verschiedenster Ansätze erreicht. Indem er Ansichten und Herangehen aller Beteiligten miteinander konfrontiert, entwickelt er seine Recherchen über die Ursachen und nachträglichen Wirkungen des Falles. In dieser Auseinandersetzung kommen andere Lehrlinge zu Erkenntnissen über ihre eigene Lage, und es entwickeln sich Ansätze zum Handeln, zur Mitarbeit in einer Lehrlingsgruppe, zur aktiven Beschäftigung mit der Situation im eigenen Ausbildungsbetrieb, zeigt der Autor überzeugend und differenziert erste Anzeichen von Solidarität. Die Herausarbeitung der herrschenden Verhältnisse, an denen die

¹⁸ Frank Göhre: Gekündigt. Roman, Weismann-Verlag Starnberg 1974 (vergriffen, Neuauflage angekündigt).

Menschen zerbrechen, wirkt nirgendwo plakativ. Sprachlich ist die Differenzierung der montierten Teile gut durchgehalten, nur leider bleibt gerade die am bewußtesten handelnde Person, der Lehrling Uta, als individuelle Gestalt zu blaß; aber ihre zögernden, suchenden Schritte, die bereits vor dem Tod Mariannes einsetzen, davon nur bestärkt, nicht ausgelöst werden, erscheinen immer glaubwürdig. Vor allem durch das Montageverfahren ist das Buch unaufdringlich informativ und unterhaltend zugleich.

Solchen wie Uta, die den Weg zur Gewerkschaft und zur kritischen Auseinandersetzung mit ihrer eigenen Lage finden, begegnet Connie nicht. „Connie“,¹⁹ das ist die Geschichte einer jungen Arbeiterin, die Mühe hat, einen Beruf für sich zu finden; die arbeiten will und nicht weiterlernen, um nicht mehr von zu Hause abhängig zu sein, die sich in ihrer Arbeit aber auch wiederfinden will. Sie bekommt keine Lehrstelle, bricht mehrere Versuche ab, gammelt ein bißchen herum, schwärmt mit ihrem Freund für Reisen und Autos, fährt mit ihm mit dem Motorrad fort — „In Hamburg ist das Licht ganz anders als in Berlin. Ein gelbliches, schräges Licht leuchtet in Hamburg. Das sieht ganz eigenartig aus. Sonst gefiel es mir in Hamburg nicht besonders.“ — aber Köln: „In Köln krepeln Sterne am Himmel herum, das glaubst du gar nicht! So dicht nebeneinander flimmern sie, da gibt es gar keine Zwischenräume. In Berlin kannst du jeden einzelnen Stern zählen — aber in Köln nicht.“ Da macht ein Mädchen ganz selbständige, fantasiereiche Beobachtungen, geht ganz aufgeschlossen an ihre Umwelt heran, gleichzeitig wird aber auch etwas Frontstadt-Charakter unterschwellig angedeutet. Als sie nach langem Suchen, nach all dem Druck und Unverständnis zu Hause wieder in der Fabrik arbeitet, in der sie nach der Schule angefangen hatte, findet sie eine Stelle ohne Schichtarbeit und mit gewissen Entwicklungsmöglichkeiten und erfährt jetzt sogar ein wenig kollegiale Solidarität. Zugleich aber äußern sich darin ausgesprochen gewerkschaftsfeindliche Tendenzen, wird der Betriebsrat als Haufen hochnäsiger Arbeitsscheuer dargestellt. Erzählt wird das alles ganz locker, manchmal auch witzig, in lebendiger Selbstdarstellung dieser jungen Arbeiterin. Arbeit wird als mögliche Bestätigung der Person erfahren, deutlich wird die Gefahr der psychischen Abwertung und Zerstörung arbeitsloser Jugendlicher beschrieben.

Lebendig erscheint auch die Gestalt des Bernhard Willnow in Hans Georg Noacks Buch „Suche Lehrstelle, biete ...“²⁰. Dieser Titel scheint zu treffen. Was kann ein Jugendlicher bieten außer seiner billigen Arbeitskraft, und was bietet unsere Gesellschaft? „Suche Lehrstelle, biete ... Was hatte er denn zu bieten? Abgeschlossene Hauptschulbildung ... Fleiß ... Ordnungsliebe ... (...) Sauberkeit ... guter Wille ... Eifer ... Ehrlichkeit ...

Tja, was hatte er schon groß zu bieten?“ (S. 137)

Den verbrieften Anspruch auf Ausbildung und frei gewählten Arbeitsplatz verkünden hier nur ominöse Systemveränderer. So bleibt es bei Aushilfsjobs und Unverständnis, bei ersten hilflosen Schritten zu Selbstklärung und gemeinsamer Suche nach dem Ausweg. Da gibt es die Gefahr des Abrutschens in Alkohol und Jugendkriminalität und Verzweiflung. Der Schluß bietet eine als

¹⁹ Erika Hauser: Connie. Aus dem Leben einer jungen Arbeiterin. Signal-Verlag Baden-Baden 1975.

²⁰ Hans-Georg Noack: Suche Lehrstelle, biete ... Signal-Verlag Baden-Baden 1975.

solche auch herausgestellte individuelle Lösung: die Abendschule zum Real-schulabschluß, und der stupide Aushilfsjob wird bei so viel Eifer von einem plötzlich aufmerksam gewordenen Chef durch die kaufmännische Lehrstelle abgelöst. Es ist viel an Problemen hineingepackt, auch positive Elemente, wie die Unterstützung durch die Eltern, was sich als wichtiger Faktor erweist, aber eben nur für individuelle Lösungen, Einzelinitiativen, wie sie auch ein ehemaliger Lehrer anbietet. Aber es gibt z. B. wieder keine Gewerkschaft in diesem Buch, nur den väterlichen Prokuristen und den Studenten, der mit den arbeitslosen Jugendlichen in einer Gruppe diskutiert und mit ihnen eine Demonstration durchführt, mit der sie auf ihre Lage aufmerksam machen wollen. Dieser Student entpuppt sich als zukünftiger Unternehmer, der gemeinsame Interessen nur um abstrakter Systemveränderung willen vorgibt; ein Zeitungsbericht, der ihn kommunistischer Umtriebe in dem Sinne beschuldigt, daß er unwissende Kinder zu parteipolitischen Zwecken unter rote Fahnen lockt, bleibt unkommentiert dahingestellt. Ob die Rede von der Betriebsfamilie und der Gefahr einer sie ganz zerschlingenden Krankheit, wenn auch nur bei einem Mitarbeiter, etwas faul ist (kommunistische Umtriebe!) — ob das wirklich nur Ironie ist? Und wem nützt die abwertende Darstellung von Analysen zur Jugend-arbeitslosigkeit: „Manchmal klang es wissenschaftlicher, manchmal volkstümlicher, bisweilen wurde angeklagt, manchmal auch nur erläutert; einmal wurde die Regierung verantwortlich gemacht, dann wieder die Wirtschaft — nur Hoffnung war nirgendwo zu schöpfen.“ (S. 130)?

So erscheint mir das Buch — anknüpfend am Interesse für ein aktuelles Thema — für Jugendliche kaum nutzbringend; statt Hinweisen auf gemeinsame Möglichkeiten durch Solidarität findet sich doch mehr die Ideologie vom Glück des Tüchtigen.

„... sind halt schlechte Zeiten“

Das Gespräch mit Gloria Behrens über ihre Filme „Von Franz und seinen Freunden“ führte Juliane Schubler.

Gloria Behrens: Die Filme sind gelaufen ab Mitte Februar 76, jede Woche am Sonntagmorgen in der Sendung 11½-Geschichten: Von Franz und seinen Freunden. Sind also hergestellt worden im letzten Sommer, mit einer Gruppe von sieben Jugendlichen — das war die zentrale Gruppe, die die Hauptrollen in den Filmen übernommen haben. Die Filme selber, also die Geschichten, was sich in den einzelnen Folgen abspielt und gesprochen wird, ist mit dieser Gruppe über ca. 1½ Jahre hinweg entwickelt worden. Die sieben Jugendlichen sind aus dem Hasenberg, waren damals zwischen 16 und 17, alles Lehrlinge. Das Zentrum der Geschichte war, daß einer seine Lehrstelle verliert: wie reagieren seine Eltern darauf, was passiert mit ihm selbst.

Ist das den Jugendlichen wirklich so passiert?

Es ist nicht alles auf genau diese Weise passiert, aber der Franz, der Hauptdarsteller in dem Film ist, hat vor zwei Jahren seine Lehrstelle verloren in einem Großbetrieb. Aufgrund dieses Ereignisses haben wir darüber geredet, was denn passiert, wenn man in eine solche Situation kommt; wie reagieren die Eltern, wie reagiert man selber? Eine erste Verknüpfung war damals für uns: wieso kommt es in diesen Stadtvierteln immer wieder zu diesen Schlägereien unter den Jungs? Was sind die Ursachen?

Wie ist dann das Drehbuch entstanden?

Ganz konkret: sie sind jede Woche einmal gekommen, und wir haben uns zusammen an den Tisch gesetzt, haben über die Entwicklung der Geschichten gesprochen und haben dann einzelne Szenen festgelegt. Ich habe das kurz aufgeschrieben, und dann haben wir uns jede einzelne Szene vorgenommen. Die Jugendlichen haben mit verteilten Rollen diese Szenen gespielt, zwischen drei- und sechsmal, je nachdem wie wir Lust hatten, aber auch wie gut eine Szene war. Daraus wurde die endgültige Szene kompromiert, die Dialoge herausgesucht, und zwar nach den Gesichtspunkten: was ist wichtig, und wie formt sich daraus ein Ganzes, also nach dramaturgischen Gesichtspunkten. So hatten wir eine Art Dialogdrehbuch, das dann wieder durchgesprochen wurde. Die Jugendlichen haben das mit verteilten Rollen gelesen und haben auch noch Änderungen angebracht.

Das war doch ein langwieriges und teures Projekt. Wie sah es dabei mit den Finanzen aus?

Ja, vor allem für ein Jugendprogramm, dem nicht zugedacht ist, Spielfilme zu machen, war es sehr teuer. Die Jugendprogramme machen wohl Spielsachen — heute mehr denn je —, aber die haben nicht die Qualitäten von Spielfilmen, das ist wie Kaffeeersatz, die sind genauso dürrig wie früher die Magazinsendungen. Es fehlt vor allem am Geld. Nach den Erfahrungen, die wir mit dem Sender bisher hatten bzw. der Sender mit uns, war es so, daß wir das Projekt in Auftragsproduktion bekamen. Da bestand keine Gefahr — für den Sender — daß wir die Kalkulation überziehen. Solche Projekte sind ja teuer, wenn man

sie anständig machen will. Als wir die Verhandlungen führten, lag unsere Kalkulation ein Viertel über dem, was der Sender dann gab bzw. geben konnte. Da gab es dann von seiten der Geldverantwortlichen bis ins ästhetische Detail gehende Einsparungsvorschläge: „machen Sie diese Szene doch in drei Großaufnahmen, anstatt mit dieser Totalen ... brauchen Sie nicht so viel Licht, keine Statisten, das kommt auf dem Bildschirm auch besser rüber.“ Das ist also das Denken, das mitverantwortlich ist für die Öde des jetzigen Fernsehprogramms. Man kann einsparen, billig produzieren, aber gerade so geht's nicht. Die Programmverantwortlichen haben uns verstanden und auch geholfen.

Es ist ja bekannt, wie wenig, wirklich wenig Geld die Jugendprogramme haben, und da haben wir dann doch relativ gute Produktionsbedingungen gehabt. Für so einen Film mit Laien braucht man schon mal eine relativ lange Drehzeit, um Überbelastungen zu vermeiden, man braucht ein relativ großes Drehverhältnis, oft wird mit zwei Kameras gedreht, man braucht ein gut ausgestattetes Team, das ziemlich hart arbeiten muß, weil die ganze Konzentration beim Drehen bei den Jugendlichen liegt, man kann gar nicht viel Rücksicht nehmen auf die Technik u. s. w. Die Einschaltquoten der vier Episoden lagen dann auch bei 8 Prozent, 9 Prozent, 9 Prozent plus, 13 Prozent. Das liegt ziemlich über dem sonstigen Schnitt.

Mir ist aufgefallen: Die Filme sind sehr langatmig und haben nicht den Unterhaltungswert, den man von Filmen für Jugendliche erwartet. Wie kann man diese Filme, die insgesamt zwei Stunden dauern, einsetzen?

Das muß man halt sehen. Es ist auch unterschiedlich nach den Erwartungen. Ich hab den Film mal in der Berufsschule vorgeführt, die hatten Jugendarbeitslosigkeit zum Thema, da war von Anfang bis Ende eine gute Konzentration. Auch von anderen Vorführungen hab ich gehört, daß die Jugendlichen gern und bis zum Schluß hinschaun.

Natürlich, der Film ist als Serie konzipiert: viermal eine halbe Stunde. Man könnte also jetzt je nachdem einzelne Episoden rausnehmen. Aber die Erfahrungen haben Mut gemacht, doch die ganzen 2 Stunden zu zeigen und den Film nicht schon vorweg, sozusagen zur thematischen Verwertung, zu erteilen.

Warum hast Du die Filme in der Art gemacht, daß sie eigentlich nicht mehr sind als eine Erfahrungswiedergabe zum Thema Jugendarbeitslosigkeit?

Also, da muß ich erst mal ein Mißverständnis ausräumen, das auch häufig in Kritiken aufgetaucht ist. Es geht in den Filmen keineswegs darum, irgendein bestimmtes Thema aufzugreifen und in einer Geschichte darzustellen, sondern der Weg ist anders herum, ich habe versucht, mit den Jugendlichen zusammen aus ihrem Leben was zur Darstellung zu bringen. Und da war die Sache mit der Arbeitslosigkeit wichtig, wichtig war auch das Verhältnis Lehrling zu Meister, wie man sich untereinander oder mit den Eltern versteht, oder, sehr schlimm, der Alkohol. Aber es ist in keinem Fall so, und ich glaube, das ist auch eine Sache, die einem weitgehend übel genommen wird, es ist nicht das Thema: „Jugendarbeitslosigkeit“, es ist nicht das Thema: „Generationskonflikt“ oder Thema: „Alkoholismus“; es ist der Versuch gemacht worden, mit so einer Geschichte von einem Jugendlichen, das Leben in seinen Zusammenhängen umfassend darzustellen. Viele können sich die Welt wie im Deutschunterricht nur aus

Themen bzw. Themenkomplexen zusammengesetzt denken, das hält sie auf Distanz.

Du sagst — umfassend darzustellen. Das Zentrale ist für die Jugendlichen die Erfahrung: keine Ausbildungsmöglichkeiten, keine Lehrstellen (nach Wunsch), keinen Arbeitsplatz. Das ist lebensbestimmend gewesen für etwa 400 000 Jugendliche in der BRD im Jahr 1975, als der Film gedreht wurde. Es wird aber in dem Film nie deutlich, daß die Entlassung nicht nur das persönliche Mißgeschick von Franz und seinen Freunden ist, sondern daß dahinter ein Strukturproblem steckt.

Ja, das ist also ein Problem, auch eine Entscheidung, was für Filme man macht. Ich würde sagen, man kann genauso einen Film machen, der die Jugendarbeitslosigkeit analysiert. Dieser Film ist von einem ganz anderen Punkt aus gemacht.

Das ist die Frage, was so ein Ansatzpunkt leisten kann. Daß er nur Abbild ist von Haltungen von Jugendlichen, die sie alle kennen, aber nicht versucht, zu erklären und weiterzuführen.

Die Frage war: wie empfindet jemand das, der in so einer Situation ist. Das heißt, was in den Filmen sichtbar werden soll, ist eine subjektive Sicht, oder: die Geschichte, die einer erlebt, wenn er mit dieser Sache konfrontiert ist. Wo er selber gar keine Analyse macht, was nicht heißt, daß er nicht nachdenkt. In einem Gespräch in der Kneipe gibt es einige Gedanken, so weit man dort halt damit kommt. Für die Jugendlichen ist es in der jetzigen Situation unheimlich schwer, von sich her genau zu analysieren, und zwar so, daß es auch für sie einen Nutzen hat. Und das ist ja der Ausgangspunkt des Films. Da ist eine subjektive, „unanalytische“ Haltung gegenüber diesen Phänomenen, mit denen man konfrontiert ist und wo man erst mal reagiert.

Was ich glaube, was durch die Geschichte geleistet wird, das sind bestimmte Verknüpfungen. Also der Versuch, und das ist auch den Jugendlichen über die Filmarbeit oder die Arbeit an der Geschichte klar geworden, für bestimmte Verhaltensweisen Zusammenhänge zu finden. Wenn man säuft oder eine Schlägerei macht, macht man das nicht, weil man ein schlechter Mensch ist oder eben Alkoholiker, da gibt es Gründe: wenn man sich unnütz vorkommt, keine Arbeit hat und kein Geld.

Es sieht nur am Ende so aus, als seien die Probleme gelöst, wenn die Jugendlichen für sich auf irgendeine Art damit fertig werden. Der Franz hat das ja geschafft. Doch hätte er sich nicht einmal fragen müssen: Warum bin ich eigentlich in der Situation und meine Freunde auch?

Ja, das ist die Frage. Franz sagt einmal, das ist so eine typische Wendung: sind halt schlechte Zeiten. Wie ist die Situation wirklich. Wo sind die Ansatzpunkte bei den Jugendlichen, sich Fragen zu stellen, wo sind ihre Handlungsmöglichkeiten.

Diese Frage stellt der Film nicht und beantwortet sie deshalb auch nicht.

Was in dem Film hier gezeigt wird, ist der Versuch, sozusagen der individuelle Versuch, daß der Franz sich in Freundschaft für den Harry einsetzt und versucht, bei seinem Chef eine Lehrstelle zu bekommen. Immerhin ist das ein ziemlicher Schritt für die Person, so etwas überhaupt zu machen. Der Franz

sagt nicht: das ist dem Harry sein Bier, sondern: da kümmer ich mich. Daß der Schritt, wenn Du so willst, gesellschaftlich ohne Folgen ist, daß er nicht die Ursachen der Jugendarbeitslosigkeit beseitigt oder, daß er überhaupt gar nicht die letzten Ursachen der Jugendarbeitslosigkeit im Kopf hat, das ist so.

Aber der Schluß geht dann an der Wirklichkeit vorbei, er ist zu optimistisch, wie Du selbst gesagt hast. Warum?

Wir haben immer wieder darüber gesprochen, wie es ausgehen kann: sie wollten keinen Schluß, der einen unheimlich deprimiert zurückläßt, sie wollten ein happy-end — obwohl es ja kein richtiges happy-end ist. Franz geht in gewisser Weise als Sieger aus der Sache hervor. Obwohl er doch eine ganze Reihe schlechter Erlebnisse hinter sich hat und sich auch gegenüber seinen Freunden nicht gut verhalten hat, trotzdem, am Schluß hilft er Harry, und er zeigt, daß er weiß, daß jetzt nicht alles rosig ist.

Da deutet sich also eine Erkenntnis von gesellschaftlichen Zuständen an? Wenn das mehr herauskäme, würde der Schluß auch überzeugender.

Franz sagt am Schluß zu Harry: ich weiß, Du kostest ihm einiges Geld, aber ich weiß genau, daß er an Dir verdient, und deshalb nimmt er Dich auch, wenn er Dich nimmt. Und das ist sicher nicht dumm oder täuschend, was der Franz da sagt.

Es gibt eine Reihe von Jugendlichen, die schließen sich Initiativen gegen Lehrstellenabbau und Jugendarbeitslosigkeit an, auch hier in München.

Gibt es, ja, ich kenne mich da nicht so aus, aber das sind Initiativen unter Führung von Sozialarbeitern oder Leuten, die sich besonders interessieren und einsetzen. Diese Jugendlichen sind mit sowas nicht konfrontiert gewesen.

Du zeigst in Deinem Film, daß die Jugendlichen sich nicht zu wehren wissen, aber Du gibst Ihnen auch keine Hilfe.

Das ist schwer. Ich muß genau hinschauen auf die Situation und auf die Verhaltensweisen und dies dann möglichst genau zur Darstellung bringen. Darin sehe ich meine Aufgabe, und das ist ein gegenseitiger Lernprozeß mit den Jugendlichen. Der Film ist darstellend, nicht auffordernd, er versucht genau und richtig zu zeigen. Darin sollte er auch eine Hilfe sein.

Walter Gerlach Die verlorene Ehre der Kulturträger Ein Lit-Thriller

Der Ofen ist aus. Das Spiel ist gemacht. Die schönen Tage sind vorbei. Matthäi am letzten. Wir schreiben 1984.

Die Prophezeiungen der Orwells, Bradburys, McLuhans sind eingetroffen.
Mehr noch: Es kam schlimmer als vorausgesagt.

Die Buchmesse 1978 verzeichnete einen neuen Teilnehmerrekord. 86 Aussteller aus 8 Ländern präsentierten 173 Titel. 1979 ergab eine Allensbach-Umfrage: 92 % aller bundesdeutschen Haushalte buchlos. Den Todesstoß erhielt das alte Medium, als 1980 ein Hamburger Konzernchef Bundeskanzler wurde (Wahlkampfslogan: Wir wollen eine große Familie sein), der 1981 das Anti-Buch-Gesetz unterzeichnete und in der Tagesschau von „Büchern, die Ruhe und Harmonie stören, die Aufmüpfigkeit fördern, kurz: Staatsfeinde sind“ sprach. Buchbesitz wurde mit mindestens fünf Jahren Gefängnis geahndet. Gedruckt werden durften nur noch Regierungserklärungen, zensierte Comics und Fernseh-Programmzeitschriften. Das Wort Buch mußte grundsätzlich in Anführungszeichen gesetzt erscheinen. Den Nobelpreis für Literatur 1982 erhielt Ben Flit, Cheftexter einer New Yorker Werbeagentur. 1983 richtete eine private Fernsehanstalt im ehemaligen Domizil des Börsenvereins des Deutschen Buchhandels ihre Studios ein, das Goethehaus diente den Angestellten als Kantine. Marcel Reich-Ranicki moderierte die beliebten Kaufhof-Modenschauen mit Luise Rinser als Mannequin und Hans Habe als Dressman. Willy Droemer und Fritz Molden gründeten zusammen das Heiratsinstitut „Droemolo“; Siegfried Unseld verwirklichte einen Jugendtraum und ließ sich zum Dompteur ausbilden; Gerhard Zwerenz wurde Hör-zu-Chefredakteur, Heinrich Böll Kölner Kardinal, Klaus Wagenbach offerierte die Busfahrten „Berlin bei Nacht“ und Arno Schmidt löste Robert Lembke beim „Heiteren Beruferaten“ ab.

Das Ende des Buchzeitalters war angebrochen, unwiderruflich.

Wirklich?

Im Oktober 1984 stellt ein Mann sein Whiskyglas zur Seite, zündet eine Kerze an, schleicht die Kellerstufen hinunter und öffnet leise eine schwere Eisentür, die in einen fensterlosen Raum führt. Der Mann verriegelt die Tür von innen und stellt die Kerze auf den Boden. Ihr Schein zuckt über Leinen- und Halbledereinbände: Bücher! Bücher! Stapelhoch!

Franz Beckenbauer gehört zu den wenigen unerschrockenen schwarzweißen Untergrundkämpfern. Tagsüber als Tankwart sein Brot verdienend, steigt er jeden Abend in den Keller. Heute schafft er den ganzen A.M. Textor, „Sag es treffender“. Weit nach Mitternacht tastet er mit müden Augen wieder die Treppe hoch, fällt, erst halb ausgezogen, in sein Bett und ist sofort fest eingeschlafen.

„Franz!“
„Mmghmmhmm.“
„Franz! Franz! Hörst du mich?“
„Wer... wer bist du?“
„Man nennt mich den Erfinder des Buchdrucks...“
„Mannomann! Gutenberg!“

Da steht er, der alte Meister, wahrhaftig. In seinen Händen hält er ein aufgeschlagenes Buch. Beckenbauer richtet sich auf und buchstabiert: „Du bist meine letzte Hoffnung in diesen finsternen Zeiten. Steh auf, zieh dich an und fahre nach...“

WOHIN SOLL FRANZ FAHREN? WAS HAT GUTENBERG AUSGEHECKT? WAS WIRD FRANZ TUN, WENN ER AUFWACHT? GIBT ES EINEN WEG, DER AUS DER MISERE FÜHRT? BEGINNT EIN NEUES BUCHZEITALTER?

VERSÄUMEN SIE NICHT DIE FORTSETZUNG DIESER ATEMBERAUBENDEN THRILLERS! IM KÜRBISKERN NR. 1 / 1985.

AUFFORDERUNG

In der KLEINEN ARBEITERBIBLIOTHEK des Damnitz Verlag wird ein Sammelband erscheinen zum Thema:

JUGEND UND KRISE

Der Band soll ganz verschiedene literarische Texte enthalten — Erzählungen, Gedichte, Kurzprosa, Reportagen u. ä. — mit dem „gesellschaftlichen Bezug, der mit ‚eingreifendem Denken‘, wie Brecht es nannte, gestaltet werden soll ...“ (aus der ersten Information des *Werkkreises Nürnberg*). Das Projekt ist mit dem *Werkkreis Literatur der Arbeitswelt*, Region Süd, diskutiert worden. „Vor allem kommt es darauf an, bisher nicht erfaßte oder nur oberflächlich gesehene Probleme in unmittelbarer Zusammenarbeit mit der betroffenen Jugend zu erarbeiten, zu vertiefen und literarisch zu gestalten.“ (Aus dem Protokoll des *Werkkreises Süd*, 15. 5. 1976.)
Jeder ist teilnahmeberechtigt. Einsendeschluß: 31. Dezember 1976.

SCHÜLERZENSUR IN BAYERN — FÄLLE UND FOLGEN

PDI-konkret Nummer 4, 1976. 80 Seiten. DM 3,—.
Bestellung beim PDI, Münzstraße 3, 8000 München 2.
Dokumentation von Wolfgang Taubert, Ralph Durchleuchter und Andreas Vogt. Vorworte: Eckart Spoo, Ursel Redepenning, Joachim Schmoldke und Rolf Eckart.

Überblick zur Geschichte der Schülerpresse in der BRD und speziell in Bayern. Zensurfälle in Bayerns Schülerzeitungen, die durch die Allgemeine Schulordnung vom August 1974 möglich wurden. Perspektiven der Jugendpresse, der Jugendpresseorganisation und Schülervertretung. Umfangreiches Register mit Adressenmaterial und Literaturhinweisen. Die Autoren dokumentieren Eingriffe und Verbote, vermitteln Anregungen für Lösungen und Beispiele, wie man die rechtliche Hürde zu nehmen ist.

Rudi Bergmann Blaue Blume und rote Nelke

Kulturarbeit der Naturfreunde

Am 22. März 1895 erschien in der *Wiener Arbeiter Zeitung* diese Anzeige: *Naturfreunde werden zur Gründung einer touristischen Gruppe eingeladen. Ihre Adresse unter Natur 2080 einsenden an Expedition.*

Auftraggeber dieser unscheinbaren Annonce war der aus Schlesien stammende Lehrer Georg Schmidl, der sich zum radikalen Flügel der sozialistischen Bewegung in Österreich bekannte.

Wien war Hauptstadt der kaiserlich-königlichen Doppelmonarchie und größter Arbeitsmarkt von Ost- und Südeuropa. Rund sechzig aristokratische Familien und dreißig bis vierzig Bischöfe teilten sich den Staat als ihren persönlichen Besitz auf. Die Lage der Arbeiterklasse war schlicht katastrophal: Zwölf- bis Sechzehn-Stundentag, kärgliche Entlohnung, kein Urlaub, Unfallvorschriften und Arbeitsschutz unbekannt. Von rund 6 Mill. Einwohnern durften 1891 nur 1,7 Mill. wählen. Im Jahr 1896 hatten 1,7 Mill. Wähler des Bürgertums viermal soviel Vertreter im Parlament wie die 5 Mill. Arbeiter.

In dieser Situation der politischen und wirtschaftlichen Rechtlosigkeit suchten die Werktätigen vorzugsweise in zwei Formen ihrem Elend zu entgehen bzw. es zu bekämpfen. Einmal in den zahlreichen Kneipen und Schnapsbuden, zum anderen in den Organisationen der Arbeiterklasse. Die sozialistische Arbeiterbewegung war ideologisch buntscheckig: Sie reichte vom enthusiastischen Messianismus und nüchternen Fabianismus bis hin zu reformistischem Gewerkschaftsgeist und dem revolutionären Marxismus. Gemeinsam war die Erkenntnis, daß die bestehende Ordnung keine gottgewollte Naturerscheinung darstelle, daß sie veränderungsbedürftig sei.

„Mit dem wachsenden Klassenbewußtsein rückte die soziale Frage in den Vordergrund. Kulturelle Bedürfnisse stellten sich ein. Sollte nur der Besitzende Anteil am Schönen haben? Waren die Wunder der Erde nicht für alle geschaffen? Diese Frage revolutionierte die Herzen und Hirne der Werktätigen, sie verliehen der Bewegung Schwung und Kraft. In die gärende, kampferfüllte Zeit fiel die Sternstunde der Naturfreunde-Idee. Hand- und Kopfarbeit schufen die Grundlage zur Naturfreundebewegung, die sich zu einer der schönsten Freizeitbewegungen des zwanzigsten Jahrhunderts entwickelte.“¹

Dem Aufruf Schmidls folgten unter anderem der Sensenschmied Alois Rohrauer, den man — romantisch verklärt — zum Apostel der Naturfreundeidee machte; Dr. Karl Renner, der 1926 erster Kanzler der Republik Österreich wurde und nach dem Weltkrieg Bundeskanzler der zweiten Republik; der Schriftsetzer Leopold Happisch, der viel zur Entwicklung der Organisation zu jenem Weltverein beitrug, der sich später Naturfreunde-Internationale nannte.

Die Sozialdemokratische Partei stand den Anstrengungen der Organisation eher reserviert gegenüber, da sie befürchten mußte, der notwendige gewerkschaftliche und politische Kampf könnte durch die kulturellen Aktivitäten geschwächt wer-

den. Dennoch entwickelte sich die Organisation rasch, ihre Mitglieder blieben weiter in Partei und Gewerkschaft tätig, leisteten darüber hinaus Kultur- und Freizeitarbeit. Dank des beachtlichen Klassenbewußtseins der Mitglieder bildete die Naturfreundebewegung einen deutlichen Gegenpol zu den bürgerlichen Wander-, Kultur- und Sportvereinen.

Am 27. Juli 1905 bildete sich in München der erste Ortsverein außerhalb Österreichs; der Grundstein zur Internationalisierung der Naturfreundebewegung war gelegt.

I

Der Kampf der deutschen Arbeiterklasse um den Achtstundentag und um bezahlten Urlaub war begleitet von einer starken kulturellen Entfaltung der Bewegung selber. Der Naturfreundeverein, der allein im Gau Schwaben 1923 über 95 Ortsgruppen verfügte und nahezu 13 000 Mitglieder organisiert hatte, bildete Fachgruppen auf kulturellem und sportlichem Gebiet. Naturfreunde leisteten einen richtungsweisenden Beitrag zur Entwicklung der Arbeiterfotografie und zum Arbeiterlied, waren anerkannt auf dem Sektor der Natur- und Kulturgeschichte. Eine kulturelle Höchstleistung war die Errichtung der Naturfreunde-häuser und -hütten, in denen sich die Arbeiterfamilien erholen konnten, in denen die Zirkel und Veranstaltungen durchgeführt und die Bildungsarbeit geleistet wurde — damals wie heute.

Der Auseinandersetzung mit tagespolitischen Fragen mußte sich die Naturfreundebewegung ebenso stellen wie jener, die im Zusammenhang mit der organisatorischen Spaltung der Arbeiterbewegung stand.

Die Mitglieder, die laut Beschluß der Reichskonferenz von 1924 in einer der beiden Arbeiterparteien organisiert waren, bemühten sich in ihrer Mehrzahl, innerhalb der Organisation solidarisch zusammenzuarbeiten. Dennoch gab es Bestrebungen innerhalb des Vereins, „rote Sport- und Kultureinheiten“ zu gründen. Auch wurden viele „kommunistisch orientierte“ Ortsvereine von der Reichsleitung, die sich der Politik der rechten SPD-Führung verbunden fühlte, ausgeschlossen.

Trotz allen Widersprüchlichkeiten und Ungereimtheiten blieb die Einheit der Organisation erhalten. Sie war eine der wenigen Vereinigungen während der Weimarer Republik, in denen Sozialdemokraten und Kommunisten gemeinsam den Kampf führten gegen Inflation, Rüstung, Arbeitslosigkeit, gegen die sich abzeichnende Gefahr des Faschismus.

Die Nazis verboten 1933 die Naturfreundeorganisation; viele Mitglieder und Funktionäre beteiligten sich am illegalen Kampf, viele wurden im KZ ermordet. Ein Jahr nach dem Verbot der deutschen Sektion wurde unter der klerikal-faschistischen Regierung Dollfuß auch die österreichische Stammorganisation aufgelöst.

II

Nach der Befreiung vom Hitlerfaschismus konstituierte sich in den Westzonen sowohl der Gesamtverband der Naturfreunde als auch die schon seit 1926 bestehende Naturfreundejugend als eigenverantwortliche Gliederung — unter den

¹ Emil Birkert: Von der Idee zur Tat; o. J., o. O. (Stuttgart 1970), S. 12.

Bezeichnungen: Touristen-Verein „Die Naturfreunde“ (TVDN) und „Naturfreundejugend Deutschlands“ (NFJD) — aufs neue. In der späteren DDR gliederten sich die verschiedenen Teile der Organisation vorzugsweise dem dortigen Kulturbund an.

Unter dem Motto *Nicht nur hören, sondern mitmachen* wurde der Verein aufgebaut: Kulturgruppen, Kabarett, Theatergruppen, Orchester von Akkordeon- und Gitarrenspielern, Wandergruppen, Diskussions- und Bildungszirkel organisierten sich. Die von SS und SA konfizierten Häuser gingen an die rechtmäßigen Besitzer zurück. Diese erste Aufbauphase war vom Geist der Entnazifizierung und des demokratischen Neubeginns geprägt, mit dem so viele — später enttäuschte Hoffnungen — verknüpft waren. „Das Wissen um die Entstehung und Entwicklung der deutschen Arbeiterbewegung muß wieder aufgefrischt werden, den Älteren zur Erinnerung, den Jüngeren zum Verständnis der Vergangenheit und zur Erkenntnis der Bedeutung dieses historischen Ereignisses in der Gegenwart. Dem einstigen bürgerlichen Personenkult der Kriegshelden, der Operettensänger und Filmdivas stellen wir die markigen Gestalten der Arbeiterbewegung entgegen. An die Stelle der Landknechts- und Soldatenlieder treten unsere Wanderlieder, treten wieder die alten köstlichen Volkslieder.“

Wir müssen uns aber auch mit dem Gedankengut des Faschismus auseinandersetzen. Vorträge über ‚Rassenfrage‘, ‚Kampf um Lebensraum‘, ‚Wesen und Ursache des Faschismus‘ sollen in unser Programm einbezogen werden. Wir müssen unseren Teil dazu beitragen, um die üble Lehre des Rassenhasses auszurotten. Vorträge über ‚Erlebnisse in den KZ's‘ sollen nicht fehlen. (. . .) Den Kampf gegen Militarismus und Reaktion, gegen die feindlichen Mächte jeglichen Fortschritts müssen wir entschieden weiterführen. Er ist bitter notwendig. Die beste Waffe, der beste Lehrmeister ist hier der Verlauf der deutschen Geschichte selbst.“²

III

Ostern 1948 versammelten sich im Naturfreundehaus Tromm im Odenwald Jung-Naturfreunde zur „Ersten Interzonentagung der Jugendleiter“; 1951 wurde dann die erste Bundesjugendkonferenz durchgeführt.

In der Entschließung der Odenwalder Tagung hieß es: „Wir Jugendleiter erblicken in den Gedanken und Ideen der internationalen Solidarität und der Völkerverständigung die stärkste Stütze und die höchsten Ziele der Naturfreundebewegung überhaupt. Die besondere Lage der deutschen Jugend erfordert es, daß gerade diese Ideen vertieft und verbreitet werden. . .“

Achtundzwanzig Jahre nach diesem eindringlichen Appell, just im Jahr der Bundestagswahlen, witterte die CDU/CSU verfassungsfeindliche Umtriebe innerhalb der NFJD, da diese neben ihren internationalen Beziehungen zu westeuropäischen Jugendorganisationen auch Kontakte zu Jugendorganisationen verschiedener sozialistischer Länder unterhält. Besonders jene zur *Freien Deutschen Jugend* der DDR sind den Parteichristen der Bundestagsfraktion ein Dorn im Auge. Die konkreten Arbeitsvereinbarungen zwischen NFJD und FDJ — über

² Emil Birkert: Unsere Bildungsarbeit in Vergangenheit und Gegenwart; o. J., o. O. (Referat zur Landeskongress der Naturfreunde Nordwürttemberg, Stuttgart 1946).

deren politische Aussagen man zweifellos unterschiedlicher Auffassung sein kann — wurden flugs zu „Freundschaftsverträgen“ umgetauft. Einige Artikel über eine DDR-Reise im Jugendverbandsorgan *schnittpunkt* wurden neben der Zugehörigkeit dreier Mitglieder — von zehn insgesamt — der Bundesjugendleitung zur DKP als „Beweis“ für die Bolschewisierung der Organisation ins Feld geführt, also auch ihr unterstelltes Eintreten „für den ‚realen Sozialismus‘ nach dem Beispiel der sozialistischen Länder, insbesondere der DDR und UdSSR (. . .)“, wie es in der am 6. Januar 76 eingebrachten Anfrage an die Bundesregierung heißt.

Am 8. April 76 beschloß der Haushaltsausschuß des Deutschen Bundestages, einen Teil der Bundesjugendplanmittel für die Naturfreundejugend qualifiziert zu sperren. Eine Streichung der Mittel, wie dies die CDU/CSU beantragte, zeitweise wohl auch mit Unterstützung einiger FDP-Haushaltsausschußmitglieder, scheiterte an der ablehnenden Haltung der Sozialdemokraten.

Auch ein neuerlicher Versuch der CDU/CSU-Fraktion, diesmal gleich im Plenum des deutschen Bundestages während der Lesung des Haushalts 76 gestartet, die Mittel der Organisation endgültig zu streichen und damit ihre Handlungsfähigkeit einzuschränken, scheitert abermals.

Proteste nahezu aller bundesdeutschen Jugendorganisationen tragen erheblich zur Ablehnung bei. Schriftsteller wie der VS-Vorsitzende Amery, Drewitz, Troll, Chotjewitz, Engelmann, Kroetz, Hey, Runge, Hannsman, Zwerenz, bildende Künstler wie Alvermann, Scherkamp, Schelleman und HAP Grieshaber, die Liedermacher Degenhardt, Kittner, Lerryn, Hein und Oss, Floh de Cologne fordern die Aufhebung der Mittelsperre für die Freizeit- und Kulturorganisation.

IV

Das politische, kulturelle, touristische und sportliche Spektrum der Naturjugend ist ausgesprochen breitgefächert und differenziert zu bewerten. Die Schwerpunkte der Arbeit sind von Landesverband zu Landesverband, von Ortsgruppe zu Ortsgruppe anders gewichtet. Einheitlichkeit heißt nicht absolute Gleichheit der Tätigkeit. Großveranstaltungen auf Bundesebene zum Thema Umweltschutz (Dortmund 1973) und Freizeit und Kultur (Dortmund 1974), Kultur- und Sporttreffen (Marburg 1975) gehören ebenso dazu wie Landes- und Ortsseminare über Kulturtheorie, Songgruppen- und Theaterarbeit, Volkstanz, zentrale und regionale Pfingst- und Sommercamps, touristischer und politischer Jugendaustausch.

Bestandteil der Arbeit war und ist die internationale Solidarität, der Kampf gegen den Abbau demokratischer Rechte, gegen Berufsverbote, gegen die Jugendarbeitslosigkeit — von diesen Repressionen sind auch Naturfreunde erheblich betroffen. Unbestritten ist das Verdienst der NFJD in der Zeit der Ostermarschbewegung, nicht zu übersehen ihre Aktivitäten gegen die Notstandsgesetze. Die Entspannungs- und Friedenspolitik fand die ungeteilte Unterstützung aller Naturfreunde. Die jungen Naturfreunde arbeiten in der Naturfreundejugend-Internationale mit, wo sie den Vize-Präsidenten und den Gene-

ralsekretär stellen. Ein nicht zu unterschätzender Teil der Arbeit vollzieht sich im Rahmen des Deutsch-Französischen Jugendwerkes.

Das manchmal belächelte Wandern der Naturfreunde dient der „Pflege des Geistes der Gemeinschaft und Solidarität. Unter sozialem Wandern verstehen wir das Schauen und Lernen beim Wandern, das Sammeln sozialer Einsichten und Kenntnisse. Unsere Art des Wanderns ist gleich weit entfernt von Natur-schwärmereien wie vom seelenlosen Sportbetrieb. Für uns handelt es sich darum, die Landschaft nach all ihren Kulturbeziehungen zu durchdenken.“³

Die Kultur- und Freizeitarbeit der Naturfreunde war nie Beiwerk zur politischen Arbeit, vielmehr Inhalt dieser Arbeit selber. „Naturfreund heißt für den fortgeschrittensten Teil der Mitglieder: die Aneignung und Entwicklung kultureller Ergebnisse und Prozesse, die geeignet sind, Veränderung im Sinne einer neuen Gesellschaft zu ermöglichen.“⁴ Das ist die geschichtliche Aufgabe der Naturfreunde Bewegung als Kulturfaktor im Dienste der Arbeiterklasse.

Dieses Kulturverständnis schließt den Schutz der „blauen Blume“ ein, wie Becher es einmal forderte, und lehnt das Zerschlagen der Marmorstatuen der Schönheit ab, vor dem Heine seinerzeit warnte. Sicher gibt es auch in der Naturfreunde Bewegung „proletkultartige Abwege“, wie könnte dies in einer politisch, kulturell und sozial in vielem heterogenen Organisation anders sein.

V

Eingestanden werden muß, daß die Verwirklichung des Anspruchs, eine der wesentlichen Kultur- und Freizeitorganisation der arbeitenden und lernenden Jugend zu sein, eine ständige Aufgabe bleibt, die sich keinesfalls so gradlinig realisiert, wie dies den Anschein haben mag. Was — neben vielem anderen — Naturfreundearbeit in der Praxis der mühsamen täglichen Gruppenarbeit sein kann, sei kurz dokumentiert. Der Beitrag, geschrieben von Mitgliedern der Jugendgruppe Mannheim-Rheinaus für die von der CDU gescholtene Zeitschrift *schnittpunkt*, deckt Tendenz und Schwierigkeiten der Arbeit auf:

Volkstanz und Singen

Der Volkstanz ist bei vielen Naturfreunde Gruppen verpönt. Dies liegt nicht zuletzt daran, daß man dem weitverbreiteten Vorurteil entgegentreten will, die Naturfreunde Jugend sei ein reiner Wander- und Volkstanzclub. Dabei verfällt man dann leicht in das andere Extrem, daß man den Volkstanz völlig aus der Gruppenarbeit streicht. Wir glauben, daß wir als Naturfreunde eben auch die Aufgabe haben, überliefertes Kulturgut zu pflegen und weiterzugeben. Dazu gehört die Pflege des Volkstanzes ebenso wie das Singen.

Volkstanz und Singen sind nicht einfach nur eine Freizeitbeschäftigung, die sehr viel Spaß machen kann, sondern beides kann als Mittel zur Erreichung des Zwecks unserer Arbeit eingesetzt werden.

Volkstanz und Volkslied sagen oft sehr viel über Mentalität und Lebensgewohnheit der jeweiligen Völker aus. Das Singen und Tanzen kann Anlaß sein, sich mit

³ Rudi Bergmann: Die Natur und den Frieden bewachen sind eins; in: Die Kinder des roten Großvaters erzählen; Fischer-Taschenbuch-Verlag, 1976, Frankfurt/M., S. 176.

⁴ Emil Birkert: ebenda.

der Situation dieser Völker, ihrer Geschichte und ihren Freiheitskämpfen auseinanderzusetzen.

Tanz und Lied sind aber auch ideal zur Gestaltung von Veranstaltungen und Festen.

Wir möchten hier kurz schildern, wie wir z. B. ein Frühlingsfest unter dem Motto „80 Jahre Naturfreunde Bewegung — für Frieden und internationale Freundschaft“ gestaltet haben. Zu diesem Frühlingsfest haben wir auch unsere Ortsgruppe eingeladen.

Wir hatten gemeinsam mit der Kindergruppe ein buntes Programm mit Gedichten, Tänzen und Liedern aus verschiedenen Ländern in verschiedenen Sprachen und Sketchen zusammengestellt. Das Programm sollte zugleich unterhaltend sein und konkrete inhaltliche Aussagen machen.

Wie lief dieses Programm nun ab? Was wollten wir eigentlich damit aussagen?

Hier muß man kurz einfügen, daß unsere TVDN-Gruppe in Ma-Rheinau den politischen Auftrag des TVDN zum größten Teil ablehnt. Bei solchen Veranstaltungen wollen sie schön unterhalten und nicht mit Problemen konfrontiert werden. Wir standen also vor dem Problem, den Erwachsenen einerseits ein Programm zu bieten, das sie als schön empfanden, andererseits wollten wir aber doch auf unsere politischen Aussagen nicht verzichten. Uns ging es darum, aufzuzeigen, daß der TVDN eben einen politischen Auftrag hat, und daß wir als Teil einer internationalen Bewegung unseren Teil für Frieden und internationale Freundschaft beitragen müssen.

Die Begrüßung wurde in Form eines Gedichtes gehalten. Es handelt sich dabei um den Prolog Nr. 1 von Hans Huldreich Büttner. Das Stück sagt etwas aus über Auftrag und Idee der Naturfreunde Bewegung:

Nicht nur zu den Gipfeln der Berge
wollten sie aufsteigen
und aus dem nie versiegenden
Quell der Natur trinken,
sondern noch höher hinauf
zu den Gipfeln edler und reiner
Menschlichkeit ging ihr Bestreben.
Das war, das ist und das wird
unser Ziel bleiben
solange die Erde besteht.

Es wird aber auch auf das Verbot während der faschistischen Schreckensherrschaft Bezug genommen und schließlich dazu aufgerufen:

Vorwärts!
heißt unsere Parole
und das Ziel:
dem Menschen zu dienen.
Nicht das Erreichte zu preisen
ist der Sinn dieser Stunde.

Im Anschluß an dieses Stück brachten wir ein Sprechstück mit Liedern, in dem wir in Versform versuchten, darzulegen, daß wir heute das fortsetzen wollen, was vor 80 Jahren begonnen wurde:

*Daß auf der weiten herrlichen Erde
Freiheit und Friede und
Menschlichkeit werde.*

Wir brachten darin aber auch zum Ausdruck, daß wir dabei nicht im Stumpfsinn und Pessimismus versinken, sondern daß wir dabei auch fröhlich sind, uns unterhalten, daß wir auch wandern, singen und tanzen. So hatten wir in das ca. 90 Min. dauernde Programm auch drei Volkstänze aus verschiedenen Ländern eingebaut.

Dazwischen führte unsere Kindergruppe noch „Die Rübe“ als Singspiel — nach dem Lied von Christiane und Frederik — auf und brachte das Gedicht „Kindsein ist süß? — Kindsein ist mies!“

Je ein weiterer lyrischer Beitrag von Kinder- und Jugendgruppe war einmal das Gedicht „Soll man oder soll man nicht?“ und der Prolog des Herzens von H. H. Büttner.

Dazu kamen Volks-, Kinder- und Arbeiterlieder aus verschiedenen Ländern, die wir auch in verschiedenen Sprachen sangen. Im Laufe des Programms sangen wir ein tschechisches Kinderlied, antifaschistische Lieder aus Italien und Frankreich (Bella ciao und Der Flug der schwarzen Raben), sixteen Tons, aus der amerikanischen Arbeiterbewegung, Down by the riverside als Antikriegs-Song und als Abschluß des gesamten Programms das Lied Kommt reicht eure Hände.

VI

Gemäß den Traditionen, der politischen Zugehörigkeiten und der sozialen Herkunft der Mitglieder fühlt sich die Naturfreundejugend vor allem den Arbeiterjugendorganisationen, besonders der Gewerkschaftsjugend verbunden. Sie ist Vollmitglied des Deutschen Bundesjugendrings, der Vereinigung von Dachverbänden vieler bedeutender Jugendorganisationen. Diese sinnvolle und notwendige Zusammenarbeit zahlte sich auch im Fall der Mittelsperrung aus. Ausgehend von der Einschätzung, daß der Angriff auf die NFJD nicht isoliert zu sehen ist vom Versuch fortschrittsfeindlicher Kräfte, die Jugendverbandsarbeit zu reglementieren, verabschiedete der Hauptausschuß des Bundesjugendrings eine Resolution — mit den Stimmen der Katholischen und Evangelischen Jugend —, in der die Mittelsperrung als Eingriff in die Autonomie eines Jugendverbandes verurteilt wurde und die Aufhebung der Sperre gefordert wird, was dann auch mit Beschluß vom 30. 5. 1976 gegen die Stimmen von CDU/CSU im Haushaltsausschuß geschah.

Der abermalige und nicht letzte Versuch der Union, im Jugendbereich eine politische Gleichschaltung, notfalls mit den Mitteln der politischen Kriminalisierung und der finanziellen Erpressung durchzusetzen, läßt ahnen, welche Zustände in unserem Land herrschen können, wenn die Unionsparteien im Oktober die Wahl gewinnen. Hecks Worte über die Angenehmlichkeiten im chilenischen KZ-Stadion klingen einem noch immer bedrohlich im Ohr.

Langfristig hätte die Mittelsperre die politische, kulturelle, sportliche und touristische Arbeit der Naturfreundejugend, wenn schon nicht gänzlich lahmgelegt, so doch erheblich eingeschränkt. Betroffen davon wäre eine Organisation gewesen, die in ihren Reihen insgesamt rund 120 000 Erwachsene, Jugendliche und Kinder organisiert hat.

Erasmus Schöfer Bericht über die Streiklage in meinem Betrieb

Liebe Kolleginnen und Kollegen!

Ich habe heute zum sechsten Mal die Arbeit in meinem Betrieb für mehrere Stunden aus Solidarität mit den Forderungen der Drucker niedergelegt und bin in den Sympathiestreik getreten. Mein Chef, der ein freier Unternehmer ist und die Produkte unserer Arbeit auf dem Meinungsmarkt absetzt, hat anfangs protestiert, hat was von unwiederbringlichem Arbeitszeitverlust geweint und von dem Vorsprung, den die Konkurrenz inzwischen erringt, aber ich habe ihm mein Gewerkschaftsbuch gezeigt und gesagt, Boß, habe ich gesagt: die Drucker stehn an derselben Front wie ich! Wenn die sich nicht durchsetzen gegen Springer, Bauer und Grotkamp, dann geht auch unser Betrieb baden! Hab meinen Hut genommen und bin ins Streiklokal gegangen.

Ich arbeite übrigens in einer Schriftstellerei, eine kleine, aber arbeitsintensive Handwerksbude mit einer elektrischen Tippsetzerei — typischer Ein-Mann-Betrieb — aber durch diese kleine Belegschaft ist das Betriebsklima familiär, ich hab die qualifizierte Mitbestimmung durchgesetzt und steh mit dem Chef auf Du und Du. Als vor der 2. Streikversammlung der Düsseldorfer Drucker der Alte gemerkt hat, daß ich wieder die Arbeit aus Sympathie niederlegen wollte, ist er ganz melancholisch geworden, hat sich mit einem Produkt von seinem großen Vorbild aus den klassischen Gründerjahren der Schriftstellerei getröstet, einem gewissen Johann Goethe — der soll damals eine sehr leistungsfähige Sprüchschmiede aus ganz kleinen Anfängen aufgebaut haben. Mit dem Herrn Goethe also hat er geseufzt: zwei Seelen wohnen ach! in meiner Brust — und hat mich laufen lassen. (Man lernt nie aus! Ich hatte gar nicht gewußt, daß der Herr Goethe auch schon in der IG Druck organisiert war. Bißchen blumig hat er diese erfreuliche Tatsache allerdings umschrieben . . .)

Mein Betrieb ist nicht nur hundertprozentig organisiert, sondern auch auf ausgesprochen arbeiter- und umweltfreundliche Produkte spezialisiert. Zukunftsindustrie, mit einem Fachausdruck. Eigentlich müßte uns schon jetzt ein großer Absatz sicher sein, wenn es da nicht auch diese leidigen Strukturprobleme gäbe, wie in der ganzen freien Wirtschaft. Meine Firma ist nämlich ein Zulieferbetrieb für die Meinungskonzerne, die sind eigentlich unsre Hauptabnehmer. Aber die sind hoffnungslos überaltert! Deshalb gibt es da in den letzten Jah-

ren wachsende Absatzschwierigkeiten mit unseren zukunftsweisenden arbeiterfreundlichen Produkten.

Kollegen, ihr werdet sagen, wieso? Die Nachfrage nach solchen Produkten ist doch groß, fast jeder will sie haben, je mehr und billiger, je besser! So ganz einfach ist das wirklich nicht zu verstehen. Ich will zur Erklärung mal den europäischen Agrarmarkt heranziehen – da werden ja, nur zum Beispiel, jedes Jahr zehntausende Tonnen Äpfel, Tomaten, Gurken, Salat usw. weggeschmissen, die jeder Arbeiterhaushalt gern und billig hätte, und warum? Damit der Arbeiter die freie Wahl zwischen Auberginen, Artischocken, Avokados und Kokosnüssen hat und denkt, na gut, Kartoffeln und Äpfel für 30 Pfennig das Pfund wärn mir zwar lieber, aber bin ich eben so frei und eß kalifornische Weintrauben und südafrikanische Ananas zum Mittag.

Genauso ist es in den Medienkonzernen!

Nur daß wir da in die freie Wahl zwischen BILD und Quick, Schlagerparade und Rudi Carrel, Löwenthal und Boenisch getrickst werden!

Ich bin schon froh, daß mein Chef diesen Zirkus nicht mitmacht, sondern konsequent weiter seine original arbeiterfreundlichen Produkte herstellt, auch wenn er dadurch eben keinen so großen Umsatz erzielt. Was die Medienkonzerne gelegentlich von uns kaufen, wird dann allerdings so zubereitet und verpackt, daß man die eigentliche Qualität unsrer Produkte meist gar nicht mehr erkennt. So um und um eingewickelt und ausgewogen sind sie dann, daß die Konsumenten sie leicht mit den normalen Schwindelpackungen verwechseln.

Das hatte mich schon lange geärgert, und je mehr ich gesehen habe, wie nötig das von vielen gebraucht wird, was von unserm und einigen ähnlichen Betrieben hergestellt wird, je mehr hab ich mit meinem Chef diskutiert, daß wir irgendwie von den Medienkonzernen unabhängig werden müßten. Am besten wär natürlich, mein Chef und seine Freunde würden die Medienkonzerne direkt übernehmen und da die Produktion durchgehend modernisieren. Das wäre die klarste und einfachste Lösung. Aber er sagt, das wär im Augenblick nicht drin.

Da hab ich mir Alternativen überlegt, und weil ich in meinem Betrieb, wie gesagt, die qualifizierte Mitbestimmung durchgesetzt habe, ist es uns gelungen, einen zweiten Vertriebsweg aufzubauen, auf dem unsere Meinungen direkt an den richtigen Verbraucher kommen. Ohne den Umweg über die Konzerne. Ich habe dem Chef dazu vorgeschlagen, sich mit all den Betrieben zusammenzutun, die ähnliche Produkte vertreiben wollen und gemeinsam direkt an unsre Abnehmer zu liefern. Erfreulicherweise gab es eine ganze Reihe anderer Schriftstellereien, die genau dasselbe wollten, und so stellen wir jetzt verschiedene Produkte nicht mehr in Konkurrenz, sondern gemeinsam her, andere werden noch in Einzelarbeit gefertigt, aber der Vertrieb wird zentral gesteuert von einer Art Genossenschaft, die sich Werkkreis Literatur der Arbeitswelt nennt. Das hat insgesamt zu einer großen Erweiterung des Angebots geführt, sowohl hinsichtlich der Qualität und Quantität als auch der Palette der angebotenen Konsumartikel. Außerdem haben wir weitere Vertriebsorganisationen entdeckt, die Gewerkschafts- und Arbeiterpresse zum Beispiel, die zwar nicht so leistungs-

stark sind wie die großen Medienkonzerne, dafür aber die Produkte aus unserem und andern vergleichbaren Betrieben original arbeiterfreundlich verkaufen.

Seitdem macht mir das Arbeiten in meinem Betrieb erst richtig Spaß. Mein Chef ist auch ein ganz anderer Mensch geworden, viel dynamischer, seit er für seinen Betrieb wieder eine Zukunftsperspektive sieht.

Zum Schluß, Kolleginnen und Kollegen, möchte ich nochmal auf euern Streik zurückkommen. Ihr arbeitet ja zum einen Teil in den Medienkonzernen selbst, zum andern Teil seid ihr mit euren Arbeitsplätzen von ihnen und ihrem Gutdünken abhängig. Und ihr habt bei dem Streik gemerkt, wie selten oder gar nicht Produkte aus Betrieben wie meinem dort angeboten werden, Produkte, die wirklich euren Bedürfnissen entsprechen. Ein Beispiel von vielen dafür war, daß man im Fernsehen immer wieder das Springer-Haus mit der verlogenen Parole „Die WELT grüßt ihre bestreikten Leser“ vorgesetzt bekam, aber meines Wissens nicht ein einziges Mal ein paar Drucker zu sehn kriegte, die den Zuschauern erklären konnten, gegen wen sie wirklich streikten und wofür und warum.

Man sieht daraus, wie gut es für die Streikenden gewesen wäre, wenn schon alle in den Medienkonzernen Beschäftigten in einer großen Gewerkschaft organisiert wären. Dann hätten nämlich die Filmer und Redakteure dafür gesorgt, daß die Streikposten zu Wort kommen, dann wären in allen Theatern und Büchereien die Streikzeitungen der IG Druck ausgehängt worden und nicht nur im Düsseldorfer Schauspielhaus. Dann hätten die Herren in den Medien ein bißchen mehr Angst gehabt vor den organisierten Medienarbeitern, und es hätte keinen Streik gebraucht, sie daran zu erinnern, über den Profit nicht die Menschen zu vergessen, die ihn erarbeiten.

Deshalb habe ich auch gestern zu meinem Chef gesagt, er soll heilfroh sein mit seiner Ein-Mann-Bude über den Streik der Drucker, denn egal, wieviel mehr an Prozenten für uns herauskommt, auf jeden Fall wurde den Medienkonzernen gezeigt, daß sie ihre Rechnung nicht ohne uns organisierte Arbeiter machen können und daß wir stark genug sind, uns nicht jede Ausbeutung unserer Köpfe und Hände gefallen zu lassen.

Du hast recht, hat da der Alte zu mir gesagt, die Jungs streiken wirklich auch für mich – und hat den Kugelschreiber hingeschmissen. Und so ist es gekommen, daß ich heute mit meinem *ganzen* Betrieb geschlossen vor euch stehe, euch aus vollem Herzen und einer ungeteilten Seele Erfolg wünsche und sage: Der Druckerstreik ist das wichtigste Ereignis des Jahres 1976 in der Bundesrepublik!

Er lebe hoch!

Friedrich Knilli US-Arbeiter: Gebt uns Brot, aber gebt auch Rosen

Von deutschen Amerikakorrespondenten noch nicht entdeckte Amerikaner

Die Umerzogensten unter den kleinen Verwandten des großen Buders begannen mit der Gratulationscour schon 1975. Sie holten sich die ersten Big Hands und bekamen auch gleich das größte Stück vom Geburtstagskuchen. Der SPIEGEL, der ja Aufmachung und kecken Stil den Yankees verdankt, begann seine Geburtstagsgeschichte schon Allerheiligen zu erzählen und fesselte damit gewiß einige Schock Abonnenten über Silvester hinaus. Er verhieß vierzehnmal „Das Land, aus dem die Träume sind“ und ließ mehr als vierzehnmal Augenzeugen reportieren, was sie in diesem Land gesehen haben: Deutsche („In dieser holperichten Welt Sprünge machen“), Fernfahrer („Und meistens gewinnen die Räuber“), Indianer („Scheinheiliger Versuch“), Schwarze („Eine Stadt, zum Hassen zu beschäftigen“), Nixon („Henry, wir müssen beten“), Kissinger („Ende einer langen Karriere?“), Ford und Carter („Das grenzt an Anarchie“), den Rat für auswärtige Beziehungen („Ein Politbüro für den Kapitalismus?“) und Rußlands Bewunderung für Amerikas Konsumkultur („Coca-Cola! Hipp, hipp, hurra!“). Schlange standen die kleindeutschen Gratulanten freilich erst, als die Silvester-glocken das zweihundertste Jahr nach der Revolution heraus- und eingeläutet hatten. Da umdrängelten selbst Provinzblättchen den revolutionären Onkel aus Amerika und schwäbelten, sächselten, berlinerten oder piepsten sonstwie halt ihr *Häpi börsdie dir Ankel*, freilich nur in den Pausen, die ihnen die Lautsprecher aus den Großstädten ließen. Die *Frankfurter Rundschau* prostete mal mit „Nation der Nationen“, mal mit „Für fünf Millionen feiert Deutschland mit“. Die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* fühlte sich ein in die „Landschaft der amerikanischen Revolution“ oder auch nur in die amerikanische Provinz („Nur ein Gähnen für den Rest der Welt“). Die *Hamburger Zeit* ging mit dem Rotstift über das Indianerbild („Edle und nichtedle Rothäute“), schreckte mit einem „Reisebericht aus mehreren Höllen“ oder sagte ganz einfach, „Wo Amerika am schönsten ist“, wie es vom Wohnwagen aussieht („Mit dem Airstream durch die USA“) oder kokettierte mit dem „Charmschläger“, der Präsident werden will, aber ein Cowboy ist. Am amerikanischten freilich gratulierte das Fettmaul unter den Zeitungsmachern, Henri von Hamburg. Er lobte in fetten Überschriften mit Balken Amerika und Amerikaner („Texas. Wo die Superamerikaner zu Hause sind“, „Treffpunkt Manhattan“, „Wie sich zwei ehemalige Hilfsstewards in Amerika ein Vermögen erzaubern“, „Sehnsucht nach Sauerkraut“, „New York“) suchte fünfzehn Wochen nach „Deutschen in Amerika“ und legte auf den Gaben-

Friedrich Knilli: *US-Arbeiter: Gebt uns Brot, aber gebt auch Rosen*

tisch der Nation der Nationen schließlich ein Sonderheft, welches ihm sogar allerhöchstes Parteilob einbrachte: „Der Vorsitzende der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands, Willy Brandt, hat der Sternredaktion bei der Lektüre der USA-Beilage spontan sein Kompliment zum Ausdruck gebracht: Verdammt gute Arbeit.“ Übertroffen wurde die STERN-Parade, ja, die Gratulationscour der deutschen Zeitungsmacher insgesamt, nur vom Happy Birthday-Programm der deutschen Fernsehanstalten, die Kamera-Kommandos einfliegen, um Gegenwart und Vergangenheit der amerikanischen Revolutionäre zu besichtigen. Zu Gesicht bekamen sie und wir die „Gründerväter“ (ZDF), „Las Vegas — Bonanza in der Wüste“ (ARD), „City Blues — Der aufhaltsame Abstieg amerikanischer Städte“ (ZDF), „Detroit — Autos und Elend am Fließband“ (ARD), „USA — die neue Welt des Zweifels“ (ZDF), „Jack Anderson — Einer, der Washington das Gruseln lehrt“ (ARD), „Johnny Cash und die Geschichte der amerikanischen Eisenbahn“ (ZDF) und noch mehr von dem, was zwischen Kochtopf und Nachttopf Lärm macht. Seinen Höhepunkt erreichte das Geburtstagsprogramm an einem schönen Sommerabend im Juli. Nach Wochen und Monaten tiefer Verbeugung, nach einem langen Sonntag voll mit Amerikafragen (ZDF: „Wieviel Europa steckt in Amerika?“) und Amerikaantworten (Höfer: „Wenn es Amerika nicht gäbe, es müßte erfunden werden.“), wurden am Abend des 4. Juli 1976 die Fernsehzuschauer via Satelliten Augenzeugen der Geburtsstagsfeierlichkeiten in Philadelphia und des Einzugs der Windjammer in den Hafen von New York. Damit erreicht die Massenparty ihren Höhepunkt, nicht das Ende. Sie geht weiter. Insgesamt sind rund 20 Sendungen von ARD und ZDF vorgesehen, nicht gerechnet die laufende Berichterstattung über die USA, nicht gerechnet „Kojak“, „Bonanza“, „Waltons“, „Kung Fu“, „Petrocelli“, „Rockford“, „Straßen von San Francisco“, „Oh Marry ...“ und so weiter. Alles in allem also ein Aufwand, der wirklich nur gegenüber einer Welt zu rechtfertigen war, die lange Zeit als Neue Welt verstanden wurde. Nun: Was haben wir von unseren emsigen Auslandskorrespondenten erfahren über die Bauherren dieser Neuen Welt, über Amerikas Arbeiter?

US-Arbeiter 1776

In der Verkleidung eines Landlords porträtiert der ehemalige Berater und Leiter der Schreibstube des Bundeskanzlers Brandt: der Schriftsteller und Amerika-gratulant Klaus Harpprecht die sogenannten Gründerväter: George Washington, Thomas Jefferson, Alexander Hamilton und Benjamin Franklin für das ZDF. Über Washington (1732 bis 1799), den ersten Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika (1789 bis 1797) sinniert der Schwabe:

Man kann nicht sicher sein, ob der General des Unabhängigkeitskrieges ein sympathischer Mensch war. Auf den Porträts zeigt George Washington einen säuerlichen und zugleich herrischen Gesichtsausdruck, der Würde beweist, Disziplin, aber auch ein nicht geringes Maß an Eigensucht. So sieht kein Revolutionär aus, und tatsächlich finden sich in seiner Biographie keine Züge, die eine Neigung zur Aufsässigkeit und zur Rebellion andeuten. Sein Bildnis ist das eines bürgerlichen (oder großbürgerlichen) Gründers. Und wir erfahren noch mehr: über Washing-

ton, über das Städtchen Washingtonville, über die Großstadt Cincinnati in Ohio und über die „Geschichte der Anfänge . . .“, die kein Triumphzug des amerikanischen Optimismus, sondern eine Geschichte der Leiden der Unzulänglichkeit, des Willens zum Überleben war: der Bereitschaft und Fähigkeit zum Widerstand, die George Washington als die entscheidende Qualität in den Kampf der Unabhängigkeit einbrachte.“ Aber wir erfahren nichts von denen, denen die Unabhängigkeit nichts brachte. Warum verschweigt Harpprecht, daß Washington nicht daran dachte, den eigentumslosen Arbeitern das Stimmrecht zu gewähren. Ja nicht einmal Thomas Jefferson dachte daran, der doch ausdrücklich erklärte, daß „der Einfluß auf die Regierung vom ganzen Volk geteilt werden müsse“. Die großspurigen Versprechungen der Unabhängigkeitserklärung haben die Lage der Lohnabhängigen materiell nicht verbessert. Ungelernte Arbeiter erhielten in der Woche rund vier Dollar. „Bei einem solchen Hungerlohn“, so schrieb John Bach McMaster, „war es nur bei strengster Sparsamkeit möglich, daß ein Facharbeiter seine Kinder vor dem Hungertod und sich selbst vor dem Gefängnis bewahrte. In den kleinen finsternen Räumen, die er sein Heim nannte, fehlten viele Ausstattungsstücke und Gebrauchsgegenstände, die man heute selbst in Wohnräumen der Allerärmsten seiner Klasse findet. Auf den Boden gestreuter Sand diente als Teppich. Er hatte kein Glas auf dem Tisch, kein Porzellan im Schrank, keine Bildrucke an der Wand. Was ein Ofen war, wußte er nicht, Kohle hatte er nie gesehen, von Streichhölzern nie gehört. Über einem Feuer aus zerschlagenen Kisten und Fässern, das mit Funken aus einem Feuerstein oder mit etwas Glut vom Herd eines Nachbarn angezündet worden war, kochte seine Frau ein grobes Mahl und brachte es in Zinntellern auf den Tisch. Selten gab es in der Woche einmal frisches Fleisch, und dafür mußte er einen viel höheren Preis bezahlen als seine Nachkommen . . . War so schon das Essen eines Arbeiters kümmerlich, so muß man seine Kleidung als geradezu scheußlich bezeichnen. Ein Paar gelber Hosen aus Wild- oder Rindsleder, ein fleckiges Hemd, ein roter Flanellrock, ein verschossener Hut, dessen Krempe an den Enden in die Höhe gebogen war, Schuhe aus Rindsleder mit auffällig großen Messingschnallen und eine Leder-schürze bildeten seine dürftige Garderobe.“

Die Inflation der Revolutionsperiode entwertete aber auch die Löhne von relativ gut bezahlten Facharbeitern, so daß diese Lohn erhöhungen fordern mußten. Die Forderung der New Yorker Drucker lautete 1788, abgedruckt im *Königlichen Tageblatt (Royal Gazette)*: „Da alles zum Leben Notwendige so gewaltig im Preise gestiegen ist, kann niemand erwarten, daß wir zu den gegenwärtig gezahlten Löhnen weiter arbeiten. Wir fordern deshalb einen Zuschlag von drei Dollar wöchentlich zu unserem augenblicklichen geringen Entgelt. Man könnte einwenden, diese Forderung gründe sich auf eine gemeinsame Absprache, um die Druckermeister angesichts der augenblicklichen Knappheit von Arbeitskräften in Verlegenheit zu bringen. Aber das ist ganz und gar nicht der Fall. Der Grund liegt vielmehr in dem hohen Preis jedes zum Leben notwendigen Artikels. Außerdem kommt noch hinzu, daß die schlechte Jahreszeit bevorsteht. Wir vertrauen darauf, daß niemand unter uns ist, der aus der ungünstigen Zeitlage einen ungebührlichen Vorteil ausschlagen will. Wir wollen nur unser nacktes Dasein fristen, was bei den gegenwärtigen Löhnen einfach unmöglich ist.“

Chicago: Heumarkt 1886

Attention Workingmen!

MASS MEETING

TO-NIGHT, at 7.30 o'clock,

HAYMARKET, Randolph St. Bet. Desplaines and Halsted.

Good Speakers will be present to denounce the latest atrocious act of the police, the shooting of our fellow workmen yesterday afternoon.

THE EXECUTIVE COMMITTEE

Achtung Arbeiter!

WICHTIG

Massen-Versammlung

Heute Abend, halb 8 Uhr, auf dem

Heumarkt, Randolph-Strasse, zwischen

Desplaines- u. Halsted-Str.

• Gute Redner werden den neuesten Schrecken der Polizei, indem sie gestern Nachmittag unsere Brüder erschoss, schildern.

Das Exekutiv-Komitee.

Spies, Chefredakteur der radikalen deutschsprachigen *Arbeiter-Zeitung*, hatte nach der Bluttat Flugblätter verfaßt, die mit berittenen Boten in der ganzen Stadt verteilt wurden und auf denen in Deutsch und Englisch stand: Rache, Arbeiter, zu den Waffen! Heute nachmittag haben sie sechs unserer Brüder umgebracht, weil die armen Kerle die Tollkühnheit besaßen, sich dem Willen der allmächtigen Industriebosse zu widersetzen. Zu den Waffen! Wir rufen euch alle zu den Waffen! . . . Der Versammlung auf dem Heumarkt waren diese Parolen nicht unbekannt. Doch alles blieb ruhig. Bürgermeister Harrison ging nach Hause und überließ das Kommando Captain John Bronfield. Der aber wartete nur darauf, zu zeigen, wer Herr in der Stadt sei, und ließ 180 Polizisten gegen die Menge vorrücken. In diesem Augenblick warf ein Mann, der nie identifiziert werden konnte, eine Bombe mit brennender Lunte in die Reihen der Polizisten, nachdem er sie für alle sichtbar ein paar Sekunden über seinem Kopf gehalten hatte. Ein Polizist wurde sofort getötet, sechs starben später, rund siebenzig wurden verletzt. Captain Bronfield befahl: Feuer!, und die nicht verletzten Polizisten begannen eine wilde Schießerei. Wie viele Demonstranten dabei getötet und verletzt wurden, konnte nie geklärt werden.“ Acht wurden als Rädelsführer verhaftet, sechs davon trugen deutsche Namen. Sieben von ihnen wurden zum Tode verurteilt, zwei begnadigt, einer sprengte sich mit einer Bombe in die Luft. Richtig in dieser Darstellung sind die Namen und Zahlen. Falsch ist der Anarchismusvorwurf. Ein solches Bild der siebziger und achtziger Jahre, Jahre heftiger Wirtschaftskrisen, folgt der antikommunistischen Hetze der damaligen Konservativen und verschweigt die Auseinandersetzungen um eine nationale Gewerkschaft (z. B. Ritter der Arbeit). Und eine solche Darstellung verfälscht schließlich auch die Rolle der deutschen Emigranten innerhalb der amerikani-

Unter dem Titel „In Chicago bereiten deutsche Anarchisten den Klassenkampf vor“ schreibt Erich Kuby in der *STERN-Serie* „Die Deutschen in Amerika“: „Meine Herren, diese Arbeiter halten nur Reden. Die Polizeireserven können wieder nach Hause geschickt werden, sagte Bürgermeister Carter Harrison von Chicago. Es war der 4. Mai 1886. Er stand mit Kollegen aus dem Rathaus am Rande des Heumarktes, auf dem sich ein paar tausend Arbeiter versammelt hatten, um zu demonstrieren. Seit Februar kam Chicago nicht zur Ruhe. Die Arbeiter in McCormicks Mähmaschinenfabrik streikten für den Acht-Stunden-Tag. Bei einer Massendemonstration am 3. Mai war ein Arbeiter erschossen, sechs waren schwer verwundet worden. August

schen Arbeiterbewegung. Nur Einzelgänger schauspielerten auf der Anarchoszene. Die Mehrzahl waren klassenbewußte Arbeiter. Hier das Beispiel eines Intellektuellen und Arbeiterfunktionärs: Wilhelm Ludwig Rosenberg. Er wurde am 10. Januar 1850 in Hamm (Westfalen) geboren. Seine Erziehung verdankt er seinem Stiefvater, einem Gießermeister. Er studierte Naturwissenschaften, Medizin, Philologie und Philosophie. Nach der Promotion war er Lateinlehrer, ab 1875 sozialdemokratischer Journalist. Zwei Jahre nach Erlaß des Sozialistengesetzes wanderte Rosenberg nach Amerika aus und blieb zunächst Lehrer in Boston. Danach übernahm er die Redaktion der *Chicagoer Arbeiterzeitung*. Rosenberg zeigte sich bald als ein begabter sozialdemokratischer Funktionär, er wurde 1884 in das Führungsgremium der „Socialist Labour Party“ nach New York berufen. Fünf Jahre war er Nationalsekretär der Partei und zwei Jahre Herausgeber des Parteiorgans. 1890 wurde er seines Postens enthoben, weil er angeblich die politischen Aufgaben zugunsten der Gewerkschaftsarbeit vernachlässigt hatte. Darauf wurde Rosenberg Mitarbeiter der *Cincinnati Zeitung* und später verantwortlicher Redakteur des *Cincinnati Tagblattes*. Rosenberg schrieb Gedichte, soziale Prosa und auch Dramen: Sein Lustspiel *Vor der Wahl-schlacht* (1887) für das New Yorker Arbeitertheater, sein Vierakter *Crumbleton* wurde 1898 in verschiedenen Städten aufgeführt. Es handelt von einem amerikanischen Bauunternehmer und dessen korrupten Methoden, die von einem eingewanderten deutschen Architekten, Bandler, enthüllt werden. Auf Bandler's Seite Rechtsanwalt Straighton.

Straighton: Sie sind ja ein wirklicher Massenbaumeister geworden!

Crumbleton: O ja, wir haben uns in der Baukunst zu einer selbständigen Höhe entwickelt.

Straighton: (lächelnd) Zu der selbständigen Schwindelhöhe von 20 Stockwerken? Sicherlich! Aber was ich sagen wollte: Meine Nichte Susan hat mir da von einem gewissen Bandler erzählt, mit dem Sie wegen Ihres Kirchenbaues in Konflikt geraten sind. Was ist das für ein Mann?

Crumbleton: Ein elender deutscher Stümper, der die Vorsehung spielen möchte und, wie die meisten dieses deutschen Gesindels, sich anmaßt, uns Amerikanern gute Lehren geben zu dürfen. Uns souveränen Amerikanern!

Straighton: Der Mann muß Ihnen ja sehr verhaßt sein, daß Sie ihn mit der ganzen Galle Ihres souveränen Nativismus übergießen. Mir scheint —

Crumbleton: Nativismus — Nativist! Ich bin Amerikaner und als Eingeborener dieses Landes —

Straighton: Haha! Als wären Sie nicht auch in letzter Linie ein Ausländer! Die Einwanderung hat die Neue Welt geschaffen! Onkel Sam selbst ist ein Emigrant! Wem verdankt Ihr also diese Kultur? Den Indianern?? — Emigranten — Ausländern! Ja, solchen, die vor uns ge-

lebt und die nach uns kommen werden, sie aufrecht zu erhalten. Was wären wir ohne sie? Was, wenn Ihr ohne sie fortzukommen suchtet? Ihr müßtet entweder wirklich — arbeiten oder wirklich verhungern!

Crumbleton: Und Sie nennen sich einen Amerikaner?

Straighton: Das wagen Sie, der Ausländer für sich arbeiten läßt, zu bezweifeln, weil ich nicht zu denen gehöre, die mit Eurer verächtlichen Methode der Politik etwas zu tun haben wollen, weil ich nicht nur einen Kopf, sondern auch ein Herz habe? Ja, sage ich, und nochmals ja! Ihr seht in den Fremden nur Sklaven und behandelt sie als solche. Und dann wundert Ihr Euch, wenn sie, enttäuscht über Eure patriotischen Phrasen und Aushängeschilder, auf einmal in sich den wirklich amerikanischen freien Bürger und an sich Eure sklavischen Ketten verspüren.

Crumbleton: Das turbulente, rebellische Element, meinen Sie? Lächerlich! Es soll draußen bleiben, wir wollen es nicht!

Straighton: Geschwätz! Nichts weiter! Den Menschen ziehts in seiner Not dahin, wo ihm die größere Freiheit winkt. Die Welt gehört der ganzen Menschheit. Sie vergessen die Geschichte des Landes. Und dann — — man rebelliert nur, wo man hungert, oder Leute hungern sieht.

Crumbleton: In diesem Lande braucht niemand zu hungern, aber die wenigsten haben ja gelernt, zur rechten Zeit zu sparen.

Straighton: Wenn man nur etwas zu sparen hätte! (Höhnisch.) Was verdienen denn Ihre Arbeiter im Durchschnitt?

Crumbleton: Genug! Oder glauben Sie vielleicht daß ich — ich — ich nehme Welt und Menschen, wie ich sie finde, und suche aus ihnen so viel an Nutzen und Genuß für mich herauszuschlagen, als ich kann, ohne Rücksicht und ohne Pardon! Das klingt brutal, ist aber das einzig Natürliche, und ein Narr, der nicht desgleichen tut. Sie tuns alle, ja alle, wohin man sieht. Sie nicht auch? Sie sind ja Advokat!

Straighton: Schämen Sie sich, Crumbleton, das ist die — die Theorie der Bestie! Und sehen Sie, an diesem Punkte scheiden sich unsere Welten und Wege. Hier auch unser Patriotentum. Sie wollen die Sklaverei, ich die Freiheit. Das glorreiche Sternenbanner ist Ihnen das Symbol Ihres vermeintlichen Vorrechtes; mir ist sein Wehen ein Willkommensgruß an alle, die aus den Banden der Not und des Despotismus zum Morgenrot des schöneren Daseins sich erheben. — Wir nennen uns beide Amerikaner. Sie Amerikaner der eingefleischten Selbstsucht, ich Amerikaner des echten, rechten Menschentums.

Aber solche Ansichten imponieren Crumbleton nicht. Er benutzt weiter schlechten Mörtel. Erst als dreißig Arbeiter ums Leben kommen, unter ihnen auch sein Sohn, kommt Crumbleton zur Besinnung.

Joe Hill (1915)

In seiner Filmreihe „200 Jahre USA“ im Dritten Programm Nord zeigte Peter von Zahn auch einen Film über Joe Hill. Er stellte ihn am 19. Mai 1976 folgend vor: „Der Film *Joe Hill* wurde von einem schwedischen Regisseur, Bo Widerberg, mit schwedischen Schauspielern in Schweden gedreht. Er hat aber ein amerikanisches Thema: Leben und Sterben des Einwanderers Joe Hill. Diesen Namen werden Sie im Lexikon wahrscheinlich vergebens suchen. Sein Fall ist aber authentisch. Man kann ihn in Liederbüchern der amerikanischen Linken finden. Denn Joe Hill sang und warb für die Rechte der ausgebeuteten Wanderarbeiter, der Bergleute und der Holzfäller in den Rocky Mountains. Unter einem Vorwand, so erzählt uns dieser Film, wurde er von der herrschenden Klasse zur Strecke gebracht. Zum historischen Hintergrund ein paar Worte: Die amerikanische Gewerkschaft, American Federation of Labor organisierte um die Jahrhundertwende nur Facharbeiter, ohne den Anspruch auf Weltverbesserung, höchstens die Löhne sollten verbessert werden. 1905 bildete sich eine militantere Organisation aus vorwiegend eingewanderten Europäern. Sie nannten sich Industriearbeiter der Welt und bekam den Spitznamen *Die Wobblies*. Europäischer Tradition zufolge verbrauchten sie große Mengen von Ideologie, Sozialismus und Anarchismus im wirren Durcheinander. Das bevorzugte Kampfmittel war nicht die Tarifverhandlung, sondern die direkte Aktion: Streik, Sabotage und Gewaltanwendung. Und das brachte die *Wobblies* in einen Kampf auf Leben und Tod mit den robusten Unternehmern des amerikanischen Westens. Joe Hill war der Märtyrer, der 1915 in Salt Lake City für diese Sache starb.“ Es ist richtig: Joe Hill war der Märtyrer der *Wobblies*. Aber er war keiner ihrer führenden Funktionäre. Das waren Eugene V. Debs, William Haywood, Mary Jones, bekannter unter dem Namen „Mother Jones“, und Daniel de Leon. Und es ist auch richtig, daß die *Wobblies* in einem Kampf auf Leben und Tod mit den robusten Unternehmern des amerikanischen Westens standen. Aber sie bekämpften auch die Amerikanische Föderation der Arbeiter (AFL), welche die ungelerten Arbeiter ausschloß, obwohl deren Anzahl durch die Entwicklung der maschinellen Produktion immer mehr zugenommen hatte. Aber es ist schlichter Unsinn oder infantile Arbeiterfeindlichkeit eines sächsischen Offizierssohns, wenn Peter von Zahn die *Wobblies* Ideologie im wirren Durcheinander verbrauchen läßt. Was deutschen Gewerkschaften seit 100 Jahren selbstverständlich, verlangten die *Wobblies* auch: Industriesyndikalismus statt berufsständischer Organisation. Im Manifest von 1905 heißt es: „Die Aufteilung nach Berufen verhindert die Entwicklung des Klassenbewußtseins der Arbeiter, erzeugt die Vorstellung gemeinsamer Interessen des ausbeutenden Unternehmers und des besoldeten Sklaven (...). Das weltweite wirtschaftliche Elend, von dem die Arbeiterklasse betroffen ist, kann nur durch eine weltweite Arbeiterbewegung beseitigt werden. Eine solche Bewegung der Arbeiterklasse ist unmöglich, solange nach Berufen und Löhnen ge-

trennte Einigungen dem Arbeitgeber gegenüber anderen Berufen derselben Industrie die günstigste Position verschaffen, und solange die Kräfte in sterilen Rechtskämpfen zersplittert werden, die nur dazu dienen, die persönliche Macht der Gewerkschaftsführer zu vergrößern. Eine Bewegung, die diese Bedingungen erfüllt, muß in einer großen industriellen Union bestehen, die die gesamte Industrie umfaßt (...). Sie muß auf Klassenkampf begründet sein, und ihre Verwaltung muß in Übereinstimmung mit dem Bewußtsein des unabänderlichen Konflikts geführt sein, der die kapitalistische Klasse gegen die Arbeiterklasse stellt.“ Peter von Zahn war rund zehn Jahre Amerikakorrespondent für die ARD (1951 bis 1960), aber sein Schlüsselerlebnis in diesen fünfziger Jahren war nicht die Ermordung von Julius und Ethel Rosenberg am 19. Juli 1953, sondern die Emanzipation der amerikanischen Frau, wie er am 4. Juli 1976 in einer Gesprächsrunde des WDR erklärte: „Und die damit Hand in Hand gehende Revolutionierung der öffentlichen und privaten Moral.“

1919: Gründung der KPUSA

In der *Spiegel*-Serie „Das Land, aus dem die Träume sind“ heißt es gleich am Anfang: „Es gab eben in dieser explodierenden Gesellschaft lange Zeit weder etablierte Armut noch etablierte Mächte, bei denen die Besitzenden aus Furcht vor der sozialen Frage demütigt hätten unterkriechen können.“ Und: „Amerikas Arbeiterschaft hat die ... besungene Einheit und Stärke trotz ihrer Streikschlachten nie erreicht. Das lag nicht nur an der Übermacht eines Bürgertums, das politisch erfolgreicher, selbstbewußter und gefestigter war als in Europa ... Das lag auch an der offenen Grenze ... go west, young man und versuche es auf eigene Faust. Denn erst wenn es keine Hoffnung mehr gibt, aus dem Proletariat aufzusteigen, kann sich ja ein Klassenbewußtsein bilden, das auf kollektive oder gar revolutionäre Selbsthilfe sinnt.“ Und: „Bis heute ist dieser politische Kampf eine innerbürgerliche Auseinandersetzung geblieben — wobei die reformistische Auseinandersetzung zugleich als Anwalt der Werktätigen auftritt und nicht zuletzt damit verhindert hat, daß eine eigene Partei der Arbeiter in Amerika Fuß fassen konnte.“

Nun, eine konnte Fuß fassen. Und sie steht mit beiden Beinen nun schon ein halbes Jahrhundert auf amerikanischem Boden. Es ist die 1919 gegründete Kommunistische Partei der Vereinigten Staaten von Amerika. Sie war nie eine sehr große Partei. Sie war immer eine sehr kleine Partei. Aber ihre Bedeutung im politischen Leben der USA war so groß, daß die Kommunistenverfolgung sogar zu einem Geschäft werden konnte, und das will was heißen im Lande des Big Business. McCarthy und die von ihm ausgelöste antikommunistische Hysterie in den vierziger und fünfziger Jahren wurde international bekannt, weniger bekannt, aber nicht weniger erfolgreich sind die vielen kleinen Kommunistenjäger vor und nach McCarthy, so zum Beispiel Elizabeth Dilling, die 1934 mit einem roten „Wer ist wer“ (The Red Network. A Whos Who and Handbook of Radicalism for Patriots“) hausieren ging. Die Opfer dieser Kopfgänger waren und sind Kommunisten, Nichtkommunisten, Sozialisten, Sozialdemokraten, Liberale und Sympathisanten. Viele von ihnen verloren Beruf und gesellschaftliches Ansehen, manche sogar das Leben. Und trotzdem war diese kleine Kommuni-

stische Partei nicht kleinzukriegen, war und ist nicht zu zwingen gewesen, ihre Aktivitäten für Schwarze, Weiße, Chicanos oder Juden zu bremsen, geschweige denn einzustellen. Ohne diese Partei hätte es in den dreißiger Jahren kein Arbeitertheater in den USA gegeben, keinen Arbeiterfilm, kein Arbeiterradio, kein Arbeiterhörspiel, keine Arbeiterliteratur. Ohne diese kleine Partei und ihre Schulungsinstitute gäbe es keine so klassenbewußten Gewerkschafter, wie zum Beispiel Ed Sadlowski, der 1973 mit den Stimmen der Basis der Stahlgewerkschafter zum Direktor des Distriktes 31 gewählt wurde. Der liberale Fernsehjournalist Studs Terkel drehte einen Film über ihn: „Ed Sadlowski: A Message to Pittsburgh“. Er wurde 1975 überall in den USA ausgestrahlt, nur nicht in Pittsburgh. „Terkel: Du sagtest eben, es gehört mehr zu einem guten Leben als ein Scheck, dazu gehörte auch Schönheit. Kennst Du den alten Spruch: Brot und Rosen?

Sadlowski: Freilich. Ja, gib mir Brot, aber gib auch Rosen. Das schrieb eine Arbeiterin im Lawrence Textilarbeiterstreik. Es war ein Textilstreik der Industriearbeiter der Welt, etwa um 1913, 1914: *Gib mir Brot, aber gib auch Rosen*. Die meisten meiner Generation haben nie was davon gehört, nichts von Robeson und diesem Lied (Musik. Paul Robeson singt *Zhr Purist Kind of a Guy*).

Sadlowski: Dieses Lied gerade ist aus einem Generalstreik in Seattle. Um den Ersten Weltkrieg oder so — es ist eines der berühmtesten Arbeiterlieder. Es ist ein altes Lied der *Industriearbeiter der Welt* ... verstehst du, wenn die amerikanische Öffentlichkeit nur lernen könnte, die Worte dieses Liedes zu begreifen. (Musik. *Hold the Fort*). Ein herrliches Lied.

Terkel: Kennst Du die Texte von diesen Liedern?

Sadlowski: Die meisten von ihnen, glaube ich schon ... Aber sehr schade ist, daß die Geschichtsbücher, die du in der Schule liest, und die meisten Bände in den Regalen der Leihbüchereien, tatsächlich nichts darüber bringen, wie es war.

Auch die meisten deutschen Auslandskorrespondenten brachten wenig darüber, wie es wirklich war und ist. Sie zeichneten das Bild einer Neuen Welt ohne den alten Kampf zwischen Kapital und Arbeit und gingen damit der Wirklichkeit aus dem Wege. Deshalb erfuhren die deutschen Zeitungsleser und Fernsehzuschauer auch nichts von Demonstrationen von 10 000 Intellektuellen und Arbeitern in Washington am 4. Juli 1976, auf der Ed Sadlowski eine feste Koalition zwischen der Arbeiterbewegung und allen progressiven Kräften forderte, damit die Gedanken von Tom Paine und Sam Adams Wirklichkeit würden. Tom Paine in seinen *Rechten des Menschen* (1791/92): „Einer der großen Vorzüge der amerikanischen Revolution war, daß sie zur Aufdeckung der Prinzipien der Regierung führte und den Betrug der Regierungen bloßlegte. Bisher waren alle Revolutionen in der Atmosphäre des Hofes, niemals aber auf dem weiten Boden einer Nation vorgegangen. Die Parteien gehörten immer zur Klasse der Höflinge, und bei aller Wut zur Neuerung hielten sie sorgsam den Betrug ihrer Zunft aufrecht. In allen Fällen trugen sie Sorge, die Regierung als etwas Geheimnisvolles darzustellen, das nur sie verstünden, und sie verbargen dem Verständnis der Nation als einzige, was ihm zu wissen heilsam war, nämlich, daß die Regierung nichts weiter ist als eine nach den Prinzipien der Gesellschaft handelnde nationale Vereinigung“.

Ariel Dorfmann und Armand Mattelart veröffentlichten ihr Buch „Wie liest man Donald Duck“ 1971 in Chile. Es gehört zu den Hunderten von Titeln, die seit dem faschistischen Putsch verbrannt worden sind. Ein Buch, das die imperialistische Ideologie der Disney-Comics auf allgemein verständliche und witty Weise entlarvt, paßt nicht ins Konzept der multinationalen Konzerne und ihrer Junta.

Der Amerikaner David Kunzle schreibt im Vorwort seiner von ihm übersetzten englischen Fassung: „Die Namen der Präsidenten wechseln, Disney bleibt.“ Seine Absicht, im Mutterland des Disney-Mythos auf die Verlogenheit der Micky-Maus-Welt aufmerksam zu machen, paßte nun den Disney-Studios nicht, die überall, wo ihr Einfluß hinreicht, versuchen, eine Veröffentlichung des Buches HOW TO READ DONALD DUCK verhindern wollen. Als 4000 Exemplare der in England gedruckten Ausgabe nach Nordamerika eingeführt werden sollten, beschlagnahmte der US-Zoll die Sendung.

Wir veröffentlichten David Kunzles Szenario für einen Disney-Comic (in der Übersetzung von Angela und Ernst Antoni). Die Disney-Studios lehnten das Szenario mit der Begründung ab, die Dialoge seien „zu lang.“ Kunzle schreibt uns dazu, man sollte diesen Vorgang keineswegs, auch nur eine Sekunde lang, mit der Beschlagnahme der 4000 Exemplare von HOW TO READ DONALD DUCK in Verbindung bringen.

David Kunzle Donald Duck und die Bilderdiebe

Donald: Onkel Dagobert hat mich wieder rausgeschmissen! Und nur, weil ich bei seinem „Tausend-Dollar-je-Teller-Wohltätigkeitssessen für notleidende Millionäre“ über den Teppich gestolpert bin! Ein bedeutender notleidender Millionär kriegte die Soße ab, wodurch seine Leiden noch zunahmen. Nun sagt Onkel Dagobert, er will mir meinen Job nur dann zurückgeben, wenn ich ein paar Diebe fange, die ihn beraubt haben.

Neffen: Schon wieder Diebe! Stinklangweilig — dauernd müssen wir Dieben nachjagen. Wie kommt es, daß Onkel Dagobert ständig beraubt wird?

Donald: Wenn man so viel schwerverdienendes Geld besitzt, werden faule Kriminelle neidisch!

Neffen: Aber es sind immer dieselben Diebe, diese Panzerknacker. Jedesmal fangen wir sie und lassen sie ins Gefängnis stecken, aber immer läßt man sie wieder raus, und die Räubereien gehen wieder an.

Donald: Onkel Dagobert sagt, daß es diese gefühlsduseligen Richter sind, die sie rauslassen! Er sagt, wenn man den Dieben die Hände abschlagen würde wie in Libyen ...

Neffen: Und wie Ronald Reagan verspricht, daß es bei uns auch geschehen soll, wenn er zum Präsidenten gewählt wird. Kein Wunder, daß Onkel Dagobert Reagans Wahlkampf finanziert.

Donald: Pst, pst. Trotzdem, die Diebe sind diesmal nicht die Panzerknacker, und sie sind diesmal nicht hinter dem Geld her.

Tick: Nicht die Panzerknacker!

Trick: Nicht hinter dem Geld her!

Track: Es geschehen noch Zeichen und Wunder! Was kann man Onkel Dagobert noch stehlen außer Geld und Banknoten?

Donald: Sein literarisches Eigentum. Er sagt, daß ihm kürzlich *Copyright-Material* geklaut wurde, das ihm und nur ihm allein gehört.

Neffen: Copyright! Wir müssen Copyright-Diebe fangen? Das ist lächerlich. Nachdem wir den Räuber des großen Gandhistan-Diamanten gefangen haben und Binh So Bang abgesetzt haben, der in Vietnam die Macht ergriffen hatte, müssen wir uns mit so *unbedeutenden Copyright-Verletzungen* befassen? Wir lehnen diesen Auftrag als unter unserer Würde ab.

Donald: Wir haben keine Wahl, wenn ich meinen Job als Onkel Dagoberts Butler zurückkriegen will. Der alte Geizhals hat gesagt ...

Dagobert: (der plötzlich hereinkommt): Haha! Du läßt also respektlose Reden über deinen Onkel, Arbeitgeber und Wohltäter los, wie ich höre. Denk daran Donald, daß du arbeitslos bist und daß ich den Arbeitsmarkt, wie alles andere auch in Entenhausen, kontrolliere, und ich darauf achten werde, daß du nirgendwo anders Arbeit findest. *Verhungern wirst du!*

Donald: Schluck! Lieber großzügiger, barmherziger Onkel Dagobert, ich verspreche dir, daß ich die Diebe fangen werde, wenn nur ...

Dagobert: *Versprechen!* Wenn ich mir anschau, was du bisher erreicht hast ...

Neffen: Wir helfen auch, Onkel Dagobert.

Dagobert: Das ist was anderes. Ihr habt mehr da oben als euer unterbelichteter Taugenichts von Onkel. Ihr geratet nach mir. Nun denn, so sieht es aus: Man hat in mein Publizistik-Imperium eingebrochen!

Neffen: *Eingebrochen!* Aber all deine Produkte sind dreifach verschlossen und verriegelt und werden von staatlichen Sicherheitsdiensten bewacht und rund um die Uhr von den bösartigsten menschenfressenden staatlichen Wachhunden des Landes geschützt!

Dagobert: Die in der Vergangenheit eine ganz schöne Zahl unbedeutender Diebe zermalmt haben. Dennoch haben es ein paar hinterhältige Räuber gewagt, mir Bilder zu stehlen.

Donald: Bilderdiebstahl! Ich hab' davon gehört. In Europa gibt es das oft. Aber die haben da ja so eine unfähige Polizei. Was für ein Lösegeld wollen die Diebe für deine Bilder?

Dagobert: Gar keins. Das ist ja das Schlimme. Sie haben Bilder aus meinen Comic-Heften gestohlen, die ich in Trillionen-Auflage verkaufe und die mir Millionen von Dollars und Freunden in aller Welt einbringen.

Neffen: Sie stehlen also deine Erfindungen und versuchen, dir auf dem Markt Konkurrenz zu machen?

Dagobert: Nein, so ist es auch nicht. Es ist wirklich sehr eigentümlich. So etwas ist noch nie zuvor passiert. Die Bilderdiebe arbeiten mit einer Art Zaubermittel, damit die Leute aufhören, an mich und meine Comics zu glauben und sie zu kaufen.

Donald: Unmöglich. Deine Comics sind so amerikanisch und entenhausenerisch wie Gott, das Pentagon und der Hamburger. Die Leute werden diese Dinge bis in alle Ewigkeit kaufen. Sie sind unsterblich!

Dagobert: Das sind sie in der Tat. Aber diese Bilderdiebe sind so gerissen. Sie erwecken den Eindruck, als ob die Figuren darin — du Donald, und ihr, Tick, Trick und Track und eure Freunde in den anderen Comics und natürlich *ich* — also wir Comic-Helden alle sehr schlechte Beispiele und insgesamt schädlich seien. Ihr könnt euch nicht vorstellen, was für schreckliche Lügen diese Diebe über uns verbreiten! Das Schlimmste ist, daß nicht nur bläßliche Professoren, sondern auch das gemeine Volk dieses Zeugs fressen.

Neffen: Wir holen uns diese Schurken! Gibt es irgendwelche Hinweise, wo das Laboratorium ist, in dem sie diese schmutzige Arbeit mit den Comics machen?

Dagobert: Ja, aber es ist in einem fremden Land, voll mit unfreundlichen Eingeborenen.

Neffen: Macht nichts, wir sind Spezialisten im Umgang mit unfreundlichen Eingeborenen. Wie verbreiten diese Diebe denn ihre Lügen und Verleumdungen?

Dagobert: In einem Buch, das sie zusammengebastelt haben, mit unseren Bildern darin und ihrem Text. Glücklicherweise gelang es mir, mit Hilfe meiner Freunde und Spione beim Zoll, Tausende von Exemplaren des Buches beschlagnahmen zu lassen, als es ins Land geschmuggelt werden sollte.

Neffen: Das ist fein. Halte die Bücher nur hinter Schloß und Riegel, wo sie den Panzerknackern Gesellschaft leisten können. Besteche einige Richter, damit sie bestimmt nicht rauskommen, dann endlich ist dieses Land sicher.

Dagobert: Wie ihr euch vorstellen könnt, macht der reichste Mann der Welt und neben Onkel Walt¹ der reichste Onkel der Welt von seinem *beträchtlichen Einfluß* Gebrauch.

Das Dumme ist, daß andere Ausgaben des Buches von überall her durchsickern, besonders von England. Es ist eine Krankheit, und wir müssen eine schreckliche Epidemie verhindern, oder wir werden alle ruiniert. (Er packt Donald beim Kragen und schüttelt ihn.) *Es geht um unseren guten Ruf und meine Millionen!*

Donald: W-w-was sollen wir also tun?

Dagobert: Spürt die Verschwörer auf: Verleger, Übersetzer, Autoren!

Donald: Und dann?

Neffen: Denk daran, wir dürfen keine Schußwaffen tragen wie Micky Maus! Vielleicht sollten wir Micky fragen ...

Dagobert: Nein, Micky hat seinen Preis, und er will immer mehr Geld, seit er diesen Minderwertigkeitskomplex hat, weil unsere Familie beliebter ist als seine. Wenn ihr die Diebe aufgespürt habt, werdet ihr ...

Donald und Neffen: Ja ... Gewaltanwendung ist verboten, wie du weißt, Studiogesetze.

Dagobert: Ja, ich kenne diese Gesetze und weiß auch, wie man sie umgeht. Alles was wir brauchen ist eine kleine Zauberpille, die euch Daniel Düsentrrieb

¹ Natürlich nicht Walt Disney, sondern vermutlich irgendeine andere Comic-Strip-Figur.

geben wird. Fragt nach der „Sofort-Auslösch-Pille“. Ich gebe euch auch diesen Kasten zur „Informationsbeschaffung“. Die Gebrauchsanweisung ist drin. Nehmt jetzt sofort mein Privatflugzeug. Der Pilot weiß, wo er euch hinbringen soll ...

Neffen (im Flugzeug): Es scheint, daß diese Diebe, die uns in diesem Buch verleumden, wirklich schlechte Menschen sind, Sozialisten, die schon aus ihrem eigenen Land flüchten mußten. Wir erweisen der ganzen freien Welt einen Dienst, wenn wir uns mit ihnen befassen.

Donald: Laßt uns mal in diesen Kasten schauen. Ein rotes Kreuz ist drauf. Eine Erste-Hilfe-Ausrüstung.

Tick: Oh, es ist irgendein elektrisches Gerät. Wie lustig, ich mag solche Geräte so gern.

Trick: Lesen wir mal die Gebrauchsanweisung. „Draht A mit Ende X an Genitalien befestigen“ ... Was bedeutet Genitalien, Onkel Donald?

Donald: Ahem ... ist nicht so wichtig. Wir Ducks haben keine.

Truck: „... wenn während des Verhörs der Feind ...“

Tick: Aha, man braucht das Gerät für den Feind. Haben die Feinde — äh — Genitalien?

Donald: Ich vermute es.

Trick: Oh, schaut mal, da steht *Made in USA*, aber da sind Gebrauchsanweisungen in allen möglichen Sprachen drin. Spanisch, Portugiesisch ... Dieses Gerät ist anscheinend in den verschiedensten Ländern sehr nützlich.

Donald: Räumt den Kasten weg, wir landen.

Donald (zum Taxifahrer): Fahren Sie uns zu dieser Geheimadresse ... Warum halten wir?

Tick: Schaut euch diese Menschenmenge an!

Trick: Was für ein viehischer Haufen! Genau wie die Panzerknacker.

Truck: Es sind furchtbar viele. Und sie schauen wirklich bedrohlich aus. Was sollen diese ganzen Schilder bedeuten: „Ducks go home?“ Und die Bücher, die sie alle tragen, das müssen die mit den gestohlenen Bildern sein, wo diese Lügen über uns drinstehen!

Donald: Ich hab' so Angst! Sie kommen immer näher! Hilfe, Hilfe!! Onkel Dagobert, Micky, Superman, helft uns Ducks in Not!

Neffen: Diese Situation verlangt nach außerordentlichen Maßnahmen. Wo ist die „Sofort-Auslösch-Pille?“ Onkel Donald, fuchtel nicht so mit dem Revolver rum! Halt ihn ruhig!

Donald: Erzählt ihr mir nicht, wie man schießt, ich wurde in der Panama-Zone ausgebildet. Ich bin Veteran der Dominikanischen Republik, Vietnams und Chiles, ich weiß, wie man mit diesen Kommunisten-Schweinen ...

Neffen: Nehmt ihm den Revolver ab! Er dreht durch! Er wird uns treffen statt die Leute da draußen!

(Rauferei — Schüsse lösen sich und töten die Neffen. Donald wird von den unfreundlichen Eingeborenen umringt, die ihn festnehmen und ihm den Prozeß machen. Donald schiebt alles auf Onkel Dagobert, aber er wird des Kulturimperialismus für schuldig befunden und wird laut Urteil auf einer Eisscholle ausgesetzt, darauf treibt er jetzt im Strom der Geschichte ab.)

Claus Biegert 200 Jahre Amerika oder

Claus, das FBI ist eine große Familie

Als Journalist unter Indianern und Nicht-Indianern

In einem New Yorker Schaufenster wurde ich — meinem bisherigen Geschichtswissen zum Trotz — eines Besseren belehrt. Es war das Fenster eines Ladens für Dekorations- und Papierbedarf, von Streifen durchzogen, mit fünfzackigen Sternchen besprenkelt, dazwischen hob die Freiheitsstatue ihren Schaumstoffarm, und hinter Glas konnte ich es rot und blau auf weiß lesen: 200 Jahre Amerika.

Da stand es geschrieben, und ich stand auf dem Boden von Manhattan, das die Holländer den Indianern 1626 für Glasperlen und rotem Tuch im Wert von 24 Dollar abgeluchst hatten. Ma-na-hat-tan hieß die Felseninsel damals, Himmlische Erde, von den Algonquinvölkern so benannt. 1626: 150 Jahre älter also als Amerika. Doch was kümmern eine Weltmacht meine Tüfteleien. 200 Jahre Amerika — das ist die Zeitrechnung der Neuen Welt. Da ist ein lockerer Handstreich erlaubt, der aus Vereinigten Staaten kurz und bündig einen Kontinent macht. USA ist Amerika! USA — wer sich nicht dazu zählt, zählt nicht. Was vor 200 Jahren war, zählt auch nicht. 200 Jahre Amerika. Es gibt daran nichts zu rütteln.

September 1975. Ich war auf dem Weg nach Akwesasne zu den ersten Amerikanern. Akwesasne liegt am St.-Lorenz-Strom westlich von Messina im Staat New York und ist in den Karten als St. Regis Indian Reservation eingetragen — die amtliche Bezeichnung des verbliebenen Mohawklandes. Akwesasne nannten es die Menschen, die dort lebten. Akwesasne nennen es die Menschen, die dort leben. Akwesasne heißt: Wo das Rebhuhn balzt. Akwesasne liegt am St. Lorenz — und zwar beiderseits des Flusses. Diese Tatsache sollte den kleinen Platz, wo das Rebhuhn balzt, zu einem Brennpunkt des indianischen Widerstands machen.

Am 18. Dezember 1968 hatten die traditionellen Mohawk von Akwesasne die Cornwall-Brücke besetzt, die nicht nur die USA mit Kanada, sondern auch Mohawkland diesseits mit Mohawkland jenseits des Flusses verbindet. Vorausgegangen war eine administrative Beschneidung indianischen Rechts von der Nordseite des Flusses: Kanada verlangte von den ansässigen Indianern Brückengeld und erhob Zoll auf die Waren, die jene aus den Staaten zurückbrachten. Damit wurde eine Reihe von Abkommen verletzt, die Großbritannien 1794 im Jay-Vertrag mit den USA getroffen hatte.

Jene gewaltfreie Aktion beantwortete die Regierung mit Gewalt: Polizei räumte das Feld. Der nachfolgenden Prozesse erinnert man sich noch heute. Unter den verhafteten Demonstranten hatte sich eine junge indianische Schau-

¹ Traditionalisten sind die in unserem Sinn Progressiven, die sich gegen die Integrationsbestrebungen der Regierung wenden. Die regierungstreuen Indianer, die der Politik des BIA folgen — z. B. die vom BIA bezahlten Stammesräte — werden progressiv genannt. Ein Begriff, den das BIA geprägt hat, um seine Politik als „fortschrittlich“ auszuweisen. Seitdem hat das Wort progressiv in den USA zwei Bedeutungen.

spielerin befunden: Kahn-Tineta Horn. Als der Fall 1969 vor Gericht kam, entlarvte sich die Travestie der weißen Justiz: Kahn-Tineta war angeklagt, zehn Polizisten in der Ausübung ihres Amtes behindert zu haben. Die Leute im Gerichtssaal fingen an, laut zu lachen, denn die Indianerin war von zierlicher Gestalt. Schließlich gab der Staatsanwalt zu, die Klagen noch überhaupt nicht gelesen zu haben. Als sich die Waffe, mit der sie die Polizei angegriffen haben sollte, als Nagelfeile entpuppte, wurden die Anklagen fallengelassen. Im Streit um den Jay-Vertrag stellte sich heraus, daß der Vertrag von 1794 durchaus noch Gültigkeit hatte, und – daß 1933 die Cornwall Northern New York Bridge Company den Irokesen 798 Dollar für das Stück Land gezahlt hatte, das sie für den Brückenbau benötigte. Die Vereinbarung schloß das Recht der freien Benutzung der Brücke in genau der gleichen Formulierung mit ein, in der es ursprünglich im Jay-Vertrag definiert worden war. Damit wurde der Tatbestand der illegalen Demonstration von der Anklageliste gestrichen. Wahrscheinlich erinnerte sich die kanadische Regierung auch der Tatsache, daß die Irokesen² einen gültigen Rechtsanspruch auf 85 Prozent der Fläche von Ontario besitzen.

Die Blockade wurde im Nachhinein dokumentiert: die ersten „Longhouse-News“³ erschienen – eine eilig, mit wenig Mitteln hergestellte Zeitung. Inzwischen ist aus dem Protestblatt von einigen hundert Stück die größte panindianische Zeitung des Kontinents geworden: die „Akwasasne Notes“. Als ich ankam, zeigten sich mir im Nation-House, wie das Redaktionshaus genannt wird, übermüdete Gesichter. Jeder verfügbare Mann wurde zum Korrekturlesen herangeholt. Ich auch. Die Spätsommer-Ausgabe mußte in zwei Tagen zum Drucker. Verzögerung: nicht möglich. Auflage: 73 000. Aus dem spontanen Widerstand ist die organisierte Alternative geworden.

Das Nation-House ist mit einer Zeitungsredaktion hierzulande nicht vergleichbar. Die Zeitungsmacher sind keine Meinungsmacher. Ihre Zeitung ist keine Ware, die es zu verkaufen gilt. Sie ist notwendiges Medium, um für den Durchbruch der Isolation der einzelnen Stämme und für die Verbreitung unterbliebener Nachrichten zu sorgen. Und sie ist die Zeitung derer, für die sie gemacht wird: die Leser sind auch die Reporter. Von allen Stämmen, aus Reservaten und Städten kommen Material und Artikel. Das Haus im amerikanischen Akwasasne ist mit den Jahren auch Kommunikationszentrum geworden: Da wird Tabak gemischt, werden Kalender geheftet, Tonbänder abgehört. Briefe beantwortet, Fotos ausgewertet, Artikel composert. Wer früh geschrieben hat, gräbt nachmittags den Garten um, wer gestern Koch war, ist heute Sekretär. Alte Häuptlinge geben und holen Rat, Kinder stöbern im Kühlschrank, Senator Ted Kennedy ruft an, der Inhalt der nächsten Nummer wird diskutiert. Immer ist Arbeit da und immer Zeit.

² Der Völkerbund der Irokesen bildete sich Mitte des 15. Jahrhunderts und umfaßte erst die fünf Stämme Mohawk, Onondaga, Cayuga, Seneca, Oneida; um 1700 stießen von Süden die Tuscarora hinzu. Von da an waren sie bekannt als die Sechs Nationen.

³ Longhouse (Langhaus) war früher die traditionelle Wohnform der Irokesen. Heute gibt es in den indianischen Gemeinden meist nur ein Langhaus, höchstens zwei. Es dient als Versammlungsort, sowohl für politische Entscheidungen als auch für spirituelle Zeremonien und Social Dances (im bairisch-österreichischen Raum etwa mit einer Tanzl Musi vergleichbar).

Die Notes sind ein Modell für alternative Medienarbeit geworden, bei vorläufig noch unveränderter Umwelt und deren System. Die Abonnenten zahlen, was sie erübrigen können. Wer viel hat, gibt mehr, wer nichts hat – wie beispielsweise Gefängnisinsassen – erhält die Notes auch. Der indianische Weg funktioniert; seit Bestehen ohne Pannen. Die Zeitung hat zudem keinerlei Anzeigen. Die Mitarbeit basiert auf freiwilliger Basis. Jeder, der im Zeitungshaus arbeitet, genießt die gleiche soziale Versorgung: Taschengeld, Arztkosten, Unterkunft, Verpflegung – der, der kocht und der, der schreibt. Das Kollektiv versorgt sich weitgehend aus eigenem Gartenbau. Den Notes angeschlossen ist ein Buch- und Schallplattenverlag und eine Wanderuniversität. Die Kommunikationsgruppe, all ihre Tätigkeiten zusammengekommen, nennt sich „White Roots of Peace“.

Rarihokwats ist der geistige Kopf. Rarihokwats ist Weißer aus Quebec. Bevor er sich für das Leben mit den Mohawks entschied, war er Sozialarbeiter für das DIA⁴ und hieß Jerry Gambill. Als er deren Machenschaften durchschaute, wechselte er das Lager. Er wurde vom Bären-Klan adoptiert und erhielt den Namen Rarihokwats: Mann, der Sachen aufdeckt.

Rarihokwats, dessen Gesicht älter ist als er (40, 45?), der als erster auf den Beinen ist, für den der Tag zu kurz ist, der mit einem Erdnußbutter-Sandwich und Kaffee den Widrigkeiten und Annehmlichkeiten des Tages begegnet, wird von Indianern ohne Abstriche als einer der ihren bezeichnet. Indianer sein ist unter dem Druck der Verhältnisse in erster Linie eine Frage des Bewußtseins geworden, nicht der Hautfarbe.

Die Planlosigkeit, mit der im Nation-House alles zu geschehen scheint, erweist sich bei genauer Beobachtung als zwangloses, sich selbst organisierendes System, das auf der Verantwortlichkeit der einzelnen Leute beruht. Jeder sucht sich innerhalb der anfallenden Tätigkeiten einen oder mehrere Bereiche, die er ohne Kontrolle und ohne Leistungszwang nach besten Kräften bearbeitet. Das Prinzip der Nichteinmischung, eine der Grundregeln indianischen Zusammenlebens, bleibt strikt gewahrt. (Um Mißverständnissen vorzubeugen: Nichteinmischung heißt nicht Nicht-Kritik.)

Als ich das erstemal hierher kam, im Juli 1973 mit Carl-Ludwig Reichert, war ich das Prinzip der Einmischung noch gewöhnt. Ich war gewöhnt, mich zu rechtfertigen, kaum gewöhnt, Entscheidungen zu treffen, war gewöhnt, mit Fragen nicht zu warten, erwartete, Rede und Antwort zu stehen. Hier entwickelte sich die Begegnung ohne Zwang. Zwar brachten die ersten zwei Tage nie gekannte Nervosität, doch dann lief es: nach einer Woche wußten wir, was wir wissen wollten und wußten sie, was sie wissen wollten.

Akwasasne war für mich Maßstab geworden. Maßstab für Zusammenleben und Zusammenarbeit. Eine Möglichkeit für den anderen Weg. Daß es hier „the indian way“ – der indianische Weg war, nahm ihm nicht seine Gültigkeit auch für Nicht-Indianer. Ich dachte an München, an Beziehungsdiskussionen, an die WG-Konflikte in ihrer Kleinkariertheit, an die Zerstrittenheit der Linken, an die bürgerlichen Muster beim Versuch, der Bürgerlichkeit zu entinnen. Ich er-

⁴ Department of Indian Affairs. Vergleichbar mit dem Bureau Of Indian Affairs (BIA) in den USA. Beide haben die totale Kontrolle über individuelles und kommunales indianisches Leben.

zählte, und keiner verstand mich. Dazu hätten sie hier keine Zeit, war ihre Antwort. Ob wir die Zeit hätten, war ihre Frage.

Zeit ist ein Wort, das in keiner Indianersprache als alleinstehender Begriff existiert. Zeit hat man dann, wenn man sie sich nimmt. Im folgenden einige Ausschnitte aus Gesprächen und Interviews mit Rarihokwats, als er sich die Zeit dazu nahm:

„Es geht uns nicht darum, Traditionen um ihrer selbst willen zu erhalten. Es gibt sehr viele Völker, die sehr schlimme Traditionen aufzuweisen haben. Es gibt auch Leute, die eine gewisse Vorliebe für Altertümer haben, aber viele von den alten Dingen sind heute nicht mehr brauchbar. Andererseits gibt es bestimmte Dinge, die eine Art universale Bedeutung und Wert zu haben scheinen, in dem Sinn, daß sie nützlich sind für viele Völker und über lange Zeiträume hin. Prinzipien menschlichen Zusammenlebens werden ihre Bedeutung nie verlieren. Die Ureinwohner Amerikas lebten mit diesen universellen Prinzipien in größerer Harmonie, bevor die Weißen in dieses Land kamen. Und deshalb kann es vielleicht aussehen, als ob wir das Rad der Zeit zurückdrehen gedenken. Das stimmt aber nicht. Es handelt sich vielmehr um eine Bewegung, diese Dinge wieder in Bezug zu bringen zu den heutigen Ereignissen, weil sie ja sehr notwendig gebraucht werden und sehr modern sind, für unsere Zeit ja fast utopisch, 21. Jahrhundert.“

„Wenn wir die moderne Technologie betrachten, müssen wir die Frage stellen, ob jedes einzelne Produkt dieser Technologie etwas ist, das unsere menschliche Identität beeinträchtigt oder bestätigt oder unterstützt. Wir müssen abwägen, welchen Preis wir für jede technische Errungenschaft zu zahlen haben werden, welches Ausmaß an Zerstörung von Natur eine unter Umständen unbedeutende Verbesserung unseres Lebensstandards hervorbringt. Technologie an sich ist weder gut noch schlecht, es kommt auf den Zusammenhang an.“

„Ich glaube, daß es in der Natur des Kampfes der Indianer und auch anderer Völker liegt, daß sich die existenzielle, politische und kulturelle Ebene nicht voneinander trennen lassen. Eine Überbetonung eines einzelnen Aspektes, eine isolierte Strategie würde das Ganze in Frage stellen. Wer zum Beispiel einen politischen Kampf außerhalb des kulturellen Bezugssystems führen will, macht einen entscheidenden Fehler, denn das bedeutet: wenn der politische Kampf gewonnen ist, ist die kulturelle Identität verlorengegangen, es handelt sich nicht mehr um dasselbe Volk, es ist etwas anderes geworden.“

„Ein Fehler, den viele Länder der Dritten Welt machen, ist der, daß sie glauben, mit den USA oder Rußland konkurrieren und so wie jene werden zu müssen. Wenn man gegen die Römer kämpft und im Verlauf dieses Kampfes selbst zum Römer wird, spielt es keine Rolle mehr, ob man gewinnt oder verliert. Deshalb müssen die Indianer ihren Kampf so führen, daß sie dabei nicht werden wie die Leute, gegen die sie kämpfen. Indianer wollen nicht die umweltzerstörende Industrie auf die Reservate holen. Sie wollen autark werden und nicht von der amerikanischen Wirtschaft abhängig sein; denn wenn diese Wirtschaft zusammenbricht, würden sie mit ihr untergehen. Deshalb müssen sie den Zusammenhang zur natürlichen Welt wiederherstellen. Sicher besteht zur Zeit eine gewisse Notwendigkeit, Geld zu haben – doch sie müssen unterscheiden

zwischen Handelsbeziehungen, die ihnen Geld bringen, und Arbeit, die ihnen Nahrung und andere Dinge gibt. Geld ist nicht Nahrung. Geld kann man nicht essen. In Zeiten der Inflation oder wenn es nichts zu essen gibt, ist Geld sinnlos; man braucht die Nahrung. Deshalb muß die ökonomische Entwicklung der Ureinwohner eine Rückkehr zur Ökonomie der natürlichen Welt sein, nicht zur Ökonomie des Kapitalismus.“

Was unterscheidet uns Weiße von Indianern? Zwei Vergleiche erhielt ich zur Antwort: Während die Indianer glauben, sie gehören zur Erde, glauben die Weißen, sie besitzen die Erde. Und: Ein weißer Arzt behandelt die Krankheit, ein Mediziner den Kranken.

Das Land färbte sich rot. Der Indianersommer nahm seinen Platz im Kreis des Jahres ein. Doch die Harmonie von Akwesasne wurde abends immer gestört: Per Telefon kamen Nachrichten aus South Dakota:

Jim Little war ermordet aufgefunden worden. Bei Jim Little hatten die Leute von den Notes immer übernachtet, wenn sie der Weg dorthin in den Westen geführt hat. Jim Little gehörte zu AIM – dem American Indian Movement.⁵

Leonard Crow Dog, Mediziner der Brule-Sioux, wurde um drei Uhr früh von 120 Bundespolizisten und FBI-Agenten abgeholt. Sie kamen mit Hubschraubern und Panzerwagen, gekleidet in Kampfwesten. Und sie holten ihn sich auf die altbewährte Weise: Sie sangen „We're gonna take you to jail and you're gonna stay there forever“, sie zerrissen das Bettzeug seiner Mutter, sie warfen seinen Sohn Pedro aus dem Bett und an die Wand, sie erschossen sein Pferd, sie hielten seiner Frau und den Kindern die Pistole an die Schläfe, sie fesselten ihn nackt an Händen und Füßen und schlugen ihm einen Speerhaken vor. In der Nacht noch transportierten sie ihn 90 Meilen in das Bezirksgefängnis nach Pierre, der Hauptstadt von South Dakota. Sie verhörten ihn Tag und Nacht, weckten ihn jede Stunde und rissen ihm Haare aus. Sie wollten wissen, wo sich Dennis Banks, der ins unbekannte Exil entwichene AIM-Führer, aufhielt. Grund der Verhaftung war die Tatsache, daß zwei Tage zuvor zwei Weiße versucht hatten, des nachts in sein Haus einzudringen und vertrieben worden waren. Die Anklage lautete auf „tätlicher Angriff mit Körperverletzung“. Crow Dog gehört zu AIM.

Die Zugehörigkeit zu AIM – das war mir inzwischen klargeworden, und es sollte mir noch klarer werden – reichte, um vom weißen Amerika kriminalisiert zu werden. Der Frieden von Akwesasne macht es mir schwer, die Dinge zu

⁵ Das American Indian Movement wurde 1968 in Minneapolis als Stadtteilpartouille gebildet, die die indianischen Gemeinden vor Polizeiübergriffen schützen sollten. Heute ist AIM zur Manifestation des indianischen Bewußtseins geworden, und die Identifikation mit seinen Zielen zur Form der praktischen Lebensbewältigung in einer feindlichen Umwelt. Die Feinde: Alkoholismus, Polizeiterrror, Rassenjustiz, die Integrationspolitik des BIA. Die Ziele: Selbstbestimmung auf den Reservaten, Abschaffung des Kontrollorgans BIA, Zurückgewinnung rechtlich zustehender Territorien, Wiederbelebung der unterdrückten Kultur, Anpassung des Stammestums an die heutige Situation. AIM, das betont die Führer immer wieder, ist nicht eine Organisation, die Nordamerikas Indianer repräsentieren, sondern eine Organisation, die ihnen helfen will. Vom Selbstverständnis her definiert sich AIM in erster Linie als spirituelle Bewegung. Die traditionelle, in den ursprünglichen indianischen Auffassungen verankerte Denk- und Lebenshaltung stellt die Grundlage aller politischen meist militanten Aktivitäten dar. AIM war beteiligt am Marsch der gebrochenen Verträge nach Washington, D.C. 1972 und der symbolischen Besetzung von Wounded Knee 1973.

begreifen. Der Frieden trägt, sagen die Leute im Nation-House, bereits morgen können solche Sachen auch bei uns passieren.

September 1975. Im Reservat der Onondaga, einem winzigen Flecken am Südrand von Syrakuse, vier Autostunden von Akwesasne entfernt, wurde der weiße Mais geerntet. Aus ihm macht man Brot und Brei. Onondaga ist ein besonderes Reservat: Bis zum heutigen Tag schafften es die Bewohner, sich der BIA-Kontrolle zu entziehen. In Onondaga gibt es nur den traditionellen Stammesrat. Von seinem exekutiven Recht, das ihm seit und laut dem Pickering-Vertrag von 1794 zusteht, machte der Stammesrat zuletzt im Juli 1974 Gebrauch: Alle weißen Bewohner des Reservats wurden aufgefordert, Onondaga zu verlassen. Voraus ging ein Beschluß der Klan-Mütter, einer „weißen Übermacht“ auf Onondaga unverzüglich vorzubeugen. Einem US-Gesetz zufolge ist nämlich eine Reservation nur dann Indianerland, solange mehr als 50 Prozent der Bevölkerung indianischer Abstammung ist. In Onondaga drohte das Kräfteverhältnis sich zuungunsten der Irokesen zu verändern. Bis auf sieben der betroffenen 30 Familien waren alle freiwillig gegangen und hatten die Maßnahmen eingesehen.

Ich besuchte die Papineaus, Freunde seit 1973, und traf zufällig Johnny Mohawk. Er heißt eigentlich Sotsisowah und ist Seneca von Cattaraugus, einem Irokesen-Reservat südlich Buffalo, ebenfalls im Staat New York. Er durchlief das weiße Schulsystem bis zur Universität ohne Schaden. Er ist Doktor der Philosophie und entwickelte in Cattaraugus mit Jugendlichen Methoden der Selbstversorgung. Johnny Mohawk befindet sich, entgegen den Aktivisten des American Indian Movement, in der privilegierten Lage, mit dem Kopf kämpfen zu können. Doch Akademiker zu sein, heißt für ihn nicht, andere Dinge zu sagen, sondern höchstens – wenn nötig – Dinge anders zu sagen.

Sotsisowah redet gern. Einmal sprachen wir bis tief in die Nacht auf einer Kiste im Keller über heute und morgen und über weiß und rot und wie es ist und wie es sein könnte. Viele seiner Sätze begleiten mich seitdem. Vor allem diese:

Im traditionellen Wahlsystem werden die Häuptlinge von allen Leuten vorgeschlagen. Bei der Wahl wird so lange verfahren, bis der Kandidat einstimmig angenommen ist. Dadurch gibt es keine Minderheit, die sich übers Ohr gehauen fühlt. Der solchermaßen Gewählte ist wirklicher Repräsentant der Leute, die ihn gewählt haben. In dem System, das die Weißen als Wahlsystem bezeichnen, konkurrieren Leute miteinander, die Macht gewinnen wollen. Diese Leute müssen in die Welt hinausgehen und die Zustimmung der Leute suchen, über die sie regieren wollen. Und durch die Art, wie sie das machen, haben sie nur die Mehrheit der Leute hinter sich. Daher ist alles, was sie zu tun haben, dieser Mehrheit etwas zu versprechen, zweifellos meist auf Kosten der Minderheit. Wenn man mal darüber nachdenkt: zu konkurrieren, um das öffentliche Vertrauen im Vorhinein, zu konkurrieren um eine Ehre, die eine ungeheure Verantwortung beinhaltet. Es ist die Art von Ehre, die man durch die Gemeinschaft erhält, dadurch, daß sie auf einen vertraut. Und das wird zum Gegenstand von Wettbewerben gemacht. Ich weiß nicht, ob es mir möglich wäre, ein schlimmeres System auszudenken.

November 1975. Ich war, von der ersten Weltkonferenz der Eingeborenen kommend, auf dem Rückweg von Kanada in die USA. Mein Ziel war wieder Akwesasne. Diesmal lag das Nation-House für mich auf der anderen Seite des Flusses. Die Überquerung des St. Lorenz geschah nachts, im Auto eines der elf Söhne des Mike Boots, in dessen Küche die Notes ihre Anfänge genommen hatten. Ein bekanntes Gesicht. Kurzum: Das Auto wurde mit einem Gruß durchgewunken, es war nachts, mich auf dem Rücksitz sah keiner.

Mein Visum war seit fünf Tagen abgelaufen. Eine Mißachtung der gewährten Aufenthaltsfrist ist – so der, bei der Einreise in den Paß eingetragte Vermerk – strafbar. Die Mißachtung war mir bewußt. Ich fühlte mich aber, vom Schnippchen an der Grenze abgesehen, im Recht. Im Oktober nämlich, vor meiner Abreise nach Kanada, hatte ich mit den Einwanderungsbehörden telefoniert und die Möglichkeit einer Rückkehr nach Ablauf der genehmigten Frist erwogen. Falls es sich nur um wenige Tage handeln würde, ich meinen Rückflug nach Deutschland schon gebucht hätte, ich ein Ticket vorweisen könne – so war die Antwort – sei alles okay. Der Rückflug war gebucht und bestätigt, meine Unschuld hatte ich verinnerlicht. Den formlosen, unbürokratischen Grenzübertritt betrachtete ich mehr als bürokratischen Formfehler, der meine rechtliche Situation aber in nichts beeinträchtigte. Ich betrachtete das bescheidene Abenteuer als gelungen und vergaß das Ganze.

Die Aktivitäten im Nation-House ruhten; Rarihokwats war mit den White Roots Of Peace an der Westküste auf Tour, die zurückgebliebenen Mitarbeiter erlebten die kurze Ruhe vor dem Sturm der nächsten Nummer. Nach zwei Tagen winkte ich morgens um acht dem Bus nach Süden. In Malone, dem ersten Halt, stieg ich aus, um ein Ticket nach Albany zu lösen. Der Schalter war der Ladentisch eines Lebensmittelladens. Mein Geld reichte knapp, es blieb mir ein kanadischer Dollar. Zurück zum Bus folgte mir breitbeinig im 12-Uhr-Mittags-Schritt, den Colt an der Seite, ein Mann in Oliv. Ich sah ihn nicht, ich weiß nur im nachhinein, daß dem so war.

Kaum saß ich wieder, stand eine Uniform vor mir und verlangte nach meinem Paß. Sorglos gehorchte ich, von der Ordnung meiner Papiere überzeugt. Als er auf das abgelaufene Visum hinwies, war mein Erstaunen ungespielt. Ich war wirklich erstaunt über meine Verdrängungsfähigkeit. Ohne Herzklopfen, in beiläufig-selbstverständlichem Ton berichtete ich von meinem Telefonat mit dem Einwanderungsbüro, von meinem Rückflugticket, das nebst Reservegeld bei Freunden in Massachusetts wartete, ich wollte weiter ausholen – doch seine linke Hand winkte ab – für ihn war der Fall klar: Hatte er im Laden noch angenommen, ich sei Kanadier und auf Arbeitssuche in den Staaten, so war er sich jetzt sicher, daß ich als Deutscher nach Arbeit suchen wolle. Die Unglaubwürdigkeit meiner Erklärungen stellten ihn zusätzlich zufrieden. Ich mußte mitkommen. Im Bus Gemurmelt, das den Klang nach Sympathie für mich enthielt. Ich folgte dem Grenzschutzbeamten zum Streifenwagen. Sein Gang war der bereits beschriebene. Sein Gesicht: die sichere Fängermiene. Mein Gesicht: die Miene des irrtümlich verhafteten Journalisten.

Es war Mittag, und der Beamte war allein. Das gab ihm Gelegenheit, den Fall vorerst allein in die Hand zu nehmen. Claus – das Recht auf Anrede hatte ich

verspielt – Claus, wo hast du Englisch gelernt? In Irland. Wohl bei der IRA? Nein, in den Schulferien. Claus, wo kommst du jetzt her? Von Akwesasne. Von den Indianern? Ja. Aha, hast du schon mal mit den Leuten hier gesprochen, was sie über Indianer denken? Nein, habe ich nicht. Das solltest du besser tun! Haben sie dich in Akwesasne bezahlt? Nein. Es ging eine Weile so weiter. Meine Personalien verließen über Sprechfunk das Auto. Er stellte mir in Aussicht, die kommende Nacht entweder im Gefängnis hier oder im Flugzeug gen Europa zu sitzen.

Wir waren im Büro angekommen. Ich mußte meine Taschen leeren. Er stocherte zaghaft in der Beute. War er auch zufrieden, daß der Vorfall in seine Dienstzeit fiel, so fehlte ihm doch sichtlich die Routine zur Härte. Die fehlende Härte kam nach einer halben Stunde durch die Tür: sein nächster Vorgesetzter: schwarzer Schnurrbartstrich, gebräunter Kopf, trainierter Körper in Zivil. Routiniert klappte die Dienstmarke auf und wieder zu, dann brüllte es routiniert: Schuhe ausziehen! Inhalt der Taschen auf den Tisch! Hände an die Wand!

Ich klebte schräg mit den Händen an der Wand, sah durchs Fenster drei Quäker die Straße überqueren und erlebte mein Verhör als mein eigener Zuschauer. Routinierte Hände klopfen mich ab. Rauschgift? Nein. Du hast NEIN gesagt. Okay. Wenn wir jetzt wirklich etwas finden, hängen wir dich auf! Da hast du mein Wort drauf! In einer Hemdtasche steckte noch ein Zettel. Er fand ihn und fand auch, seinem Verhörton etwas mehr Schärfe begeben zu müssen. Es schnitt jetzt recht eindeutig durch den Raum. Auf dem Zettel stand: A self-shoot gun for Mike Boots. Das klang gefährlich. Mike Boots will eine automatische Vogelscheuche aus Deutschland, er habe von deren Qualitäten gehört, erklärte ich. Das sah der scharfe Schnurrbart sofort ein. Ich war erstaunt.

Im Beisein einer brutaleren Variante seiner selbst, war der Grenzbeamte inzwischen Forscher geworden. Er blätterte in meinem Adreßbuch und ließ Laute der Zufriedenheit hören: Ah, da hat er ja die Adressen. Alle diese Indianer... ah, Onondaga Nation – anerkennender, wie auch verächtlicher Ton – und hier: The Role Of The Iroquois In The American Revolution! – triumphierender Pfiff. Der Pfiff klang nach: Also doch. Irokesen und Revolution in einem, mehr war nicht vonnöten. Er verbarg den Indianerhasser nicht. Er schien nicht zu wissen, daß 1776 eine Revolution zur Geburt der USA führte. Das Buch war in der Syracuse University Press erschienen. Das stand dabei, das wollte er nicht sehen. Aus dem arbeitssuchenden Deutschen war ein Indianerfreund geworden. Sie entschieden sich für eine Meldung nach Buffalo: Kein gültiges Visum, Kontakte zu Indianern.

Das Verhör ging weiter, ich blickte in Schräglage hinunter auf die Straße. Vorbestraft? Name der Mutter? Name des Vaters? Geschwister? Es hat keinen Sinn, zu lügen, Claus, wenn wir wollen, haben wir deine Lebensgeschichte in Minuten. Ich log also nicht, gab zu, noch nicht vorbestraft zu sein, nannte die wirklichen Namen von Mutter und Vater und hielt mich an die genaue Zahl der Geschwister.

Fingerabdrücke. Der Grenzbeamte zappelte und wälzte die Glasplatte ein. Ich durfte zurück in die Senkrechte und erhielt Instruktionen: Er erklärte mir, wie

ich zu stehen habe, welche Kraft ich in meinen Fingern haben dürfe, nämlich keine, und daß die Prozedur zweimal wiederholt werden müsse, dazwischen könne ich mir die Hände waschen. Er war Regisseur, schob mich leicht hinter sich, zog mich dann sacht nach vorn, sagte: Jetzt ist es soweit, und drückte sensibel und einführend meinen Daumen auf die schwarze Schmiere, hielt mich fest, und im Gleichklang beugten wir uns beide wenige Zentimeter nach rechts, wo der Daumen auf einem Formular unter einer Maske in ein Feld, das nach dem Daumen verlangte, sanft nach unten gesenkt wurde. Ein leichtes Abrollen – er war's zufrieden. Ein guter Abdruck, wirklich ein guter Abdruck! rief er anerkennend über die Schulter.

Indessen inspizierte sein Vorgesetzter meinen Rucksack: Grüne Baumflechten aus British Columbia konnten Drogen sein, die Kamera konnte belastendes Filmmaterial enthalten... ungewohntes, technisches Gerät erregte sein Aufsehen. Nur ungern wollte er einsehen, daß der Mikrofontischhalter zum Halten des Mikrofons bestimmt war. Um so erstaunlicher seine Einsicht bei der automatischen Vogelscheuche. Ein Buch aus Canada ärgerte ihn: „The unjust Society“ von Harold Cardinal. Claus, glaubst du, daß diese Gesellschaft ungerecht ist? Merke dir eins: Jeder, dem dieses Land nicht paßt, kann es verlassen!

Ich rollte weiter ab: rechter Zeigefinger, rechter Mittelfinger... mein Regisseur geriet ins Fachsimpeln: Claus, Spezialisten können dir bei einem guten Abdruck sagen, ob du gesund bist, ob du gut geschlafen hast... rechter Ringfinger, rechter kleiner Finger. Waschen und wieder von vorn. Da passierte es: Beim Beugen im Gleichklang und Senken des rechten kleinen Fingers aufs Papier rutschen wir nach rechts ab. Der Abdruck zeigte am rechten Rand einen kleinen Wischer. Sein Werk war verpatzt. Er fluchte und war traurig. Ich ging mich waschen und durfte anschließend – ohne fremde Hilfe – beide Hände aufs Papier drücken. Nachdem ich mit meinen Unterschriften bestätigt hatte, daß es sich um meine Finger handelt, wurde die Akte Biegert abgeschlossen. Claus, das geht nach Washington.

Hoffnungsvoll fragte der Streifenbeamte: Fotos auch noch? Nein, Fotos brauchen wir keine, war die Antwort, Begreifliche Enttäuschung. Hier hätte sich der Grenzschutzregisseur wahrscheinlich erst entfaltet.

Das NEIN auf die Frage nach Fotos deutete einen Gesinnungswechsel an. Der Rucksack hatte sich samt Inhalt als nicht kriminell erwiesen. Das Journalistenvisum I neben dem üblichen B-2 für Touristen war auch echt. (Mein Fehler war gewesen, bei der Einreise nicht das Journalistenvisum aufzuschlagen. Somit war ich als Tourist vermerkt.) Über meinen Beruf waren die Zweifel auch beseitigt. Als gegen zwei Uhr nachmittags der oberste Beamte des Distrikts erschien – man sah ihm den Polizisten nicht an – war der Fall gelöst: Wir sind der Meinung, daß Claus kein Krimineller ist, sagte der Vorgesetzte zu seinem Vorgesetzten, und letzterer veranlaßte die Verlängerung meines Visums.

Jetzt wurde es gemütlich. Wenn ich Journalist war, würde ich womöglich über den Vorfall schreiben. Aus den Feinden der Indianer wurden Freunde: Claus, wir verstehen die Probleme der Indianer nur zu gut. Ich bekam Kaffee angeboten, Zigaretten, Gebäck, wir kamen ins Plaudern, die Sonne schien ins Büro,

man beobachtete das Auto der Quäker unten auf der Straße, sie erzählten von sich, ich erzählte von mir.

Ein schöner Tag zum Hitchhiken, sagte der eine. Eigentlich könnte Claus gehen, es ist ja alles o. k., sagte der andere. Richtig, sagte der dritte. Wir müssen auf Buffalo warten, sagte der erste. Also warteten wir auf Buffalo – drei Polizisten und ein Nicht-Krimineller.

Es wurde drei, es wurde vier. Zweimal klingelte das Telefon, ohne Buffalo zu sein. Um fünf Uhr wieder. Drei Köpfe stießen über dem Telefon zusammen. Es war Buffalo. Es war still im Raum. Als das Gespräch beendet war, erhoben sie sich mit ernstem Gesicht; Finger knackten, Räuspern: Claus, das war das FBI, du weißt, was das FBI ist? Das ist das Federal Bureau of Investigation. Sie wollen dich verhören. Das Verhör wird morgen sein. Es tut uns leid, aber wir müssen dich ins Gefängnis bringen. Es geht nicht anders, denk bitte nicht, wir wollen dich austricksen. Wir wissen auch nicht, was das FBI will. Du hast noch nichts gegessen, wir müssen uns beeilen, die essen vor sechs im Franklin County Jail.

Der Oberste, den die anderen „chief“ nannten, fuhr mich hin. Franklin County Jail. Das klang nach Rauch und Rindern. Ich kam mir vor wie ein Viehdieb. Die Zuversicht vom Morgen, vom Mittag und vom Nachmittag war dahin. Zu viele FBI-Geschichten der letzten zwei Monate hatte ich im Ohr. Im Franklin County Jail empfing uns der Sheriff von Malone. Er war breiter als das Klischee vom breiten Sheriff, eigentlich entsprach er mehr dem Klischee des Gesetzesbrechers, denn dem des Hüters. Dumpf und breit rührte seine Stimme hinter dem Sekretär hervor: Wo bist du geboren? Murnau, sage ich, unwillkürlich auch laut, langsam und tief. Aahh, rührte er, von weither kommend, OBER-AMMERGAU. Oberammergau? Ja, ich war in Oberammergau mit meiner Frau, und in Murnau mußten wir umsteigen. Da mir nicht zum Lachen zumute war, lachte ich nicht, sondern sagte nur: Ja, das stimmt, da muß man umsteigen. Nachdem ich meine Habe abgeliefert hatte, meinen Bleistift gegen einen Stift der Anstalt, mein Papier gegen Papier der Anstalt ausgetauscht hatte, hieß man mich, einem Wärter zu folgen. Nach insgesamt vier abgeschlossenen Eisentüren und zwei Treppen nach oben hatte ich meine Zelle. Ich nahm zu den Nachbarzellen keinen Kontakt auf. Das Essen, wegen dem wir uns beeilten hatten, verdient keine Erwähnung. Die Nacht brachte böse Träume, ich sah mich des Landes bereits für immer verwiesen; wie gesagt, zu viele FBI-Geschichten, zumal wahre, sind nicht gut für den Kopf.

Der Morgen brachte einen Putztrupp, der Besen und Mob an die Zellen verteilte. Ihm folgte der Rasiertrupp. Ein Schälchen Schaum schob man mir hin und einen Rasierapparat, an dem ein Schildchen hing, auf dem stand: Claus Biegert. Es kostete mir einige Mühe, aber ich schaffte es, ihnen klarzumachen, daß einer Visumübertretung kein Bart zu opfern sei.

Um neun Uhr holte mich der Polizeichef wieder ab, der Abschied vom Franklin County Jail war reibungs- und schmerzlos. Ein depremierender Ort, sagte der Polizeichef, und ich pflichtete ihm bei. Auf der Rückfahrt zum Büro, wo der FBI-Agent auf mich wartete, sprachen wir über Indianer, mein Chauffeur schnitt das Thema an, und er tat alles, um sein Verständnis zu bekunden.

Der FBI-Agent trug eine verhalten popige Krawatte, seine Fingernägel waren kurzgekauft, das Haar reichte im Nacken keck bis zum Kragen. Gesamteindruck: dynamischer Versicherungsvertreter. Wir ließen uns in einem leeren Zimmer nieder. Polizei und FBI sind nicht kooperativ, er wußte nur, was man nach Buffalo durchgegeben hatte. Also mußte ich den Hergang der Geschichte berichten. Dann begann er sein Interview: Er spielte den Naiven. Claus, wo wohnst du, wie ist deine Adresse? Ich nannte die Adresse. Ich sprach langsam und deutlich. Er mißverstand mich und schrieb, mir sichtbar, die Adresse dreimal falsch. Er wollte sehen, ob ich ihn korrigiere, und ich korrigierte ihn. Claus, Blumenstraße, ist das ein Apartment oder ein Haus? Brav gestaltete ich dementsprechend meine Antwort: es ist ein Apartment in einem Haus. Es ging so weiter: Claus, dein Bart ist rot und dein Haar nicht, wie kommt das? Mutter Natur, gab ich zur Antwort.

Langsam kam er zum Thema: Claus, weißt du, das FBI ist eine große Familie, und wenn einer unserer Agenten getötet wird, ist das für uns, wie für dich, wenn einer deiner Verwandten ermordet wird. Und im Juli sind in South Dakota zwei unserer Agenten bei der Ausübung ihres Amtes getötet worden. Von Indianern. Es versteht sich, daß wir die Täter finden wollen. Vielleicht kannst uns du dabei helfen.

Ich wollte schon widersprechen, wollte sagen, daß der erste Tote bei jenem Schußwechsel ein Indianer gewesen sei, doch ich tat es nicht. Er entfaltete zwei Steckbriefe und las mir zwei lange Listen indianischer Namen vor. Toll klingende Namen, nicht? sagte er. Ich kannte keinen. Ich werde nie einen kennen. Er riet mir, nach Akwesasne zu gehen, dort würden sie eine gute Zeitung machen, sie schätzten zwar das FBI nicht, aber zugegeben, auch sie machten Fehler, er freute sich, mich kennengelernt zu haben, wenn ich in Zukunft in Schwierigkeiten sein sollte, sollte ich mich bei ihm melden, und wenn ich was in Erfahrung brächte, ebenso, es ließe sich ja zusammenarbeiten. Und so trennten sich nach einer halben Stunde der FBI-Agent und der nichtkriminelle Journalist, und jeder ging seiner Wege.

Der diensttuende Grenzschutzbeamte – es war nicht der vom Vortag – fuhr mich an den Rand des Distrikts von Malone. Wir sprachen über Motorräder und den schönen, späten Indianersommer.

Juli 1976. Im „Münchener Merkur“ steht: 200 Jahre Amerika. Ich stehe auf dem Boden von München und denke an Ma-na-hat-tan.

Rosi Kraft Handicap und Happyend mit Ali

Die Frage ist, ob ich Geld hab oder nicht, ob ich arm oder reich bin — und das ist keine Frage der Hautfarbe, keine Frage, ob schwarz, weiß, gelb oder rot.

Als Weltmeister Muhammad Ali mir diese Antwort gab — ich wollte von ihm wissen, ob er die gesellschaftlichen Konflikte in den USA als Rassenprobleme sehe oder ob er denke, daß da etwas anderes dahinterstecke —, ich glaube, ich habe in diesem Augenblick kaum ein Wort davon gehört. Irgendein Reflex mußte zum Glück eben noch funktioniert haben, mit zitterigen Fingern hatte ich aufs richtige Knöpfchen am Tonbandgerät gedrückt. Mit meinem Interview konnte nichts mehr schief gehen.

Ich weiß nicht mehr, wie oft und zu wem allem ich an diesem Tag gesagt habe: Wir haben's geschafft. Ganz sicher auch zu dem netten Burschen aus Alis Begleitung, der dann meinen Fotoapparat bediente. So gab es zum Interview das obligate Gruppenbild von Ali und mir, er mit *elan* in der Hand.

Mit *elan* hatte das Abenteuer ja Anfang Mai begonnen — mit dem Anruf des stellvertretenden Chefredakteurs Peter Bubenberger, ich sollte doch versuchen, für unser Jugendmagazin Muhammad Ali exklusiv und natürlich gratis zu bekommen. Warum gerade ich? Was ich über den Mann im Kopf hatte, war eine Mischung aus wenig Information und viel Quatsch: von seiner sportlichen Laufbahn so gut wie nichts; von seiner politischen Haltung eben so viel, daß er den Militärdienst während des Vietnam-Kriegs verweigert und dafür drei Jahre Berufsverbot samt Aberkennung seines Weltmeistertitels bekommen hat; und das alles überlagert von dem Dutzend-Klischee der Massenmedien — das „Großmaul“, das die Gegner mehr noch mit wüsten Beschimpfungen als mit harten Fäusten fertigmacht.

Boxsportfans erzählten mir das Nötigste in Sachen Rekordliste. Nur von dem Allernötigsten, dem Weg zu meinem Interviewpartner, hatten sie so wenig Ahnung wie ich. Also doch Anruf bei einer Staragentur, die angeblich alles wußte und alles machte. Wie und wo und wann kriegt man Ali? Der erste große Schrecken — 15 000 Mark sollte eine Autogrammstunde kosten — konnte als Irrtum aufgeklärt werden: da ich kein Kaufhaus habe, wollte ich auch keine Reklamegroßveranstaltung einkaufen. Nach einigem Hin und Her am Ende immerhin ein Tip: Schauboxen mit Miltenberger am 15. Mai in Augsburg, am besten so etwa zwei Stunden vorher. Mein Pech, daß ich zu der Zeit bayerische Landeskongress der SDAJ hatte. Da mußte Ali halt warten, und für das Interview hatte ich ja auch noch drei Wochen Zeit.

Zwei gute Wochen vergingen mit weiterem Telefonieren und Fragen, mit viertels Zusagen, halben Absagen, ganzen Pleiten. Kostenlos und exklusiv schien nicht drin. Jedenfalls nicht für mich und *elan*. Und es waren nur noch fünf Tage bis zu Alis Kampf mit Richard Dunn. Ich wurde nervös.

Aber auch wild entschlossen bis zur Ausgabe von zehn Mark für eine Eintrittskarte zum Training im Zirkus Krone. Das war am Donnerstag. Da saß ich nun, verstand nichts von dem, was ich sah, sah auch wenig Interessantes und über-

legte: wie willst du hier in dem Durcheinander an ihn rankommen? So hängte ich mich an den ersten besten Afro-Amerikaner, den ich am Ring gesehen hatte und der nun Richtung Ausgang unterwegs war. Der Mann war geduldig und hilfsbereit. Er hörte sich meine sieben Fragen an, fand sie „sehr interessant“, und ich bildete mir ein, das bedeute schon was. Allerdings, er selber könne für mich nur eines tun, mal mit Alis Vater reden und mir ein Gespräch mit dem Alten vermitteln. Ich war mehr als zufrieden — so schnell sollte das gehen und so einfach! Es ging gar nichts, Vater und Sohn sah ich nach dem Training für Sekunden miteinander, sie verschwanden, ab ins Auto. Meine zehn Mark waren futsch. Ich bekam dafür immerhin noch einen weiteren guten Rat: zwischen achtzehn und neunzehn Uhr Hotel *Bayerischer Hof*.

Und ob ich pünktlich war! Das war aber zunächst auch alles, abgesehen von einer tröstlichen Mitteilung aus der ebenfalls tatenlos rumsitzenden Ali-Suite, der Chef sei beim Essen und werde wohl bald vorbeikommen. „Bald.“ Inzwischen saß ich auf Kohlen und fühlte mich reichlich unwohl in Jeans und Polo-Hemd zwischen den Blicken derer in den Abendkleidern. Da hilft einem, jedenfalls in der ersten Stunde, auch fast gar nichts, außer daß man weiß, die sind von unserer Arbeit bezahlt.

Als ich mich schon verdrücken will, taucht mein Freund und Helfer vom Vormittag auf, und — Glück muß man haben! — daneben Alis Vater. Also nichts wie hin, doch der wußte zuerst von nichts und nach Erklärung auch nur, daß er für Interviews nicht zuständig sei. Pat Patterson, das wäre mein Mann. „Mein Mann“, erfuhr ich, sei beim Essen, und ich sollte halt mal hingehen. Ich nichts wie runter zu ihm, und wieder mein inzwischen schon gut gelerntes Sprüchlein: daß ich das Gespräch für die Jugendzeitung *elan* wolle, was *elan* sei, daß ich in erster Linie nicht sportidiotische Fragen stellen, sondern mich an den politisch denkenden Muhammad Ali wenden wolle . . . Das mochte „mein Mann“ nun gar nicht so sehr gern: Ali sei Sportsmann und kein Politiker, und vor achtzehn Uhr des nächsten Tages sei mit Sicherheit sowieso nichts zu machen. Da sollte ich mal wieder hierher kommen.

Das ganze Getue um den „Größten“ — natürlich geht mir das manchmal sehr auf die Nerven. Aber ich bin Profi-Boxer, und dabei gehört das Showgeschäft dazu.

Was Ali mir da beim zweiten Gespräch sagte, hätte ich früher wissen müssen. Es hätte mir viel Nerven gespart. So aber wußte ich nicht, daß zum Ritus der Show eben auch das Wartenlassen gehört: die Vorbereitung eines Interviews mit dem „Größten“ als Zeremonie mit besonderer Selbstdarstellung der public-relations-Leute, die ja im Interesse ihrer Jobs auch ihre Wichtigkeit beweisen müssen.

Dabei sind sie, abgesehen von ihrem Rollenspiel, nette Kerle. Und sie waren am nächsten Tag auch zur angegebenen Zeit da, diesmal vier Mann hoch, luden mich zum Kaffee ein, vertrösteten mich auf die nächste Stunde: Ali habe plötzlich Lust bekommen, ins Kino zu gehen. Für die Zwischenzeit waren sie sogar zu einem Gespräch mit und über Politik bereit. Zum Beispiel: ob ich als Kom-

munist für die Sowjetunion oder für China sei. Und wie ich's mit den Gewehren hielte, die in der *elan*-Ausgabe mit der Titelstory „Angola ist frei“ zu sehen sind. Ich hatte ein paar Nummern mitgebracht, damit sie sich eine Vorstellung von der Art und der Richtung des Blattes machen konnten, und nun erfuhr ich gerade dadurch etwas von ihnen. Nämlich: wie für sie die Pistole oder die MP in der Hand der Polizisten in Harlem zum „Horrorgegenstand“ geworden war. „Nie wieder zurück nach Harlem.“ — „Und solange ich da bin, will ich leben.“ Wir auch, sagte ich. Darum seien wir unter anderem für Abrüstung und Preisstop. Ob ich ein Profi wäre als Journalist? Und daß in jedem Fall wohl auch für mich Zeit Geld sei, und daß es im Augenblick demnach nur meine Zeit und mein Geld koste, noch länger zu warten. Vor 23 Uhr werde Ali nun kaum zurückkommen.

Da machte ich mich schleunigst auf den Weg zu meinem SDAJ-Gruppenabend. Um 23 Uhr war ich wieder da. Die andern hockten noch immer alle rum, auch Alis Vater, bloß von ihm selbst keine Spur. Wo er stecke, wann er komme — „das weiß man bei ihm nie so genau“.

Inzwischen wußte der Kellner schon, daß ich Kaffee mochte. Im übrigen kam ich mir irgendwie verarscht vor. Keiner war kompetent, keine Terminangabe stimmte. Ob die mich bloß auf den Arm nehmen wollten? Und in vier Tagen ist Ali weg.

Für heute passe ich. Als ich rausgehe, plötzlich ein ganz heißer Tip: „In zehn Minuten auf Zimmer 40.“ Zehn Minuten später „come in“, und da steht er, im Bademantel, hinten drauf die magischen Buchstaben *MA*. Bloß was drinsteckte, war nicht Ali, und was ich kriegte, war auch kein Interview, sondern eine Flasche Bier, freundliche Unterhaltung und ein nun ganz besonders sicherer Termin wieder für den nächsten Tag, 22 Uhr 30.

Aber diesmal werde ich's denen zeigen. Ich hatte nämlich noch eine ganz andere Spur zu Ali entdeckt, sein tägliches Morgentraining zwischen vier und sechs am Englischen Garten. So stand es immerhin in der Zeitung, und um halb vier war ich mit dem Fahrrad unterwegs, ab vier lauerte ich an seiner Strecke, und bis sechs hatte ich jedenfalls *mein* Trainingspensum runter. Nur von ihm hatte ich dabei nichts zu sehen bekommen.

Also doch am Abend wieder das inzwischen schon vertraute Bild im Hotel. Diesmal mit schwacher Besetzung auf der Gegenseite. Nur Alis Vater ist da, der mich ein wenig bedauert und tröstet. Dann endlich Pat: ich sei zu spät gekommen, Ali schlafe schon, und überhaupt sei das mit seiner — Pats — Kompetenz nicht an dem, wie ich mir das so vorstellte. Aber Ben, der da drüben sitze, das sei mein Mann. Rübe zu Ben und zum x-ten Mal mein Sprüchlein, dabei meine sieben Fragen; er findet sie „sehr interessant“, obwohl einiges dazwischen sei, wovon Ali wohl wenig wisse. Aber ich sollte morgen um 17.30 Uhr doch auf alle Fälle wieder herkommen. Er mache das schon.

An dem Abend muß ich ziemlich runter gewesen sein. Warum hätte ich mich sonst bis ein Uhr früh in die Halle gehockt und mit der Ali-Suite, inzwischen wieder vier Mann hoch versammelt, über Gott geredet? Wirklich mehr über Gott als über die Welt.

Ok, Rosi. Klar, sobald ich heimkomme, schick ich dir ein gescheites Farbfoto von mir. Und wenn du mal rüber kommst und zufällig in Chicago bist, kannst du mich und meine Freundin ja besuchen.

17.30 Uhr. Der freundliche Ober bringt schon automatisch meinen Kaffee. Und als ich aus der Tasse schaue, sehe ich Ali grad noch verschwinden.

Jetzt rücke ich aber diesem Ben auf die Bude. Das einzige was er weiß: Ali sei ziemlich erschöpft und habe sich hingelegt. Sorry. Außer unten warten und hoffen, daß es doch noch irgendwie klappt, bleibt mir nichts übrig. Also wieder Palaver. Und neue gute Ratschläge fürs Rankommen: „Beim nächsten Mal mußt Du sofort hin zu ihm, Presseausweis raus und ihm sagen, was Du willst. Das ist das Beste bei ihm.“ Ich will mir's merken: Und auch die nochmaligen Versprechen, sie wollten alles versuchen, damit ich endlich zu meiner Story komme.

Ben erscheint mit Gönnermiene. „Um 20.30 Uhr gehen wir rauf. Du kriegst dein Interview.“ Droben auf Wartestellung sieht die Sache zwar hoffnungsvoll, aber keinesfalls exklusiv aus. Vor Alis Tür stehen an die 20 Leute, die meisten, um Fotos zu schießen. Als schon die Tür aufgeht, fällt mir siedend heiß ein, meine Kamera liegt in der Halle. Das Morgentraining lohnt sich, runter und wieder rauf. Und da steht auch tatsächlich Muhammad Ali.

Diesmal ist er es wirklich, und ich bin so aufgeregt, daß ich schon nicht mehr weiß, was ich mit dem Tonbandgerät tun muß. Zum Glück ist außer den Fotografen auch noch eine amerikanische Reporterin vor mir dran. Sie hat nur eine Frage. Ich habe dann bekanntlich sieben. Und das mit meinem mühsamen Schulmädels-Englisch. Er reagiert auch darauf ganz schnell, wie im Ring, sagt sehr einfache Sätze, macht es mir durch Aufmerksamkeit so leicht wie nur möglich. Im übrigen hilft mir eine erneute Fotopause von etwa 10 Minuten, das schlimmste Nervenflattern allmählich in den Griff zu kriegen. Als ich mich verabschiede, bin ich mit uns beiden sehr zufrieden, und fix und fertig.

Also auf zum *Bayernstadl* der DKP, den Genossen und Freunden den Sieg verkünden, ihnen und vor allem auch mir selber das Tonband vorspielen und überlegen, was sich rausholen läßt. Ja, ich hatte auf jede Frage eine Antwort im Kasten. Aber warum hatte ich an der Stelle nicht eingehakt, wo er sagte, er allein könne nichts ausrichten? Was er machen könne, sei, daß er sich hinter bestimmte Forderungen stelle und sie mit seiner Persönlichkeit, seinem Namen, wo immer er auftrete, nach Kräften unterstütze. Wie sah er die Kampfgefährten, was dachte er von Angela Davis? Und ganz aktuell: was hielt er von den „konkurrierenden“ Präsidentschaftskandidaten und ihren Parteien? Und was hatte er eigentlich hier in der Bundesrepublik für Eindrücke gewonnen beim Empfang im Münchner Rathaus und bei seinem Besuch in Dachau? Wußte er etwas von den Berufsverboten?

Aber noch einmal durch diese Mühle der unzuständigen und zuständigen Instanzen, noch einmal dieses Handicap-Rennen gegen die inzwischen immer knappere Zeit? Da fiel mir ein, Ali hatte doch einem der Reporter gesagt, er solle am nächsten Tag um 9 Uhr wieder kommen, da habe er mehr Zeit für ihn.

Also neun Uhr. Und es mußte stimmen. Denn da war eine ganze Gruppe, dabei auch Brown Kelly, der Sänger aus Kenia, den ich schon vorher hier getroffen hatte und den ich bei der Gelegenheit gleich auch noch auf die Interviewliste für *elan* setzen konnte. Im Gegensatz zu mir hatte er allerdings einen „amtlichen“ Zettel, auf dem „9⁰⁰“ stand. Als Ali, diesmal auf die Minute pünktlich, auftritt, interessiert sich niemand für das Papier. Das übliche Blitzlichtgewitter verzieht sich nach einer Viertelstunde, Ali meint, nun sei es genug. Ob er mich wegschickt, wenn ich nun nochmal daherkomme mit meinen vergessenen Fragen? Keine Spur. „Come in.“ Die noch größere Überraschung folgt, als ich am Ende seiner Antwort auf meine vierte Frage merke: das Tonband streikt. Seit wann, weiß ich nicht. Was dann kam, hat mich von meinen Klischeevorstellungen über Ali endgültig geheilt. Es war ja nun wirklich eine Zumutung, nochmal ganz von vorn anzufangen. Er aber sagte, ohne mit der Wimper zu zucken, ok. Und tat's.

Nach zwanzig Minuten konnte ich das nun wirklich bespielte Band zurücklaufen lassen, noch ein Autogramm für *elan* kassieren und gehen. Aber ich ging nicht, und er schickte mich nicht weg. Wir redeten miteinander, und in dieser Stunde begriff ich, merkwürdig spät eigentlich, daß dieser Muhammad Ali ganz einfach ein Kumpel ist, sobald es gelingt, ihn aus dieser Mache um den „Größten“ rauszubekommen. Was bleibt, ist der Mann des Fortschritts, der politisch Engagierte, ein Mensch, der weiß, was er kann und was nicht — genau das Gegenteil von dem, wie Ali bei uns immer dargestellt wird. Natürlich hat er das ganze Getu und die eigene Rolle dabei dick, aber es gehört nun einmal dazu in dieser Gesellschaft des Showbusiness.

Und dann macht er mit mir Schau ohne Geschäft. Ich schleppe einen Fotografen an, er stellt die Boxszenen — zum Schluß meine Hand an seiner Nase, und er mit einem Gesicht, als habe ihn mindestens Ken Norton mit einer furchtbaren Geraden erwischt. Er hatte Spaß an der Gaudi und ich ein Topfoto. Und als ich dann schon auf der Treppe hin, holt er mich zurück und hat zum erstenmal einen Wunsch: Ob ich nicht noch einen Augenblick warten könnte. Ich sollte nicht weggehen, ohne auch seine Freundin kennengelernt zu haben.

Wenige Stunden nach dem ko-Sieg über Richard Dunn flog der alte und neue Weltmeister von München ab. Warum sollte ich ihm nicht wenigstens gratulieren und auf Wiedersehen sagen? Am Flugplatz, nur so. Tschüs, bye, bye, and good luck, Kumpel Ali.

Wolfgang Bittner Justitia schlägt zu

Zwei Fälle zum Recht am eigenen Bild

1

Am 27. 6. 1973 kam es in Tübingen wegen der geplanten Änderung des Hochschulgesetzes zu einer Demonstration. Nachmittags zogen zahlreiche Demonstranten mit Transparenten und Sprechhören durch die Innenstadt. Diese Aktion, die ordnungsgemäß angemeldet worden war, wurde von Kriminalbeamten überwacht und fotografiert. Einen Zwischenfall gab es erst, als einige Demonstranten den vom 2. Stock eines Cafés aus fotografierenden Kriminalobermeister E. entdeckten. Eine Gruppe von 6 bis 8 Demonstranten ging zu ihm hin und verlangte die Herausgabe des Films. Als E., der seine Kamera inzwischen in einem Aktenkoffer verschlossen hatte, sich weigerte, ergriff der Demonstrant A. den Koffer und lief damit weg. Die anderen hielten den E. von einer Verfolgung ab, indem sie ihn „packten und zu Boden drückten“. Die Sache kam vor dem Landgericht Tübingen zur Verhandlung, das die Wegnahme des Aktenkoffers als durch Notwehr gerechtfertigt ansah. Auf die Revision der Staatsanwaltschaft wurde dieses Urteil vom Bundesgerichtshof am 12. 8. 1975 aufgehoben und zur erneuten Verhandlung zurückverwiesen. Der BGH war der Auffassung, daß ein Raub oder räuberischer Diebstahl vorliegen könne und daß Notwehr nicht in Frage komme.

Die vom BGH gelieferte Begründung ergeht sich in rechtsdogmatischen Überlegungen und Ausführungen zum Tatbestand, die allesamt nur einen Zweck zu haben scheinen: das gewünschte Ergebnis vorzubereiten und zu untermauern. Dabei läßt man den eigentlichen politischen Kern der Sache natürlich außer Betracht, entsprechend dem Grundsatz, daß wahre Rechtsprechung selbstverständlich völlig unpolitisch und „wertfrei“ ist. Das Ergebnis aber kommt klar heraus: ein aus politischen Gründen demonstrierender Staatsbürger, der einem Polizisten den Fotoapparat wegnimmt, wird einem Gewaltverbrecher gleichgestellt. Damit sind zugleich die Weichen für die Bestrafung dieses „Gewaltverbrechers“ gestellt, denn Raub oder räuberischer Diebstahl sind nach dem Strafgesetzbuch mit Freiheitsentzug zwischen einem Jahr und fünfzehn Jahren zu bestrafen. Also ist das wenigste, was A. plötzlich zu erwarten hat, eine einjährige Freiheitsstrafe. Da staunt der Laie! Aber die Fachleute wundern sich überhaupt nicht; sie stimmen entweder überein oder werden sich hüten, ihre nächste Beförderung oder gar ihr Ruhegehalt aufs Spiel zu setzen. Wie kommt man nun — juristisch gesehen — zu einem solchen Urteil? Ganz einfach: Indem man Nebensachen zu Hauptsachen macht und Hauptsachen übergeht. Dementsprechend heißt es in der Urteilsbegründung, der A. müsse sich die gewaltsamen Handlungen seiner Begleiter zurechnen lassen, soweit er sie bewußt für seine Zwecke ausgenutzt habe. Auf das wesentlich wichtigere Problem, einer Zueignungsabsicht im Zeitpunkt der Wegnahme einzugehen, hält man dagegen nicht für erforderlich. Und ebensowenig eine Beurteilung der polizeilichen Maßnahmen nach rechtsstaatlichen Grundsätzen. Statt dessen führt der BGH — an der Oberfläche bleibend — weiter aus, das Fotografieren der Demonstranten sei rechtmäßig gewesen, weil mit Hilfe der Bilder die unbe-

kannt gebliebenen Täter früherer Wandschmierereien und Vorlesestörungen identifiziert werden sollten; insofern habe A. nicht in Notwehr handeln können (die nur bei einem rechtswidrigen Angriff zulässig ist).

Bei dieser Sachlage sei durch das heimliche Fotografieren weder das Recht der Versammlungsfreiheit noch das Recht auf freie Meinungsäußerung beeinträchtigt worden. Auch das allgemeine Persönlichkeitsrecht des A. sei nicht verletzt worden, weil A. nicht innerhalb seines privaten Bereichs, sondern als Teilnehmer einer öffentlichen Versammlung fotografiert wurde. Daß allein damit schon eine gewisse Einschränkung seines Rechts am eigenen Bild verbunden sei, ergebe sich aus § 23 Absatz 1 Nr. 3 des Kunsturhebergesetzes, wonach Bilder von „Versammlungen, Aufzügen und ähnlichen Vorgängen“, an denen die dargestellte Person teilgenommen hat, ohne die Einwilligung des Abgebildeten verbreitet und öffentlich zur Schau gestellt werden dürfen. Dem könnten zwar berechnete Interessen des Abgebildeten entgegenstehen, aber das sei hier nicht der Fall, zumal das Fotografieren aufgrund höherwertiger Interessen der Allgemeinheit geboten gewesen sei.

Ein „Vorrang des öffentlichen Interesses“ folge außerdem aus § 24 des Kunsturhebergesetzes, wonach „für Zwecke der Rechtspflege und der öffentlichen Sicherheit von den Behörden Bildnisse ohne Einwilligung der Berechtigten vervielfältigt, verbreitet und öffentlich zur Schau gestellt“ werden dürfen. Dem Sinn dieser Vorschrift entspreche es, auch die nicht ausdrücklich geregelte Herstellung solcher Bilder als erlaubt anzusehen. Gegen eine eventuelle spätere Aufnahme seines Bildes in eine Demonstrationskartei oder gegen die Weitergabe an den Verfassungsschutz könne A. sich im übrigen im Verwaltungsrechtswege zur Wehr setzen, das betreffe schließlich nur die spätere Aufbewahrung, nicht aber die Herstellung.

Auf diese Weise wird ein Eingriff in das allgemeine Persönlichkeitsrecht mehrerer hundert Menschen und dazu noch in die Grundrechte der Versammlungsfreiheit und der freien Meinungsäußerung mit der Begründung gebilligt, die Aufklärung von Wandschmierereien und Vorlesestörungen gehe vor. Da wird allen Ernstes behauptet, ein solcher Eingriff sei „von geringer Intensität und vorübergehender Natur“, wo bekannt ist, daß Bewerber für den öffentlichen Dienst im Anhörungsverfahren heute schon Unterschriften auf Listen gegen Fahrpreiserhöhungen vorgehalten werden. Da ist man so zynisch, dermaßen Betroffene auf den späteren Verwaltungsrechtsweg zu verweisen. Da werden von einem Obergericht polizeiliche Ermittlungsmaßnahmen, deren Aufwand ohnehin in keinem Verhältnis zum eigentlichen Ermittlungsergebnis steht, nicht nur geduldet, sondern sogar noch gebilligt, Maßnahmen, die für jeden Nichtjuristen klar erkennbar zu einer Aushöhlung der wesentlichsten demokratischen Grundrechte führen. Denn wer nimmt schon noch an politischen Versammlungen oder Diskussionen teil, wenn er damit Gefahr läuft, polizeilich erfaßt zu werden? Hat aus diesem Urteil nun eigentlich zu folgen, daß demnächst jeder, der weniger als 1500 Mark monatlich verdient, erkennungsdienstlich behandelt werden darf, weil er nachweislich zu einer Bevölkerungsschicht gehört, der die meisten Straftäter entstammen?

Ein ähnlicher Fall wie in Tübingen, nur mit umgekehrtem Vorzeichen, trug sich in Göttingen zu. Der Sachverhalt ist folgender: Am Morgen des 10. 12. 1974 wurde der Student und Amateurfotograf Axel S., der die Räumung eines besetzten Hauses durch die Polizei fotografiert hatte, von mehreren Beamten in einen Hinterhof geschleift, wo man ihm unter anderem den Film aus der Kamera riß; Beschädigungen der Kleidung und an der Kamera waren eine Nebenfolge. S. erstattete Strafanzeige.

Aber es kam nicht einmal zur Eröffnung des gerichtlichen Hauptverfahrens, weil nämlich bereits das Ermittlungsverfahren gegen die Polizisten eingestellt wurde. Dem Einstellungsbescheid der Staatsanwaltschaft Göttingen vom 11. 7. 1975 ist zu entnehmen, daß S. nur sein gutes Recht widerfuhr. Das Vorgehen der Polizisten sei „gerechtfertigt und auch nicht unangemessen“ gewesen. Da S. von einigen Beamten während der Hausräumung Nahaufnahmen gemacht habe, insbesondere von dem Polizeioberkommissar B., seien die Betroffenen befugt gewesen, zur Wahrung ihrer Rechte am eigenen Bild Maßnahmen gegen den Fotografen zu ergreifen, ihn also festzunehmen und von der Straße auf den Hinterhof „zu verbringen“. Da er auch dort seine Kamera noch krampfhaft festgehalten habe, „mußte“ ihm diese „geradezu entwunden“ werden. Daß sich dabei, in dieser „hektischen“ Situation, „der Film bei der Entnahme aus dem Fotoapparat entrollte“, könne den Polizisten nicht als vorsätzliche, sondern allenfalls als fahrlässige Sachbeschädigung zugerechnet werden, die jedoch nicht strafbar sei. Weitere Sachbeschädigungen, Körperverletzungen, kurzfristiger Freiheitsentzug usw. seien eine Folge des unberechtigten Widerstandes gegen die Polizei gewesen und daher nicht „zu Lasten der einschreitenden Polizeibeamten zu werten.“

Also der Film „entrollte sich“ (die Schüsse, mit denen in München ein jugendlicher Schwarzfahrer im Auto getötet wurde, nachdem er bereits gestellt war, hatten sich „gelöst“ ...). Daß es sich bei dem besetzten Haus um ein in der Göttinger Innenstadt gelegenes vom Oetker-Konzern aufgekauftes Fachwerkgelände handelte, das schon monatelang leerstand und nach seiner Räumung innen systematisch zerstört wurde, hatte die Staatsanwaltschaft – der „Wertfreiheit“ des Rechtes wegen – selbstverständlich nicht zu interessieren. Mittlerweile wird vom Bauamt geprüft, ob dieses Haus und mehrere andere dem Verfall preisgegebene Häuser desselben Viertels restauriert werden können, um sie als Baudenkmäler zu erhalten. Zu dieser öffentlichen Bewußtseinsbildung kam es nicht zuletzt aufgrund der Hausbesetzung. Es kann also davon ausgegangen werden, daß der Amateurfotograf S. am frühen Morgen des 10. 12. 1974 „Bildnisse aus dem Bereich der Zeitgeschichte“ geschaffen hat und dazu auch berechtigt war. Aber auch dieses Faktum hielt die Staatsanwaltschaft für unerheblich. Hat daraus zu folgen, daß in Zukunft alle Fotografen, die Aufnahmen von Polizeieinsätzen machen wollen, festgenommen und auf Hinterhöfe geschleppt werden dürfen, wo ihnen dann zusätzlich noch Film und Kleidung zerrissen werden darf?

lendemains lendemains lendemains

ZEITSCHRIFT FÜR
FRANKREICHFORSCHUNG
+FRANZÖSISCHSTUDIUM

4

SCHWERPUNKT

mit Beiträgen von:

Aufklärung I

Michael Nerlich
François Hincker
Werner Krauss
Brigitte Schlieben-Lange
Winfried Schröder
Manfred Naumann

SCHWERPUNKT

mit Beiträgen von:

Sprachgeschichte in der Frankreichforschung II

Udo L. Figge
Rupprecht Rohr

FORUM LENDEMAINS

Winfried Engler

FRANCE ACTUELLE

Politik
Nouvelles brèves

KRS/DRV-NACHRICHTEN

Arno Euler

Jährlich 4 Hefte. Einzelheft DM 7,-/Jahresabonnement DM 24,-/
Studentenabonnement DM 20,- gegen Bescheinigg. Alle Preise
zuzügl. DM 2,80 Porto. Bestellungen beim Verlag und Vertrieb
Sozialistische Politik GmbH., Büsingstr. 17, 1 Berlin 41,
Postfach 410 269. Postscheckkonto: Verlag und Vertrieb Sozia-
listische Politik, SONDERKONTO LENDEMAINS, Berlin-West, Nr.
1237 68-109

Deutsche Volkszeitung

ein
demokratisches
Wochenblatt –
unentbehrlich
für
den
kritischen
Zeitgenossen

Probeexemplare unverbindlich und ko-
stenlos durch MONITOR-VERLAG GmbH,
Oststraße 154, Postfach 5707, 4000 Düs-
seldorf – Anforderungskarten liegen die-
ser Ausgabe bei –

Werkkreis Literatur der Arbeitswelt

Mein Vaterland Ist International
Texte zur internationalen
Solidarität
Band 1744 / DM 5,80

Weg vom Fenster
Über Entlassungen und
Disziplinierungen
Band 1682 / DM 4,80

**Die Kinder des roten Großvaters
erzählen**
Band 1681 / DM 5,80

Zwischen den Stühlen
Über die Schwierigkeit, nicht ganz
unten, aber auch nicht oben zu sein
Band 1642 / DM 5,80

Margot Schroeder
Ich stehe meine Frau
Band 1617 / DM 4,80

Dieser Betrieb wird bestreikt
Berichte über die Arbeitskämpfe
in der Bundesrepublik
Band 1561 / DM 4,80

Mit 15 hat man noch Träume...
Arbeiterjugend in der BRD
Band 1535 / DM 4,80

FISCHER
TASCHENBÜCHER



Beilagenhinweis:
Diesem Heft liegen ein Prospekt „Kunst & Gesellschaft“ des Ferdinand Enke Verlags und eine Bestellkarte des Monitor-Verlags
(Deutsche Volkszeitung) bei.

IMSF

Institut für Marxistische Studien und Forschungen
Neue Veröffentlichungen des IMSF:

Soziale Bewegungen

Analyse und Dokumentation des IMSF
Heft 1/76

Der Arbeitskampf in der Druckindustrie im Frühjahr 1976

Von Bernd Güther und Klaus Pickshaus,
70 Seiten, Din A 5, Dokumentenanhang, DM 7,-

Das erste Heft der neuen Publikationsreihe des IMSF analysiert Bedingungen, Verlauf und Ergebnisse des erfolgreichsten gewerkschaftlichen Abwehrkampfes in der Krise 74/76.

Die Reihe „Soziale Bewegungen“ erscheint mit vier Heften im Jahr. Umfang 40 bis 70 Seiten, Einzelheftpreis zwischen 5,- und 8,- DM, Abonnement (vier Hefte) 20,- DM. Zwei Hefte geben einen regelmäßigen, systematischen Überblick über auslösende Momente, Verlauf und Ergebnisse der sozialen und politischen Kämpfe der Arbeiterklasse; zwei („Sonder“-)Hefte behandeln schwerpunktmäßig einzelne Bewegungen, Kampfformen, Bürgerinitiativen u. ä. Redaktioneller Beirat: Prof. Dr. F. Deppe, Prof. Dr. G. Fülberth, Prof. Dr. L. Peter

Marxismus-Digest 27

Die Arbeiterklasse der Sowjetunion

Heft 3/1976, ca. 150 Seiten, Einzelheft DM 6,-

Dieses Heft enthält u. a. folgende Beiträge:

M. N. Rutkewitsch, Die Sozialstruktur der sozialistischen Gesellschaft in der UdSSR und ihre Entwicklung zur sozialen Homogenität; **L. A. Gordon, E. W. Klopow**, Die soziale Entwicklung der sowjetischen Arbeiterklasse in Zahlen; **N. A. Aitow, S. F. Jelissejew**, Die wissenschaftlich-technische Revolution und die Veränderungen in der sozialen Struktur der Arbeiterklasse in der entwickelten sozialistischen Gesellschaft; **M. N. Notschewnik**, Das Wachstum des Kultur- und Bildungsniveaus der Arbeiterklasse in der UdSSR; **L. A. Gordon, E. W. Klopow, W. J. Neigoldberg, T. P. Petrow**, Der entwickelte Sozialismus und der Wohlstand der Arbeiter; Ein neues Industriezentrum. Probleme der Herausbildung von Arbeitskollektiven; **J. J. Wolkow, V. I. Muchacev**, Die Beteiligung der Arbeiter an der Leitung der gesellschaftlichen Produktion; **J. V. Todorski**, Arbeiter und Bauern – Deputierte des obersten Sowjets der UdSSR; **J. P. Rjabow**, Die betriebliche und politische Aktivität der sowjetischen Arbeiter; **Francis Cohen**, Eine „neue Klasse“ in der UdSSR?; Bibliographie.

Bitte fordern Sie ein Gesamtverzeichnis der Publikationen des IMSF an!

Bestellungen bei Ihrer Buchhandlung oder direkt bei

Institut für Marxistische Studien und Forschungen,
Liebigstraße 6, 6000 Frankfurt am Main.



rote blätter abonnieren! rote blätter schenken!

rote-blätter-Abonnenten

- sind über die Aktionen und Forderungen der Studentenbewegung stets brandaktuell informiert
- werden über die neuen und interessanten Entwicklungen in Politik, Kultur und Gesellschaft informiert

- erhalten Analysen und Reportagen über die internationale antiimperialistische Bewegung

- werden mit neuesten Fakten aus dem realen Sozialismus versorgt

- erhalten Informationen über die Kämpfe und Forderungen der Arbeiter aus erster Hand

Ich bestelle ab Nr. ein Abonnement der roten blätter bis auf Widerruf (Kündigungen nur zum Jahresende bis jeweils 20. November — Widerruf innerhalb von 8 Tagen nach dieser Bestellung möglich).

Auch die Adresse des Empfängers eines Geschenkabonnements kann hier angegeben werden (mit dem Hinweis: Ich verschenke ein Abonnement der roten blätter an:

und erbitte die Rechnung an folgende Adresse:

Einsenden an:
rote blätter,
MSB Spartakus,
Postfach 2006,
5300 Bonn 1

Name:

Straße:

Postleitzahl, Ort:

Unterschrift:

UF DEN DAG WART I

Alemannische Gedichte von Manfred Bosch

72 Seiten, broschiert, DM 5,-

*Mir hond nind zum sage, drum mommer d Gosch uffriisse
Des Buech isch für die wos ufmachtet
un für die wo no monnet me sotts besser haalte*

1. Auflage in 3 Wochen vergriffen! Jetzt in 2. Auflage lieferbar!
Bestellungen über den Autor: 8081 Grunertshofen, Dorfstraße 19

Copyright KÜRBISKERN. Alle Rechte, auch das der Übersetzung, vorbehalten. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion.

KÜRBISKERN — Literatur, Kritik, Klassenkampf — wird herausgegeben von Friedrich Hitzer, Oskar Neumann, Conrad Schuhler, Hannes Stütz. Redaktion: Friedrich Hitzer (verantwortlich), Klaus Konietzky, Elvira Högemann-Ledwohn, Oskar Neumann, Roman Ritter. Redaktionsanschrift: Hohenzollernstraße 144, 8000 München 40.

Die Zeitschrift KÜRBISKERN erscheint vierteljährlich (März, Juni, September, Dezember) im Damnitz Verlag GmbH, München. Gesellschafter: Heino F. von Damnitz, Maler, Grünwald, 1/5; Carlo Schellemann, Maler und Grafiker, München, 1/5; Erich Stegmann, Maler, Deisenhofen, 2/5; Hannes Stütz, Lektor, Düsseldorf, 1/5; Geschäftsführung und Verlagsbereich KÜRBISKERN: Hohenzollernstraße 144, 8000 München 40.

Druck: F. C. Mayer Verlag, München.

Einzelheft DM 6,80, Jahresabonnement DM 22,- zuzüglich MwSt. + Porto. Postscheckkonto München 308822-806. Deutsche Bank München, Zweigstelle Kurfürstenplatz, Konto-Nr. 35/18008.

Bestellungen über den Buchhandel oder direkt bei KÜRBISKERN, Hohenzollernstraße 144, 8000 München 40, Telefon (089) 30 37 83.

FRANZ JOSEF DEGENHARDT veröffentlicht seinen Text „Arbeitslosigkeit“ erstmals in diesem KÜRBISKERN. Er wird ihn in seiner für den September geplanten Tournee zur Gitarre vortragen.

ALFRED ANDERSCH hat die Erzählung „Lin aus den Baracken“ 1976 geschrieben.

Die letzten Gedichtbände von PETER MAIWALD (s. a. KÜRBISKERN 3/76): KÜRBISKERN-ZEITGEDICHTE Heft 2/1976; Damnitz-Verlag; GESCHICHTEN VOM ARBEITER B., Haltungen und Redensarten, Raith Verlag, München 1975.

ERICH FRIED (siehe KÜRBISKERN 4/75).

HANNELIES TASCHAU, geboren 1937. Seit 1969 freiberufliche Autorin in Hamburg. Lyrik, Prosa. Veröffentlichungen: „Die Taube auf dem Dach“, 1967. „Strip und andere Erzählungen“, 1974.

UWE WANDREY, (siehe KÜRBISKERN 1/72), Veröffentlichung u. a.: „Lehrzeitgeschichten“, München 1973. Arbeitet an einem Bundeswehrroman.

FRANK GÖHRE, geboren 1943, Ausbildung als Buchhändler, arbeitet jetzt als freier Schriftsteller. Roman: „Gekündigt“. Der in diesem Heft veröffentlichte Text ist ein Abschnitt aus dem Roman „So läuft das nicht“, der im Herbst 1976 beim Weismann Verlag erscheint.

HÖRST HERKOMMER, geboren 1951, Lehre als Starkstromelektriker, Krankenhauspfleger, Job in Offenbacher Jugendheim, zweiter Bildungsweg, Studium in Nürnberg, Sozialarbeit. Gelegenheitsarbeiten. Derzeit in einem Jugendamt tätig. Mitglied im Werkkreis Literatur der Arbeitswelt. Lebt in Erlangen.

HERBERT BERGER, geboren 1936 in Schlesien, Kaufmannslehre, bis 1975 Bergmann. Freier Mitarbeiter verschiedener Zeitungen und Zeitschriften. Essay, Erzählungen, Glossen, Gedichte. Erzählerpreise des Sozialministers von Nordrhein-Westfalen 1973/74/75. Herausgeber, Verleger und Illustrator „Ich und meine Stadt“ 1974.

KLAUS PETER WOLF (siehe KÜRBISKERN 1/74).

RUDOLF SCHLABACH, geboren 1924, im zweiten Weltkrieg Soldat, danach Studium der Germanistik, Philosophie und Theologie. Lehrer. Seit sechs Jahren Leiter eines Gymnasiums in Unna bei Hamm. Schreibt vor allem Hörspiele.

MANFRED BOSCH (siehe KÜRBISKERN 3/75), lebt in München als freier Autor. Veröffentlichungen: „Für wen schreibt der eigentlich?“ (mit Klaus Konietzky), 1973; „Die Leute behandeln, als ob sie Menschen seien. Managerliteratur, eine Dokumentaranalyse“, 1974. Alemannische Mundartgedichte: „uf den dag wart i“, 1975.

DIETER BECK, geboren 1951. Studiomasiker bei „I could cry for loud blues“. Mit „Zyankali“ Tournee durch Norddeutschland. Mitwirkung bei Fernsehsendungen, Auftritt in Jugendzentren, Theatern, Diskotheken, beim UZ-Pressefest. Eigene politische Lieder in bayerischer Mundart. Instrumentalstücke, Lieder der amerikanischen Arbeiterbewegung.

RIGO ROS (siehe KÜRBISKERN 1/76 und KLEINE ARBEITERBIBLIOTHEK, Band 8 und 17).

ARTUR TROPPMANN veröffentlicht im Herbst 76 im Damnitz-Verlag „Die Leute aus dem 30er Haus“, Kleine Arbeiterbibliothek, Band 24.

CHRISTIAN SCHAFFERNICHT, geboren 1948 in Hannover, gelernter Satzsetzer und Fotograf. Lebt in Münster, arbeitet als Grafiker und Autor. Mitglied im Werkkreis Literatur und Arbeitswelt. Veröffentlichungen in Anthologien, Zeitungen und Zeitschriften.

SIEGFRIED GRUNDMANN (siehe KÜRBISKERN 2/76).

ALBERT MAURER, geboren 1947, studiert Germanistik in Westberlin und ist Mitglied des Werkkreises Literatur der Arbeitswelt.

ELISABETH ALEXANDER (siehe KÜRBISKERN 2/73)

KATRINE VON HÜTTEN, geboren 1943, Veröffentlichungen: Lyrik und Prosa.

LUDWIG FELS (siehe KÜRBISKERN 2/76 und 2/75).

JOACHIM HOSSFELD (siehe KÜRBISKERN 3/76 und KLEINE ARBEITERBIBLIOTHEK BAND 8).

THOMAS HARTWIG, geboren 1941. Lehre als Filmkopierfertiger. Studium an der Deutschen Film- und Fernsehakademie in Westberlin. Lebt als Filmemacher in Westberlin. Schreibt auch Hörfunkmanuskripte. Sein Dokumentarfilm „Wir wollen Blumen und Märchen bauen“ (1975) beschäftigt sich mit einem Versuch studentischer Sozialarbeiter und Sozialpädagogen, sogenannte Randgruppenjugendliche in die Gesellschaft zu integrieren. Ein Teil des hier abgedruckten Textes stammt aus einer Hörfunksendung des Autors mit dem gleichen Titel.

WOLFGANG BARTELS, geboren 1949, Referent für Jugendpolitik beim Parteivorstand der DKP. Zeitungs- und Zeitschriftenveröffentlichungen. Mitautor des Buches „Wir sind 16 und wollen nicht stempeln“, Weltkreis-Verlag 1976.

GERD NIES, geboren 1943, Rechtsanwalt in München.

JOHANNA HUND, geboren 1935, Studium der Pädagogik und Soziologie. Diplomsoziologin in München. Verschiedene Veröffentlichungen.

ULRIKA MAERCKS-FRANZEN, geboren 1946, Studium der Germanistik und Geschichte, Kunstgeschichte, Lebt in München. Zur Zeit auf Arbeitssuche.

WALTER GERLACH (siehe KÜRBISKERN 1/75).

RUDI BERGMANN (siehe KÜRBISKERN 3/75 und KLEINE ARBEITERBIBLIOTHEK, Band 17). Gedichtbände: „Denn wir kamen, um zu bleiben“, Damnitz-Verlag 1975; „Spuren“, Proletenpresse 1976. Vorstand der Naturfreundjugend.

ERASMUS SCHÖFER (siehe KÜRBISKERN 4/73 und KLEINE ARBEITERBIBLIOTHEK Band 8 und 17). Die in diesem Heft abgedruckte Rede wurde vom Autor auf der 6. und letzten Streikversammlung des Bezirks Düsseldorf der IG Druck und Papier vor etwa 800 Kollegen gehalten.

FRIEDRICH KNILLI, Österreicher, geboren 1930. Professor für Allgemeine Literaturwissenschaft und Geschäftsführender Direktor des Instituts für Medienwissenschaft und Literatursoziologie an der Technischen Universität Berlin. Funk- und Fernsehautor, Fernsehkritiker. Mitglied der IG Druck und Papier. Mitglied im Werkkreis Literatur der Arbeitswelt. Vorstandsmitglied des Literarischen Colloquiums Berlin.

CLAUS BIEGERT, geboren 1947. 1970–72 Redakteur und Fernsehkritiker der AZ, München. Seitdem freier Journalist. Freie Mitarbeit bei Funk und Verlagen, feste Mitarbeit bei der Gesellschaft für bedrohte Völker, Hamburg, und deren Publikation „pogrom“. Längere Aufenthalte in USA und Canada. Das Material über die amerikanische Arbeiterbewegung wurde während eines von der DFG finanzierten Forschungsaufenthalts gesammelt. Veröffentlichungen: „Kinder sind kein Eigentum – ein Theaterexperiment“ (mit Diethard Wies), Piper, München 1973; „Seit 200 Jahren ohne Verfassung – Indianer im Widerstand“, rororo aktuell 4056, 1976.

KLAUS HÜBNER, geboren 1949, Volksschule, 1964–1971 Justizverwaltung, seit September 1971 Kreisverwaltung in Kleve. Verheiratet, 1 Kind. Veröffentlichungen in verschiedenen Zeitschriften.

ROSI KRAFT ist freie Mitarbeiterin der Zeitschrift ELAN, die ihr Interview mit Muhammed Ali veröffentlicht hatte.

WOLFGANG BITTNER, geboren 1941, lebt als freier Schriftsteller und Publizist in Göttingen. Studium der Rechtswissenschaft, Soziologie und Philosophie, 1972 Promotion, Volljurist. Freie Mitarbeit bei Rundfunk, Zeitungen, Zeitschriften. Drei Bücher, zuletzt „Erste Anzeichen einer Veränderung“, Lyrik und Prosa, 1976.

Jürgen Schwalm/Peter Wetterau

Politische Arbeit mit Film

Siehehen erschienen:

Jürgen Schwalm/Peter Wetterau

Politische Arbeit mit Film

Ein Handbuch der praktischen Filmarbeit

108 Seiten, brosch., DM 10,—

Ein Handbuch der praktischen Filmarbeit.

Die beiden Autoren waren viele Jahre in fortschrittlich engagierten Film-Clubs tätig. Ihre praktischen Erfahrungen haben sie in einem handlichen Leitfaden zusammengefaßt, der Tips und Hinweise dafür gibt, wie Filmveranstaltungen ohne Pannen geplant und durchgeführt werden. Das Handbuch wendet sich an nichtkommerzielle Filmgruppen und an alle politischen und gewerkschaftlichen Organisationen (besonders der Jugend), die den Film in ihre Arbeit einbeziehen wollen.

Aus dem Inhalt: Wie finde ich Filme? — Wie werte ich Kataloge aus? — Charakteristik der wichtigsten Verleihe — Filmbestellung — Werbung — Finanzierung — Möglichkeiten der Zusammenarbeit — Modelle der Filmarbeit in der Praxis — Film als Ausgangspunkt für die politische Arbeit — Wichtige Filmliteratur — Verleihanschriften — Technische Grundkenntnisse und Pannenhilfe.

Bestellungen über den Buchhandel oder direkt bei

Damnitz Verlag GmbH, Hohenzollernstraße 144, 8000 München 40

Telefon (089) 30 10 15 und 30 10 16